Aus Spaniens Gegenwart.

Aus Spaniens Gegenwart.

Culturskizzen

von

Wilhelm Lauser.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1872.

Meinem Freunde

Señor Don Francisco M. Tubino

in Madrid

gewidmet.

Vorwort.

„Es lebe Spanien mit Ehren!“ Als dieser Ruf zuerst im Hafen von Cadix erscholl, und dann immer mächtiger anschwellend bis zu den Pyrenäen drang, wandten sich mit einem male wieder alle Blicke jenem Lande zu, das unter dem schmachvollen Scepter der letzten Bourbonin den Todesschlaf zu schlummern geschienen hatte. Es waren Tage von weltgeschichtlicher Bedeutung. Die besten Söhne Spaniens waren ins Gefängniß geworfen oder in die Verbannung getrieben worden; die römische Kirche hatte den unwürdigen Günstlingen Isabella's II. ihren mächtigen Arm geliehen, um das Volk niederzudrücken; der Heilige Vater hatte, wie um das gesittete Europa herauszufordern, der Königin die goldene Rose, das Sinnbild fürstlicher Tugend, verehrt; und bereits hatte der gewaltige Gesellschaftsretter in den Tuilerien dem Drängen seiner

spanischen Gemahlin nachgegeben, ein Bündniß mit der reactionären Regierung zu Madrid anzubahnen. Da zuckte, überraschend wie ein Blitz aus heiterm Himmel, die Kunde durch Europa, daß der bourbonische Thron von dem Freiheitssturme, der durch ganz Spanien brauste, weggefegt worden sei, und daß Isabella in schmählicher Flucht nach jenem Schlosse in Pau sich habe retten müssen, wo einst ihr großer Ahn, Heinrich IV., seine glorreiche Laufbahn begonnen.

Die Dunkelmänner allerorten wurden von Schrecken befallen; denn wer konnte wissen, wo die Bewegung, die von jener äußersten Ecke Europas ausgegangen, stillstehen werde? Napoleon III. sah abermals den Traum eines lateinischen Bündnisses zerrinnen; er mußte darauf denken, die Grenzen Frankreichs gegen das Pyrenäenland hermetisch abzuschließen, und er wurde dermaßen von der Sorge um die Vorgänge im Süden beschäftigt, daß er, wie unser größter Staatsmann bezeugte, für gerathen hielt, seine längst vorbereiteten Plane gegen Deutschland wieder zu vertagen. So nahe berührte die spanische Septemberrevolution von 1868 unsere eigenen vaterländischen Angelegenheiten.

Zwar alles ist nicht in Erfüllung gegangen, was das freisinnige Europa von dem Aufschwunge des spanischen Volkes erwartete. Der Leser dieses Buches wird nur zu bald einer wahrhaft sittlichen und alle

Schichten der Gesellschaft in gleichem Maße durchdringenden Begeisterung das ränkevolle, selbstsüchtige Treiben folgen sehen, durch welches die Parteien und Parteiführer Spaniens sprichwörtlich sind, er wird mitten in das blutige Pronunciamiento einer der Parteien der Septemberrevolution selbst hineinversetzt werden und die Karlisten in Nordspanien ihren traurigen Feldzug gegen die neue Ordnung der Dinge vorbereiten sehen. Als aber trotz aller Schwierigkeiten und Störungen das Werk der demokratischen Verfassung im Jahre 1869 vollendet wurde, konnte sich doch niemand mehr verbergen, daß man es hier mit einer Bewegung zu thun habe, die gewiß für Spanien, vielleicht auch für Europa, so wichtig sei als diejenige von 1812. Und man rechnet bei uns wieder mit dem Lande hinter den Pyrenäen, seitdem daselbst ein verfassungsmäßiges Königthum errichtet ist, das die Grundsätze der Freiheit und Ordnung versöhnen soll.

Von dieser ganzen Entwickelung in einer zusammenhängenden Reihe von Skizzen ein getreues Bild zu geben, dies haben wir uns zur Aufgabe gemacht. Zunächst treten wir in den Sitzungssaal der constituirenden Cortes, um die Staatsmänner kennen zu lernen, deren Reden, in alle Sprachen übersetzt, der Welt den neuen Aufschwung des spanischen Volkes ankündigten; wir sind Augenzeugen aller großen parla-

mentarischen Vorgänge, von der Eröffnung des Congresses bis zur Beeidigung des Königs Amadeus; die verschiedenen Parteigruppen, ihre Schattirungen, Führer, Bestrebungen zeichnen sich vor unsern Blicken ab. Dann sehen wir in den Versammlungen und Clubs, auf der Straße, im ganzen öffentlichen Leben, wie die Masse des Volkes selber durch die neuen Revolutionsgedanken, durch die Verkündigung der Volkssouveränetät und der Menschenrechte, durch die erstmalige Ausübung des allgemeinen Stimmrechtes im innersten Wesen ergriffen und aus der frühern fatalistischen Gleichgültigkeit gerissen wurde; wir sehen besonders den Bruch mit einer düstern Vergangenheit sich vollziehen und ein ganz neues Leben für diese Nation anbrechen, mit der kostbaren Errungenschaft der Septemberrevolution, mit der Anerkennung der Glaubensfreiheit.

Der Widerstreit zwischen der alten und der neuen Zeit spiegelt sich ab in den Bildern der nationalen Feste der Spanier, der politischen sowol als der kirchlichen; manche aus der Vorzeit überlieferten Gebräuche, die zu verschwinden drohen, manche neue Sitten, die sich eben jetzt Bahn brechen, Volk und Gesellschaft in Stadt und Land, der Adel, die Arbeiter, die Geistlichen, Bauern, Bettler, so ziemlich alle eigenthümlichen Erscheinungen des nationalen Lebens in Spanien sind hier geschildert. Wie sich die neue Bewegung der Geister auf der spanischen Schaubühne

äußert, welchen Einfluß die politischen Clubs auf die nationale Entwickelung ausüben, welchen Antheil an den allgemeinen wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen Europas die Tertulias, Casinos und Ateneos in Spanien nehmen, was von Bedeutung in neuerer Zeit auf künstlerischem und schöngeistigem Gebiet geleistet wird, in welcher Weise namentlich Akademien und Kunstanstalten zu Madrid ihre Aufgabe zu lösen suchen, dies ist aus frischer Anschauung heraus und auf Grund einer mehrjährigen Beobachtung dargestellt.

Als Berichterstatter der wiener „Presse", und als Mitarbeiter der augsburger „Allgemeinen Zeitung" und der Zeitschrift „Unsere Zeit", hat der Verfasser zu verschiedenen malen, namentlich aber nach der Septemperrevolution 1868, im Herbst 1869 während des republikanischen Aufstandes und im Jahre 1870 und 1871, vor und nach der Thronbesteigung des Königs Amadeus Spanien bereist. Die Berichte, die er während seines mehr oder weniger langen Aufenthaltes in den verschiedenen Theilen Spaniens, verfaßte, bilden den Grundstock dieses Bändchens, dem in nicht zu ferner Zeit eine zusammenhängende Darstellung der neuesten Geschichte Spaniens nachfolgen soll.

Möchten vorläufig diese Schilderungen wenigstens dazu beitragen, bei uns die Theilnahme an den Geschicken und Bestrebungen einer Nation zu erhöhen, die deut-

scher Bildung und Wissenschaft mehr Liebe und Verständniß entgegenbringt als manche andere, und in ihrem überwiegenden Theil während des letzten Krieges unserer guten Sache warme Sympathien gewidmet hat!

Wien, im März 1872.

Der Verfasser.

Inhalt.

1.

Die Eröffnung der constituirenden Cortes.

Madrid, 11. Februar 1869.

Es ist als ob das ganze Volk Spaniens leichter athmete, seitdem, heute Mittag 2 Uhr, der über die Hauptstadt hinrollende Schall von einundzwanzig Kanonenschüssen verkündigte, daß die Zeit der provisorischen Regierung zu Ende sei und daß die einzige souveräne Gewalt in die Hände der durch allgemeine Abstimmung gewählten Vertreter der Nation niedergelegt werde. Ein an Gefahren und noch mehr an Befürchtungen reicher Abschnitt ist geschlossen, und die Vereinigung der constituirenden Cortes erscheint als eine wenigstens vorläufige Bürgschaft gegen die Umtriebe der Karlisten, gegen verbrecherische Attentate der ultramontanen und republikanischen Fanatiker, gegen die auf fremde Hülfe gestützten Reactionsversuche, gegen den selbstsüchtigen Ehrgeiz fürstlicher Thronbewerber, wie gegen die Dictatorgelüste sogenannter providentieller Menschen.

Die allgemeine Freude wird durch den wohlfeilen Spott der Reaction, daß das Land nun abermals sein Heil von constituirenden Cortes erwarte, nicht gestört, denn jedermann weiß, daß die heute vereinigten Cortes

nichts mit jenen frühern im Arbeitszimmer irgendeines Ministeriums ausgebrüteten Congresos históricos gemein haben, sondern daß dieselben zum ersten mal seit den cadixer Cortes von 1812 die echte Vertretung des Willens und der Anschauungen des Landes und zugleich die höchste Staatsgewalt sind, der alle Gewalten und Parteien sich in Gehorsam und Achtung zu fügen haben. Jeder Zweifel, ob die durch diese Cortes neu zu gründende politische und sociale Ordnung auch in Wahrheit die Verwirklichung und Vollendung der Septemberrevolution sein werde, ist für heute verbannt.

Wie sehr alle Schichten der Gesellschaft von der Theilnahme an dem Vorgange dieses Tages durchdrungen waren, dafür zeugten Gruppen von Männern aus dem Volke, welche geduldig die vergangene Nacht vor dem Congreßgebäude durchwachten, um ihrer Plätze für die Sitzung sicher zu sein. Morgens um 10 Uhr war die ganze madrider Bevölkerung auf den Beinen, von allen Seiten riefen Hörner und Trommeln die „Freiwilligen der Freiheit" und die Truppen zu ihren Versammlungsplätzen; die hier an allen Fenstern befindlichen Balkone wurden mit Teppichen geschmückt; von den öffentlichen Gebäuden wehten mächtige Fahnen mit den Nationalfarben, und über dieses ganze buntbewegte und glänzende Schauspiel breitete sich ein tiefblauer Himmel mit der herrlichsten Frühlingssonne.

Der feierliche Zug nach den Congreßpalaste ging in ähnlicher Weise vor sich wie seither unter der Herrschaft Isabel's II., nur daß diesmal vorzugsweise den Freiwilligen und nicht den Truppen, die man aber doch

nach langer Berathung nicht ganz fern halten wollte, die Aufgabe zufiel, das Ehrengeleite zu bilden. Um 2 Uhr verließen die Mitglieder der provisorischen Regierung die Präsidentschaft, und der Zug bewegte sich, umwogt von den Volksmassen, welche Hochrufe auf die nationale Souveränetät und die Cultusfreiheit ausbrachten, durch die Straße Alcala, die Puerta del Sol und die Carrera de San-Geronimo. Vor 2½ Uhr langte der Zug vor dem Congreßgebäude an.

Der im Jahre 1850 eingeweihte Palacio del Congreso gleicht besonders in der Front dem Palais-Bourbon in Paris. Der Sitzungssaal ist ziemlich kleiner als derjenige des Gesetzgebenden Körpers, aber die Ausstattung läßt kaum etwas zu wünschen übrig; die Seiten neben dem Präsidentenstuhle und den Plafond zieren in edlem Stil gehaltene, theils symbolische, theils Thatsachen aus der Verfassungsgeschichte Spaniens darstellende Bilder der besten zeitgenössischen Maler des Landes. Statuen in beiden, den amphitheatralischen Saal schließenden Ecken und die Wappen der einzelnen Provinzen an den die Zuhörertribüne stützenden Säulen tragen zur Belebung des Gesammtbildes bei. Die Zahl der dem Publikum angewiesenen Plätze beträgt nur vier- bis fünfhundert, und konnte natürlich dem heutigen Andrange entfernt nicht genügen. Die Plätze waren schon vor 12 Uhr von der Menge mit Sturm genommen worden, und die Abgeordneten mußten sich für heute gefallen lassen, in ihre Reihen den Ueberschuß des Publikums aufzunehmen. Die in dem Saale seit der Revolution gemachten Aenderungen

beschränken sich darauf, daß man Krone und Wappen der Bourbonen von der Ministerbank entfernt hat, die sich jetzt von den mit rothem Sammt ausgeschlagenen Abgeordnetensitzen nur noch durch ihre blaue Farbe auszeichnet; das Crucifix auf dem Präsidententische hatte man gelassen.

Nach 1 Uhr hatte sich die Loge der Diplomaten gefüllt; der preußische, englische, österreichische, italienische Gesandte erschienen nacheinander. Der Nuntius hatte, wie es scheint, vorgezogen, zu Hause zu bleiben. Unter der zahlreich vertretenen Frauenwelt ziehen besonders die Gräfin Reus in reichster Toilette und die Herzogin de la Torre, eine noch nicht verblühte havanesische Schönheit, die Blicke auf sich; die beiden Frauen scheinen es langweilig oder ihrer nicht würdig zu finden, mit den übrigen im Saale zu warten; sie verschwinden wieder, um erst in dem Augenblicke zurückzukehren, da ihre Gemahle an der Spitze der Regierung in den Saal treten.

Der Alterspräsident Santa-Cruz nahm seinen Stuhl ein, rechts und links von ihm Rivero und Martos, die Vorsitzenden der Stadtbehörde und der Deputation von Madrid. Santa-Cruz nannte die Namen der Ausschußmitglieder, welche die provisorische Regierung zu empfangen und in den Saal zu geleiten hatten. Inzwischen waren die meisten Abgeordneten eingetreten, als die ersten der Patriarch der republikanischen Partei, Orense, und Castelar, von den Tribünen mit rauschendem Jubel begrüßt, der sich erneuerte, als der populäre republikanische General Pierrad, eintrat.

Geleitet von dem Ausschusse der Abgeordneten und von den Municipalgarden, welche silberne Keulen auf

den Schultern und statt der früheren Medaillen als neues Abzeichen seidene Schärpen mit den alten Farben der Comuneros von Castilien, violett, roth und gelb, trugen, schritten die Mitglieder der provisorischen Regierung in den Saal, Serrano an der Spitze in der großen Generalcapitäns-Uniform, mit dem Goldenen Vlies und dem Großkreuze von San-Fernando, Prim hinter ihm in Marschallsuniform, Topete in Admiralsuniform, die übrigen sechs Minister im bescheidenen schwarzen Frack.

Lautlos grüßten die Anwesenden, indem sie sich von ihren Plätzen erhoben; nur die Mitglieder der äußersten Linken blieben sitzen. Die Minister nehmen in einer Reihe auf der Ministerbank Platz. Figuerola ist das getreue Bild eines kummervollen Finanzministers, der es herzlich müde ist, immer und immer wieder den Stein des Sisyphus zu wälzen. Der „Wahlminister" Sagasta, der eine gewisse Aehnlichkeit mit Prim hat, zeigt auf seinem Gesicht nicht eben die Spuren großer Befriedigung über seine letzten Erfolge. Um so vergnügter schaut Ruiz Zorrilla drein; er darf sich freuen, der Kirche so manchen eifersüchtig versteckten, wissenschaftlichen und künstlerischen Schatz für die Staatssammlungen abgejagt und, wenigstens auf dem Papier, den allgemeinen Unterricht in Spanien eingeführt zu haben. Der Expoet Ayala hat in seiner Unthätigkeit als Ultramarminister einen sehr prosaischen Gesichtsausdruck angenommen; eine gewöhnliche Biedermannsphysiognomie ist diejenige des Justizministers Ortiz, und Lorenzana sieht eher einem geistvollen Journalisten, der er einstens

war, als einem bedächtigen Würdenträger des Reiches ähnlich. Serrano ist nicht mehr der „hübsche General" von ehedem, da er die Gunst der fünfzehnjährigen Isabel genoß; sein Schnurrbart ist fast ganz weiß, sein Schädel ziemlich kahl geworden, aber mit seiner feinen Gesichtsfarbe, seiner geraden Nase, seinen hellen Augen und seiner hohen Stirn macht er immer noch einen sehr gewinnenden Eindruck. Prim's Stirne trägt manche Spur der Stürme, die darüber hingegangen, und der Sorgen und Leidenschaften, die sein Inneres beunruhigen; sein Antlitz ist von Furchen durchzogen, und der schwarze Bart läßt die gelbliche Gesichtsfarbe doppelt scharf hervortreten; der Ausdruck seines Gesichtes wechselt ungemein rasch; er ist ganz charmeur, wie die Franzosen sagen, wenn er lächelnd eine der ihm bekannten Frauen auf der Tribüne grüßt, und sein gewöhnlich verschleierter Blick wird durchbohrend, prüfend, mistrauisch, wenn er sich den ihm gegenübersitzenden Abgeordneten zuwendet; er ist einer von jenen Magern, die Julius Cäsar gefährlich schienen. Eine harmlosere Erscheinung ist Admiral Topete neben ihm, eine breitspurige, ehrliche, energische, etwas beschränkte Seemannsnatur; wie er seine mächtigen Arme lang und breit über den Tisch legt, hat es den Anschein, als ob er sich gegen das unsichere Gefühl in den Beinen schützen wollte, das die Matrosen auf dem festen Lande spüren.

Als die nöthige Stille in dem Saale eingetreten war, betrat Serrano die Rednerbühne, um im Namen der provisorischen Regierung die Eröffnungsrede zu verlesen. Leider that er dies nur mit halblauter Stimme

und im Tone eines schläfrigen Sonntagnachmittags-Predigers. Es war dies um so mehr zu bedauern, als die Rede der Form wie dem Inhalte nach besser als alles ist, was die provisorische Regierung in ihrem viermonatlichen Bestande verfaßt hatte. Sie ist sehr bescheiden gehalten und sucht im allgemeinen lediglich mildernde Umstände für das seither Geschehene geltend zu machen; die heiklern Fragen umgeht sie und namentlich vermeidet sie mit Takt, von der Errichtung einer demokratischen Monarchie zu sprechen oder das Wort Monarchie auch nur zu erwähnen. Zweimal ließen sich „Muy bien!“ vernehmen, als Serrano dem Schmerz Ausdruck gab, daß man mit den Waffen gegen verblendete Freunde der Freiheit hatte einschreiten müssen, und als er davon sprach, daß man jetzt den blinden Fanatismus nach seiner letzten Unthat in Burgos, wo der mit der Aufnahme der Kirchenschätze beschäftigte Statthalter durch Priesterhände gefallen war, wehrlos gemacht habe.

Die provisorische Regierung wünscht sich Glück, die Versammlung, welche das Werk der Revolution zum glücklichen Ende führen soll, vereinigt und jenen unaufhörlichen und blutigen Kampf siegreich beendigt zu sehen, welcher sechzig Jahre hindurch für die liberale Idee geführt worden. Sie erinnert, daß sie mit Zuversicht und Vertrauen die liberalsten Grundsätze angenommen habe, und daß die Religionsfreiheit, die Preßfreiheit. das Versammlungs- und Vereinsrecht verkündigt seien, Freimüthig und würdig bekennt sie, daß ihre Decrete gegen religiöse Orden und Gesellschaften durch die

politische Nothwendigkeit, die bedrohte Revolution zu retten und vor Gefahren zu schützen, geboten worden seien. Mit besonderm Takte spricht sie von den Vorgängen der beiden letzten Monate; sie erkenne die edeln Motive der Gegner an, welche aus falschverstandenem Liberalismus die Waffen erheben zu müssen geglaubt, und stellt denselben in sehr wirksamer Weise die verrätherische Hinterlist und die barbarische Grausamkeit der ultramontanen Fanatiker gegenüber. Mit großer Vorsicht äußert sich die Regierung über die Frage der Finanzen und der Staatsschuld und mit allzu großer Zuversicht über die baldige Unterdrückung des Aufstandes auf Cuba. Nachdem sie noch erwähnt, daß durch die Revolution die friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu den europäischen Mächten nicht gestört, ja im Gegentheil diejenigen zu den amerikanischen verbessert worden seien, unterwirft sie sich dem Urtheil der constituirenden Cortes, in der Ueberzeugung, daß dieselben jedenfalls ihre guten Absichten und Beweggründe anerkennen werden. Der Schluß der Rede wurde von der Versammlung mit großem Beifall aufgenommen und selbst die entschiedensten Radicalen sprachen sich nachher nicht unzufrieden über den Gesammtinhalt derselben aus.

Serrano kehrte von der Rednerbühne zur Ministerbank zurück und erklärte, nachdem er die Rede dem Minister des Innern überreicht, mit erhobener Stimme: „Im Namen der Nation sind die constituirenden Cortes von 1869 in gesetzlicher Weise eröffnet. Viva la Soberania nacional!“ Dieser Ruf wurde einstimmig von

der Versammlung wiederholt und damit würde alles seinen ordnungsmäßigen Schluß gefunden haben, hätte nicht ein Unvorsichtiger ein Hoch auf die provisorische Regierung, ein anderer ein Hoch auf Serrano und ein dritter auf Prim auszubringen gesucht. Die Republikaner sahen hierin eine Herausforderung, und der Abgeordnete für Huesca, E. Jimeno, antwortete mit einem gewaltigen „Viva la Republica!", in das die Tribünen mit Applaus einfielen. Alle Abgeordneten, das Publikum erhoben sich von den Plätzen; die Minister sahen bleich und rathlos in die um sie und über ihnen wild aufgeregten Massen, die weder die Stimme noch die Glocke des Alterspräsidenten zur Ruhe bringen konnte. Als ein schwacher Ruf: „Viva la mornarquia democratica!", der auf den Tribünen ohne Antwort blieb, erschallte, da rief General Pierrad, indem er in seinen langen weißen Bart griff, mit der mächtigen Stimme, die viele der Anwesenden aus mancher heißen Schlacht kannten, nochmals ein „Viva la Republica!", das einen donnernden Widerhall im Saale und auf den Tribünen fand und die Aufregung fast zum Delirium steigerte. Man konnte nicht absehen, wie die Dinge noch endigen werden, da hatte Serrano Takt und Geistesgegenwart genug, um mit dem Aufgebote seiner ganzen Stimme in die Versammlung hineinzurufen: „Ich bringe das einzige Hoch aus, das in diesem Augenblicke angemessen ist: Viva la Soberania de las Cortes Constituyentes!" Auf diesen Ruf vereinigten sich alle Stimmen der Anwesenden, die Ordnung war plötzlich wieder hergestellt

und der Alterspräsident konnte ohne weitere Störung die Sitzung schließen.

Der ganze Auftritt erklärt sich daraus, daß am Tage vorher die Monarchisten und Republikaner bei der Vorversammlung sehr scharf aneinandergerathen waren. Der Republikaner Figueras und der Demokrat Martos hatten gegen die Auflösung der constituirenden Cortes von 1854 protestirt, Garrido schon früher verlauten lassen, er werde den Antrag auf Ausschließung derjenigen Mitglieder stellen, welche 1856 den Staatsstreich gegen die Cortes verübt; der Unionist Rios Rosas hatte scharf auf diese Angriffe geantwortet, und so war die Stimmung der Versammlung vom Anbeginne sehr gewitterschwül gewesen.

Die Mitglieder der provisorischen Regierung wurden von dem Ausschusse aus dem Saale in die Vorhalle des Congreßpalastes begleitet, von wo sie die Truppen und die Freiwilligen mit klingendem Spiel vorübermarschiren sahen. Bei dieser Gelegenheit wurde der neue Marsch gespielt, der den sogenannten Königsmarsch ersetzen soll. Diese neue Composition ist aber ebenso schwach wie alle die andern musikalischen Eintagsfliegen, welche die Septemberrevolution hervorgebracht hat. Und es wäre doch so sehr zu wünschen, daß wir endlich von dem monotonen Riego-Marsch erlöst würden, der sich Anfangs der Revolution mit dem Espartero-Marsch, der Marseillaise und der Garibaldi-Hymne in die Ehren theilte, um sich schließlich allein über dem Wasser zu halten. Die alterthümliche Musik der Reiterei, welche bei dem Marsche stehen geblieben ist, den die Trompeter San-Fernando's

schon bei der Einnahme Sevillas und diejenigen der katholischen Isabel bei der Einnahme Granadas bliesen, könnte man sich noch gefallen lassen, wenn sie nur ein wenig besser ausgeführt würde.*)

Ein Tedeum um 5 Uhr Nachmittags und die Beleuchtung der öffentlichen Gebäude schloß den heutigen in der Geschichte Spaniens so denkwürdigen Tag.

---

*) Prim schrieb später einen Preis für den besten Nationalmarsch aus, allein von beiläufig fünfhundert eingereichten Compositionen wurde keine gut genug befunden, die „Marcha real" zu ersetzen, die nach den Angaben spanischer Gelehrten von niemand Geringerm herrührt als von Friedrich dem Großen, der dieselbe scherzend dem Gesandten Spaniens geschenkt haben soll.

2.

El Dos de Mayo.

1869.

Der 2. Mai ist für die Bevölkerung von Madrid und für ganz Spanien ein Fest der Trauer zugleich und der Freude. Am 2. Mai 1808 begann der ruhmvolle Befreiungskrieg der Spanier gegen den französischen Unterdrücker, und an diesem Tage fielen die ersten ungezählten Opfer der Liebe zu Freiheit und Vaterland. „Dieser Tag liefert Spanien in die Hände des Kaisers", schrieb Murat an Napoleon, nachdem der hoffnungslose Aufstand der Madrider niedergeworfen und die blutige Metzelei der Nacht vom 2. auf den 3. Mai vollbracht war. Allein statt sich vom Schrecken lähmen zu lassen, erhob sich auf die Kunde von den Vorgängen in der Hauptstadt die ganze Nation wie ein Mann. Niemand, so erzählt ein vaterländischer Geschichtschreiber, fragt, wie viel Heere zu besiegen seien; niemand verlangt von den Soldaten, daß sie das Volk rächen; niemand sucht nach einem Führer. Man denkt nur an die Treulosigkeit des Feindes und verlangt nach Waffen. Die Städte und die Dörfer, die Berge und die Thäler, vorher so friedlich und still,

sind jetzt eine ungeheuere und von Thätigkeit erfüllte Kriegswerkstätte, und allenthalben erschallt der Ruf: „Nieder mit den Franzosen! Es lebe Spanien!" — Die Entrüstung war allgemein, der Entschluß einmüthig, die Tapferkeit überall die gleiche. In Oviedo, in Coruña, Santander, Logroño, Leon, Cartagena, Valencia, Badajoz, Sevilla, Saragossa erscholl der Kriegsruf fast an demselben Tage, und von diesen Mittelpunkten dehnte sich der Aufstand aus, bis er die ganze Halbinsel umfaßte. Ohne Führer, ohne Verabredung, nur dem eigenen Gefühl der Ehre und Freiheit gehorchend, unternahm das von dem bourbonischen Herrscherhause feig verlassene Volk den Kampf gegen den Eroberer, vor dem ganz Europa zitterte. Und es gibt kein rührenderes Zeugniß für die Freiwilligkeit und den Heroismus dieses Entschlusses, als die Kriegserklärung, welche der Alcalde von Mostoles, einem Dörfchen bei Madrid, noch am 2. Mai gegen den Kaiser von Frankreich erließ, indem er nach allen Himmelsgegenden Boten mit der Meldung aussendete: „Das Vaterland ist in Gefahr; Madrid geht als Opfer der französischen Treulosigkeit unter; Spanier, eilt zur Hülfe herbei!"

Kein Denkmal erhebt sich auf den Schlachtfeldern, wo die Sieger von Marengo, Austerlitz und Jena dem Volk in Waffen unterlagen, sondern das einzige Nationaldenkmal aus jener Zeit ist das Grab auf dem Campo de Lealtad im Prado von Madrid, das die Asche „der Märtyrer der spanischen Unabhängigkeit" umschließt. Kein Standbild trägt die Namen der Männer, die sich in dem Unabhängigkeitskriege, sei es als Heerführer,

sei es als Anführer der Guerrilleros Lorbern erkämpft; nur die Namen der beiden Hauptleute Luis Daoiz und Pedro Velarde, welche, den Ruf des Vaterlandes höher achtend als die militärische Disciplin, am 2. Mai sich an die Spitze des führerlosen Volkes stellten und den Heldentod suchten, sind auf dem Obelisk des Dos de Mayo eingegraben. Nicht die Siegestage von Gerona, Valencia, Bailen, Saragossa, Vigo, Lerida, Castalla, Vitoria und Tolosa, sondern nur der Tag, an welchem das Volk von Madrid der Welt zeigte, daß es den Tod der Knechtschaft vorziehe, ist von den Spaniern zu einem großen nationalen Festtage erhoben worden.

Indem die Cortes von Cadix den Beschluß faßten, die Erhebung des Volkes in den Maitagen von 1808 durch ein nationales Denkmal und Fest zu ehren, wurde mit diesem zugleich die Erinnerung an die erste Verfassung des Landes verewigt, eine Erinnerung, welche die absolutistische Reaction trotz aller Anstrengungen nicht mehr auszulöschen vermochte. Auch der Kirche gelang es nicht, den Charakter dieses volksthümlichen Festes für immer zu fälschen. Freilich, als noch das Volk und die Geistlichkeit auf der gleichen Stufe der Unwissenheit und des Fanatismus standen und als die Regierung nur eine ausschließlich religiöse Feier des 2. Mai zuließ, wurden noch allzu häufig durch die Predigten in den Kirchen und auf den öffentlichen Plätzen Ausbrüche des beschränkten Nationalhasses hervorgerufen, sodaß an diesem Tage kein Franzose sich ohne Lebensgefahr in den Straßen sehen lassen durfte. Aber allmählich faßten die Ideen der großen Revolution,

die als die letzte Spur der französischen Invasion zurückgeblieben waren, in dem Lande feste Wurzeln; in der leidensvollen Schule des Bürgerkrieges lernte das Volk das Wahre von dem Falschen unterscheiden; die Werke der französischen Politiker und Philosophen wurden mit Begierde gelesen, und namentlich die Liberalen, welche während der letzten politischen Verfolgungen ein Asyl in Frankreich gefunden hatten, bekennen sich heute mit Stolz als Söhne der Französischen Revolution. Während eines der Häupter der Neokatholiken, der Kanonikus Manterola, am diesmaligen Jahrestage des 2. Mai nur in einem kleinen Kreise wagen konnte, den Kreuzzug gegen „die wahren Feinde Spaniens, die Freidenker", zu predigen und zu blutiger Verfolgung derjenigen aufzufordern, welche die liberalen Ideen aus Frankreich in das Land tragen, riß Castelar die Cortes zu begeistertem Beifall mit den folgenden edeln Worten hin: „Bei der Gedächtnißfeier dieses großen Tages erhebt sich in uns kein Gefühl der Feindschaft gegen das edle heroische Volk Frankreichs. Wir Freisinnige können nicht vergessen, daß, als die Bastille fiel, auch der Feudalismus fiel; daß, als die Menschenrechte verkündigt wurden, die Demokratie zur Herrschaft kam; daß, als die Französische Revolution sich nach den vier Richtungen des Himmels ausbreitete, die Krone des göttlichen Rechtes von der Stirn der Könige sank. Aus diesem Grunde müssen wir dieses Volk als unser Brudervolk durch die Bande des Blutes, durch die Bande der Natur betrachten; wir müssen dieser Nation, aus deren Büchern wir denken lernen und durch deren

Hymnen wir unsere Liebe zur Freiheit stärken, betrachten als eine zweite Heimat unsers Gedankens, als einen zweiten Herd unsers Geistes." Eine ähnliche Sprache führten sämmtliche freisinnigen Blätter, und dieselbe fand lebhaften Widerhall bei dem Volke von Madrid und bei den hier lebenden Franzosen. Viele der letztern betheiligten sich an dem Festzuge, und zwischen ihnen und der Bevölkerung wurde allerorten Brüderschaft geschlossen.

Allein nicht blos zu einem Verbrüderungsfeste zwischen dem französischen und spanischen Volke wollten die Republikaner den diesjährigen 2. Mai gestalten. Derselbe sollte auch ein Fest der Versöhnung zwischen den verschiedenen feindlichen Parteien des Landes werden. Die republikanische Minderheit hatte den Antrag gestellt, es solle zur Feier des Tages eine allgemeine Amnestie für politische Verbrecher erlassen werden, und Castelar sprach in den Cortes mit nicht geringerer Wärme zu Gunsten der karlistischen und isabellinischen Reactionäre als seiner eigenen Gesinnungsgenossen. Angesichts der in den letzten Tagen von den Karlisten und Neokatholiken ausgestoßenen Drohungen und verübten Mordthaten hat sich freilich die Regierung in der Nothwendigkeit gesehen, die Amnestie auf die politischen Verbrecher vom letzten December, Januar und März zu beschränken. Trotz dieses Mistones ist das Fest des 2. Mai seit 1814 wol nie in so harmonischer und würdiger Weise von Regierung, Cortes, Heer und Volk gefeiert worden wie in diesem Jahr. Und die Bedeutung des diesjährigen Festes hat nicht am wenigsten glücklich eine öffentliche Ansprache des madrider Alcal-

den, aus der wir zum Schlusse folgende Sätze mittheilen, erklärt:

„Die Unabhängigkeit der Nation war (1808) preisgegeben, das Land von dem hinterlistigen Feinde besetzt, die festen Grenzplätze durch Verrath eingenommen, die Behörden verkauft oder eingeschüchtert, der Adel unentschieden oder gleichgültig, das Heer durch die Disciplin gebunden, die öffentliche Meinung stumm aus langer Gewohnheit der Knechtschaft, die Gewalt übermächtig, die Gerechtigkeit verspottet, das Recht mit Füßen getreten — wo blieb noch ein Rettungsanker bei diesem allgemeinen Schiffbruche? Es blieb das Volk; es blieb das edle spanische Volk, und an seiner Spitze das heroische Volk von Madrid. . . . Der Dos de Mayo war der Kriegsruf, den das madrider Volk über Spanien hin erschallen ließ: Bailen und Saragossa, Talavera und San-Marcial, Ciudad-Rodrigo und Vitoria sind die Zweige des Lorbers, die aus diesem herrlichen, mit so vielem Blute begossenen Stamm hervorsproßten.“ Nachdem Rivero des Undanks der Bourbonen gegen die Nation und ihrer Bemühungen gedacht, diese um die schwererrungene Freiheit zu betrügen, fährt er fort:

„Ein halbes Jahrhundert unaufhörlichen Kampfes bedurften wir, um die Freiheit zu erobern, die wir endlich dank der Septemberrevolution genießen und die keine menschliche Gewalt uns mehr entreißen kann. Heute endlich ist das Gebäude unserer Rechte gekrönt, heute endlich ist dem Volke der Knebel abgenommen, der das Gewissen zum Schweigen zwang; heute zum ersten mal können wir mit Genugthuung an das Grab

treten, in welchem die Asche unserer Märtyrer ruht, und zu diesen sprechen: Ruht in Frieden! Das Werk, das ihr begonnen habt, ist vollendet, und in das Gewölbe, das ihr errichtet, ist der Schlüssel gefügt, der dasselbe unzerstörbar macht; ihr habt Spanien von dem Fremdling befreit; wir — ein ebenso großer Sieg! — haben das Gewissen von der Unduldsamkeit befreit; ihr habt das Vaterland wieder hergestellt; wir stellen das Recht wieder her; ihr habt uns die Unabhängigkeit vermacht, wir werden unseren Söhnen die Freiheit vermachen."

3.

Todte Zeugen für die Glaubensfreiheit.

Das amtliche Gemeindeblatt von Madrid brachte am 12. April 1869 folgende Mittheilung unter der Ueberschrift „Exsurge Domine et judica causam tuam": „Am Ende der Straße Ancha de San-Bernardo, an der Stelle, die unter dem Namen Cruz del Quemadero bekannt und in alten Werken und Schriften als Verbrennungsplatz bei den Autos de Fé bezeichnet ist, sind beim Abtragen der Erde zum Zwecke einer neuen Straßenverlängerung große, schwarze, horizontale Streifen in unregelmäßiger Form, einige in der Länge von 150 Fuß zu Tage getreten. In verticaler Richtung erscheint eine untere Schicht von 50 Centimeter, wo sie am breitesten ist; über derselben eine andere von 80 Centimeter aus Thon und Sand; über dieser eine andere von 40 Centimeter aus Kohlen, mit Zwischenlagern kleiner, unterbrochener Schichten von 8 — 10 Centimeter aus thoniger Erde. Es ist hier, mit Einem Worte, das geologische Archiv der Verbrennungen der Inquisition, dargestellt in Brandschichten, welche durch ihre Ausdehnung das Wachsthum, den Höhepunkt und die Abnahme der

Verbrennungen darthun. Die Schichten bestehen aus pulverisirter, fettiger Kohle, und man findet in denselben einzelne Knochen und Stücke verkohlten Tuches. Man wird diese Brandstätte untersuchen und eine Analyse der scheußlichen Masse einer fettigen und geschwärzten Materie vornehmen, die wol gedacht, gefühlt, gelitten, geschrien hat in der Agonie des Gerichtes der Inquisition."

Inzwischen sind diese Untersuchungen angestellt worden, und das „Boletin Oficial del Ayuntamiento" vom 10. Mai erklärt: Heute bestätigen wir, daß an dieser Stätte katholische, fromme und fanatische Herrscher vernünftige Geschöpfe beiderlei Geschlechtes, von jedem Alter und jeder Lebensstufe lebendig verbrennen ließen, als Opfer unversöhnlicher Inquisitoren, üppiger Pfaffen, gottloser Vertheidiger des Glaubens, wie man damals die Henker der denkenden Menschheit nannte. Hier ließ ein Gericht, das an Ungerechtigkeit und finsterer Rachsucht das berüchtigte Gericht der Zehn übertraf, unter fürchterlichen Qualen Männer und Weiber, die der Zauberei, Hexerei, Ketzerei, des Vertrags mit dem Satan u. s. w. angeklagt waren, den letzten Seufzer aushauchen. Hier verzehrte der von den Dominicanern eingesegnete Scheiterhaufen in langsamem und fürchterlichem Feuer alle diejenigen, welche nicht dachten wie der König, nicht glaubten wie die Geistlichen und nicht der Sache der königlichen oder kirchlichen Tyrannei dienten. Die geistlichen Blätter, welche heute diese Thatsache leugnen möchten, können das Volk von Madrid nicht Lügen strafen, das Tag für Tag zu dem Quemadero hinaus-

strömt, um den Urhebern so entsetzlicher Verbrechen zu fluchen." —

Es war gewiß ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade am Vorabende der Cortesverhandlungen über die religiöse Freiheit jene düstere Stätte wieder aufgefunden wurde, wo der römische Fanatismus seine schauerlichsten Saturnalien gefeiert hatte. Nach jahrhundertelangem Schweigen des Todes waren jene auf dem Quemadero (Scheiterhaufen) hingeschlachteten Opfer des Glaubenszwanges gleichsam wieder auferstanden, um ein letztes mal in erschütternder Weise für die Wahrheit, das Recht, die Freiheit zu zeugen; und es erfüllte sich offenbar ein Gesetz der Weltordnung damit, daß gerade die lebendige Erinnerung an die Thaten der Inquisition für die Vorkämpfer der religiösen Duldung, den Demokraten Echegaray und den Republikaner Castelar, die Hauptwaffe wurde, um der mittelalterlichen Kirchenmacht den Todesstoß zu versetzen.

Die dürftige Ausflucht, nicht die Kirche selbst, sondern die weltliche Macht habe die Ketzer hingerichtet, zerstörte der letztere durch die Antwort: „Wer wird dem Mörder glauben, nicht er, sondern sein Dolch habe gemordet? Der Dolch der Kirche aber war die Inquisition." Und die Geschichte wird so wenig vergessen, daß in unsern Tagen unter der katholischen Geistlichkeit Spaniens sich keine Stimme für jene Protestanten, die Isabel II. zur Galerenstrafe verurtheilt hatte, und neuestens keine Stimme für religiöse Duldung im allgemeinen erhoben, als sie andererseits vergessen hat, daß sogar zur Blütezeit der Inquisition, unter Philipp II.,

einzelne hervorragende, gutkatholische Geistliche, wie der Bischof von Canarien, Alfonso de Virues, und Gelehrte, wie der unsterbliche Verfasser des „Concejo y consejeros del Principe" (1559), Fadrique Furio Ceriol, sich für unbedingte Glaubensfreiheit ausgesprochen hatten. Der letztere sagt in seinem berühmten Werke einmal: „Alle Guten, seien sie Juden, Mauren, Heiden, Christen oder von einer andern Religion, sind aus der nämlichen Erde, von einer und derselben Herkunft und vom nämlichen Blute; und alle Bösen ebenso." Jener sagt in einer Stelle seiner zwanzig Disputationen gegen Luther (1541): „Wenn jemand durch den Umgang mit andern verführt oder durch List betrogen, zufällig oder durch Sorglosigkeit in Irrthum verfällt, so suchen sie ihm nicht mit der echten Lehre, nicht mit sanfter Ueberredung und väterlicher Mahnung — obwol sie sich gern Väter nennen — sondern mit Gefängniß, Schlägen, Feuer und Schwert beizukommen: was freilich, wenn auch der Körper gestraft wird, die Seele nicht ändern kann. Denn dies vermag nur das lebendige und wirksame Wort Gottes, das schärfer ist als ein zweischneidiges Schwert."

In dem Museo Real von Madrid befindet sich ein Bild Rizi's, welches das Auto general vom 30. Juni 1680, das letzte, das in Madrid abgehalten wurde, getreu darstellt. Auch ist uns eine geschichtliche Darstellung dieses Auto von dem Baumeister J. del Olmo erhalten, der das Festgerüst errichtet hatte, und überdies als Alcalde und als Mitglied des Santo-Oficio, wie der Maler Rizi, der Handlung anwohnte. Wäh-

rend die Autos particulares in einem besondern Inquisitionsbezirke stattfanden, wurden zu einem Auto general, das meist zur Feier der Thronbesteigung oder Mündigkeitserklärung des Fürsten veranstaltet wurde, von dem Großinquisitor die Angeklagten der verschiedenen Inquisitionen des Reiches vereinigt. Bei dem auf besondern Wunsch Karl's II. 1680 abgehaltenen Auto erschienen 120 Angeklagte, davon 34 in effigie; zehn (darunter zwei Frauen) penitenciados, con abjuracion de levi, das heißt solche, welche geschworen hatten, nicht mehr in das Vergehen des leichten Verdachts der Ketzerei, in Bigamie, Wiedertaufe, Zauberei zu verfallen, und mit Geiselung, Galerenstrafe oder zeitweiliger Verbannung davonkamen; eine penitenciada, con abjuracion de vehementi, das heißt eine Frau, die für ein der eben genannten, unter erschwerenden Umständen begangenes Verbrechen eine stärkere Strafe erhielt; 54 judaizantes reconciliados, darunter 23 Frauen, die zum ersten male ergriffen waren (man konnte in diesem Fall, wenn man nicht offenbarer Ketzerei überwiesen wurde, das Leben retten, hatte aber keinen Anspruch auf Aemter mehr und die Familie war ehrlos); 21 zum Feuertode Verurtheilte, außer zwei Rückfälligen und einem Mohammedaner, Juden und Jüdinnen, die sich weigerten abzuschwören, oder die erst nach ihrer Verurtheilung abgeschworen hatten. Die Ketzer und Rückfälligen, welche in extremis abschwuren, wurden dazu begnadigt, vor der Verbrennung erdrosselt zu werden; in jedem Falle wurden die Güter der Angeklagten eingezogen.

Am Abende vor jenem 30. Juni hatte die sogenannte

Procession des grünen und des weißen Kreuzes stattgefunden; 700 Personen, darunter die Granden Spaniens und die hohen Offiziere der Inquisition, nahmen daran theil. Der erste Minister, Herzog von Medinaceli, trug das Glaubensbanner, vorn mit dem Wappen der Inquisition (ein grünes Kreuz in schwarzem Felde, zwischen einem Olivenzweige rechts und einem Degen links), auf der Rückseite mit dem Wappen des Königs. Diesem folgte das weiße Kreuz und zuletzt kam das grüne, verhüllt mit einem schwarzen Schleier. Man trug das grüne Kreuz mit großem Pompe auf den inmitten der Plaza Mayor aufgestellten Altar; das Glaubensbanner pflanzte man vor dem Altar auf. Das weiße Kreuz aber trugen die Ordensbrüder des Märtyrers Sanct Petrus nach dem Quemadero und stellten dasselbe gegenüber dem Scheiterhaufen auf.

Die ganze Nacht hindurch beteten Dominicaner bei dem Altar mit dem grünen Kreuze und begannen daselbst mit dem Grauen des Tages Messen zu lesen. Um 10 Uhr abends hatte der Hofinquisitor den zum Feuertode Verurtheilten den Richterspruch angekündigt; zwei Dominicaner traten zu jedem derselben ins Gefängniß, um sie zum Abschwören zu bewegen, und um 3 Uhr morgens wurden dieselben gespeist und angekleidet, um gegen 6 Uhr zu der Plaza Mayor geführt zu werden.

Dieser heute noch erhaltene, von Häusern und Säulengängen eingeschlossene große, viereckige Platz war zur Hälfte in eine Schaubühne verwandelt, die sich bis zum ersten Stockwerke der Häuser und bis zu dem in der

Mitte des Hintergrundes befindlichen königlichen Balkon erhob. Wir sehen auf Rizi's Bild deutlich den König und seine Gemahlin, Marie Luise von Orleans, in den Logen rechts und links die Hofdamen, die Granden, die Hofbeamten, Gesandten u. s. w. Unterhalb des königlichen Balkons steht in stolzer Haltung der Großinquisitor, den Krummstab in der Hand. Zur Rechten des königlichen Balkons und denselben bezeichnenderweise um etwas überragend, befindet sich ein Amphitheater für den Inquisitionsrath, links diesem gegenüber ein entsprechendes Amphitheater mit den Angeklagten, deren religiösen Beiständen und den Vertrauten des Santo-Oficio; zwischen den beiden, neben dem Altar und dem königlichen Balkon gegenüber, ein vertiefter Raum für die Richter, wo je zwei Angeklagten, die in eine Art Käfig von halber Mannshöhe gestellt waren, von zwei rechts und links auf Kanzeln stehenden Gerichtsschreibern das Urtheil verlesen wurde. Daneben ist ein Tisch für zwei Schreiber, und etwas rückwärts die Kanzel für den Prediger aufgestellt.

Der ganze Raum ist von mehrern hundert Personen, zum großen Theil historischen Porträts, angefüllt, von der Abtheilung der 250 Glaubenssoldaten, von den Vertrauten der Inquisition und von den Alguazils, in welcher Eigenschaft die höchsten Adelichen dienten, weil sie sich damit des Recht, nur den Gerichten der Inquisition unterworfen zu sein, das heißt soviel als lebenslängliche Straflosigkeit erwarben, da sich die Inquisitoren untereinander nicht leicht ein Leid zufügten. Das Bild Rizi's scheint uns so ziemlich den

Anfang der Ceremonie vorzustellen. König Karl II., der schon zuvor dem Anführer der Glaubenssoldaten ein Holzscheit mit den Worten überreicht: „Se. Majestät befiehlt, daß dieses Scheit in seinem Namen zuerst in das Feuer geworfen werde", hat dem Großinquisitior den Eid abgelegt, „die Ketzer und Abtrünnigen zu verfolgen und der heiligen Inquisiton in der Vollendung ihres Gottes so gefälligen und zum Glanze der Religion so nothwendigen Werkes beizustehen". Ein Priester hat die Messe zur Hälfte gelesen, die Predigt ist gehalten, und nachdem der Großinquisitor mit einer Glocke das Zeichen gegeben, hat das Verlesen der Richtersprüche begonnen. — Dasselbe dauerte, wie wir von Olmo erfahren, den ganzen Tag bis 9 Uhr abends; der Priester las dann die des Morgens unterbrochene Messe zu Ende, und der König zog sich, nachdem er den ganzen Tag seinen Platz nicht verlassen und sich schließlich zur Beruhigung seines Gewissens erkundigt hatte, ob alles in der rechten Weise vor sich gegangen sei, mit seinem Hofstaate zurück.

Im Vordergrunde sind die lebensgroßen Puppen aufgepflanzt, welche die 34 der in contumaciam Verurtheilten vorstellen, von denen 32 im Gefängnisse gestorben, zwei entwichen waren; in ihren Händen halten sie Kistchen mit den Gebeinen der verstorbenen Verurtheilten, und sie tragen auf der Brust eine Inschrift mit der Angabe des Namens und Verbrechens und das rothe Kreuz des heiligen Andreas; auch an diesen Puppen wurde die Sentenz, nachdem sie vor ihnen verlesen war, vollstreckt. Wie den Puppen ist auch den 65 nicht

zum Feuertode Verurtheilten eine hohe, spitzige Mütze auf das Haupt und das rothe Kreuz nebst der Inschrift auf die Brust gesetzt und eine ausgelöschte Kerze in die Hand gegeben. Statt des rothen Kreuzes tragen die zum Feuertode Verurtheilten Bilder von Drachen und flammendem Feuer auf der Brust; 12 von ihnen sind die Hände gebunden und Knebel in den Mund gesteckt.

Jeder Angeklagte befindet sich zwischen zwei Dominicanermönchen, die mit leidenschaftlichen Geberden und Crucifixe schwingend ihn zur Bekehrung auffordern. Hier schreitet festen Schrittes ein Weib einher, mitleidig über ihre geistlichen Quäler lächelnd; dort ist ein Unglücklicher unter der Last körperlicher und moralischer Pein zusammengebrochen, ohnmächtig, die zudringlichen Bekehrer länger abzuwehren. Hier schleppen sie auf einer Bahre eine altersschwache, kranke Frau herein; dort zwingen sie einen Ketzer vor dem Altar niederzuknien; der eine hört mit sichtlicher Verachtung, der andere mit stumpfer Ergebung die Mönche an und wieder ein anderer hat sich mit denselben auf eine letzte Disputation eingelassen.

Dem geschichtlichen Berichte Olmo's zufolge wurden die Verurtheilten nach 9 Uhr zu dem Scheiterhaufen geführt, der 7 Fuß hoch war und 60 Quadratfuß umfaßte. Jeder Verurtheilte wurde an einen Pfahl angebunden, die Begnadigten vor dem Anzünden des Holzes erdrosselt und die andern lebendig verbrannt. Wie der damalige französische Gesandte, de Villars, meldet, hatten „diese Unglücklichen vor ihrem Tode tausend Qualen zu erdulden. Die anwesenden Mönche

brannten dieselben, um sie zu bekehren, an verschiedenen Stellen des Körpers mit ihren Fackeln; mehrere Personen versetzten ihnen Stiche mit dem Degen, und das Volk warf sie mit Steinen. Sie zeigten aber in allen ihren Bewegungen bis zum Tode eine einer bessern Sache würdige Ausdauer und einige stürzten sich selbst in das Feuer".

Unter Karl II. waren die Ketzerverbrennungen schon etwas in Verfall gerathen, und die Inquisition mußte häufig alle Anstrengungen machen, um bei diesem oder jenem Reichen, dessen Güter sie einziehen wollte, das Verbrechen der Ketzerei zu bestätigen. Und was wollen Feste, wie dasjenige vom 30. Juni 1680, bedeuten, wenn man sich an Ferdinand V. und Isabel I. erinnert, die im ganzen 20000 Spanier verbrennen ließen, mit Einem Federzuge 400000 spanische Juden und dann 500000 Morisken in die Verbannung trieben und den Handel, die Landwirthschaft und Industrie des Landes mit einem male zu Grunde richteten, oder wenn man sich an Philipp II. erinnert, der die Verbrennung der Protestanten, wie Nero diejenige der Christen mit dilettantischen Verfeinerungen betrieb und namentlich, wie sein römisches Vorbild, von dem Tacitus erzählt: „Pereuntibus addita ludibria, ut ferarum tergis contecti", darauf hielt, daß die Ketzer in recht lächerlichem Aufputze zum Scheiterhaufen gebracht wurden! Welchen Schaden freilich Philipp II. in sittlicher und geistiger Beziehung seinem Lande zufügte, indem er die deutsche Religion, die damals in den gelehrten, geistlichen und adelichen Kreisen

Eingang gefunden hatte, so blutig verfolgte, läßt sich weniger leicht berechnen, als der traurige Einfluß, den die Juden- und Maurenverfolgungen eines Ferdinand V., einer Isabel I., eines Philipp III. auf das materielle Gedeihen Spaniens hatten.

Der katholische Schriftsteller Gonzalo de Illescas sagt in seiner „Historia Pontifical" von der Zeit Philipp's II.: „Früher wurden viele lutherische Ketzer in Spanien ergriffen und verbrannt; aber alle waren Fremde, Deutsche, Flamländer oder Engländer; später aber haben wir die Gefängnisse und Schaffote und Scheiterhaufen mit vornehmen, angesehenen und mit Leuten bevölkert gesehen, welche, wie die Welt glaubte, durch Gelehrsamkeit und Tugend den Nebenmenschen sehr großen Nutzen brachten. Es waren ihrer so viele und so ausgezeichnete Männer, daß man glaubte, wenn man nicht innerhalb zwei oder drei Monaten diesem Verderben steuere, werde ganz Spanien angesteckt werden." Ueber das Verdienst der Inquisition und des Königthums, durch solche Ketzerverfolgungen Spanien vor dem Bürgerkriege bewahrt zu haben, urtheilt der katholische Schriftsteller A. de Castro in seiner „Historia de los Protestantes Españoles" (1851) also: „Die Bürgerkriege würden viele Jahre dauern; aber die Fanatiker haben mit einem in einer halben Stunde gefertigten Decret ihr Vaterland mit größern Greueln und größern Verlusten heimgesucht, als lange bürgerliche Zwistigkeiten hätten hervorbringen können. Von welcher Nation wird berichtet, daß sie durch einen Bürgerkrieg in einem einzigen Tage 400000 Menschen verloren habe?"

Seit nicht ganz einem halben Jahrhundert ist bekanntlich die Inquisition in Spanien endgültig abgeschafft, nachdem Napoleon 1808 ihre Abschaffung und 1814 der Bourbone Ferdinand VII. die Wiederherstellung derselben als einer Einrichtung verfügt hatte, der Spanien, wie es in dem königlichen Decret vom 21. Juli 1814 heißt, „seine literarische Blüte, seine großen Männer und den Glanz seiner Heiligkeit und Tugend verdanke". Aber man darf wol sagen, daß Spanien erst am 5. Mai 1869, an dem Tage, da die Cortes die Glaubensfreiheit in die Verfassung aufnahmen, vollständig mit seiner düstern Vergangenheit gebrochen hat.

4.

Die erste protestantische Kapelle in Madrid.

Madrid, am Grünen Donnerstage 1869.

Am Palmsonntage wurde in Madrid eine kirchliche Feier begangen, die das sprechendste Zeugniß für die große, während eines Halbjahres in dem staatlichen und geistigen Leben des spanischen Volkes vollbrachte Umwälzung ablegte. Die hiesigen Protestanten weihten ihre in der Calle de la Madera Baja neu eingerichtete Kapelle durch einen festlichen Gottesdienst ein. — Selbst solche, welche dem protestantischen oder überhaupt jedem religiösen Bekenntnisse fern stehen, begrüßen in dieser Thatsache einen bedeutungsvollen Fortschritt auf der Bahn der Gedankenfreiheit, einen endgültigen Bruch mit einer traurigen Vergangenheit und die Austilgung eines dunkeln Fleckens auf dem Namen Spaniens. So bescheiden dieses Fest auch war, so war es doch ein siegreicher Protest gegen jenen frevelhaften Wahnsinn eines Karl V. und Philipp II., der geistigen Entwickelung der Menschheit halt gebieten zu wollen, gegen die blutige Verfolgungswuth der Inquisition, gegen die finstern Ränke der Jesuiten und die vom Papste mit der goldenen Rose belohnte Unduldsamkeit Isabel's II.

Es ist noch in der Erinnerung jedermanns, daß die Protestanten von der spanischen Regierung im Namen der Glaubenseinheit bis zum Ausbruche der Septemberrevolution unerbittlich verfolgt wurden. Oeffentliche Vereinigungen derselben waren verboten. Nur die englischen Consuln in Barcelona, Malaga und Sevilla hielten Kaplane in ihren Amtswohnungen; an andern Orten waren sie genöthigt, den Gottesdienst selbst zu versehen. Die hiesige englische Gesandtschaft hielt einen englischen, die preußische vom Jahre 1865 — 68 einen französischen Pastor. In der preußischen Gesandtschaft wurden Mischehen abgeschlossen; doch hing es von dem Belieben der Geistlichkeit ab, die nöthigen Papiere auszustellen, und die spanischen Staatsangehörigen verloren mit dem Abschlusse solcher Ehen ihre Heimatsrechte. Wenn sonst Fremde sich mit Spanierinnen vermählen wollten, so mußten sie nach Gibraltar gehen, wo ihre Trauung vorgenommen wurde, wenn sie auf das Evangelium schwuren, allen Verpflichtungen genügt zu haben. An verschiedenen Orten, wie Malaga, Cadix, Bilbao, Sevilla, Barcelona, Madrid, war es den Protestanten durch Geldopfer, durch unaufhörliche Bitten und nachdem einige allzu schreiende Handlungen des Vandalismus gegen Leichen der Ihrigen verübt worden waren, gelungen, in den Besitz von eigenen Kirchhöfen zu kommen.

Nur während kurzer Zeit hatte es geschienen, als sollte ein Sonnenstrahl der Freiheit von 1855 auch auf die protestantische Sache fallen. Der Congreß hatte damals den Beschluß gefaßt: „Die katholische Religion

ist Staatsreligion, aber niemand kann wegen seiner religiösen Ansichten verfolgt werden." In der That wurde auch die Erlaubniß ertheilt, in Barcelona und Madrid Ausgaben des Neuen Testaments und der ganzen Bibel zu drucken und zwar in der katholischen Uebersetzung Sio's, Bischofs von Segovia. Neue Testamente waren schon seit 1837 heimlich verbreitet worden. Als man aber jetzt dem Civilstatthalter der gesetzlichen Vorschrift gemäß Exemplare der gedruckten Bibeln vorlegte, befragte derselbe die Kirchenbehörde, und diese widersetzte sich der Verbreitung derselben als — irreligiöser Werke. Man legte beim Drucker Beschlag auf 10000 Bibeln und Neue Testamente und machte ihn verantwortlich für den Fall, daß trotz des Verbots noch welche vertheilt würden. Als man jedoch die Exemplare im Jahre 1866 vernichten wollte, legte sich die englische Regierung ins Mittel und verlangte die Herausgabe derselben als Eigenthum englischer Staatsbürger. Die spanische Regierung gestattete wenigstens, daß man dieselben ins Ausland schaffe; von dort wurden sie im Anfang der Revolution zollfrei wieder hereingelassen, und jetzt sind sie sämmtlich vertheilt.

Seit dem Jahre 1855 herrschte im Volke und zwar besonders in Andalusien, das auch im 16. Jahrhundert vorangegangen war, eine gewisse Bewegung zu Gunsten der protestantischen Ideen. Engländer, Franzosen und Schweizer, namentlich zwei Engländer, die Herren Green und Rule, und ein französischer Pastor von Bayonne, Herr Nogaret, arbeiteten rührig und erfolgreich im geheimen; aus England wurden massen-

hafte Sendungen von Bibeln und religiösen Flugschriften in das Land geschmuggelt. Nächtliche Versammlungen waren in den Städten oft von mehr als 1000, in den Dörfern von 100 — 500 Personen besucht. Die ganze Bewegung aber, die sich besonders stark in Cadix, Sevilla, Malaga und Barcelona geäußert hatte, war zu wenig einheitlich geleitet und wurzelte zu häufig in einem blos unbestimmten Widerspruche gegen das katholische Wesen, als daß dieselbe nicht an den bald ausbrechenden persönlichen Feindseligkeiten der Führer, die meist einfache Arbeiter waren, und an der Reaction von oben scheitern mußte. Am längsten dauerte sie noch in Malaga, wo sie erst im Jahre 1865 völlig aufhörte. Bis zum Ausbruche der Septemberrevolution vereinigten sich nur noch kleine Gruppen von sechs, acht Personen zu gemeinschaftlichen Religionsübungen.

Gleich beim Beginn der Revolution nun fanden in Sevilla, Madrid, Barcelona, Valladolid, Malaga, Cordova, Cadix Kundgebungen zu Gunsten des Protestantismus statt, und zwar wurden in diesen Städten unverzüglich Geistliche angestellt, um die Bewegung zu leiten; auch für Saragossa, Alicante, Santander und andere Städte verlangt man jetzt protestantische Geistliche. Die ganze liberale Presse lieh der protestantischen Sache ihren Beistand. Ein eigenes protestantisches Blatt: „El Eco del Evangelio", ist in Sevilla gegründet worden, ein anderes wird hier gegründet werden. Neben vielen andern Vereinigungen fanden öffentliche protestantische Gottesdienste, an denen gegen tausend Personen theilnahmen, in Madrid, Barcelona, Sevilla,

Cordova und Malaga statt. Ueberall wurden die Bibeln wieder aus dem Versteck hervorgesucht, 100000 Exemplare von Bibeln, Neuen Testamenten und Flugschriften über das Land verbreitet. Die londoner Bibelgesellschaft hat hier eine große Niederlage von Bibeln in allen Sprachen und Zweigniederlagen an allen Hauptplätzen der Provinz errichtet. Andere englische Gesellschaften, besonders auch die londoner Tractaten-Gesellschaft, sind in demselben Sinne thätig, und lassen große Mengen von Taschenbibeln, kleinen Neuen Testamenten und verschiedenen Evangelien drucken, um dieselben zu sehr geringen Preisen zu verkaufen; grundsätzlich werden die Bibeln nur in Ausnahmsfällen verschenkt.

In Madrid sind bereits ein englischer Kaplan und drei andere protestantische Geistliche angestellt; in Sevilla, Malaga und Cordova erfreuen sich zum Protestantismus übergetretene Priester eines großen Zulaufs, und noch andere haben mit ihrem Uebertritt den Entschluß angezeigt, ihre Dienste unentgeltlich der protestantischen Kirche zu widmen; in Barcelona sind zwei Pastoren, darunter ein früherer katholischer Priester, und außerdem noch ein schweizerischer Geistlicher für die Fremden thätig.

Ueberall hat man das Augenmerk zunächst auf den Gottesdienst, die Predigt, als das Dringlichste, gerichtet erst wenn die Bedürfnisse in dieser Richtung hinreichend befriedigt sind, wird man für die Einrichtung von Schulen und die Anstellung von Schullehrern sorgen. Mit den Vorarbeiten hierfür ist bereits ein Ausschuß in Genf, Paris, Orthez (Béarn) thätig.

Die spanischen Protestanten nennen ihre Kirche

„Evangelische Kirche", und sie haben die Verschmelzung der Luther'schen und Calvin'schen Lehre vollzogen. Die Verfassung ihrer Kirche ist die presbyteriale, die einzig hierzulande mögliche.

Eine schwierige Frage war seither diejenige der Gotteshäuser oder Betsäle. Namentlich in Madrid hielt es sehr schwer, eine passende Oertlichkeit aufzufinden. Die Vermiether wurden von den Geistlichen mit Excommunication, von einzelnen Fanatikern mit Dolch, Revolver und Brandstiftung bedroht; insbesondere suchte man die Frauen aufzuhetzen, und es war anfangs dringend geboten, Schutzmänner für die Geistlichen aufzustellen. Als der Gottesdienst noch in dem ersten hiesigen Betsaale, Calle de Santa-Catarina de los Donados, stattfand, wurden alle Mittel versucht, den Vermiether wie die Zuhörer einzuschüchtern, und als dies nichts fruchtete, verfiel man auf alle möglichen Kunstgriffe; man breitete z. B. die Fabel aus, daß, wenn die Meßglocke auf der benachbarten katholischen Kirche erschalle, sämmtliche Zuhörer davonlaufen und den protestantischen Geistlichen allein lassen.

Die seitherigen Erfahrungen haben gezeigt, daß sich in Madrid bisjetzt 1000 — 2000 Personen befinden, welche den protestantischen Gottesdienst annehmen wollen; es kehren so ziemlich dieselben Personen immer wieder zurück; die Zuhörerschaft ist aus allen Ständen gemischt; man bemerkt aber besonders viele Männer und Frauen aus der Gesellschaft. Die frühere Zuhörerschaft ist auch in die neue Kapelle, Calle de la Madera Baja, ausgewandert, und man hofft, bald eine noch größere

Räumlichkeit zu bedürfen. Freunde der protestantischen Sache sind bei der Regierung mit ihrem Einfluß eingetreten; die Protestanten haben infolge hiervon nicht blos die Erlaubniß zu bauen, sondern auch die Zusage erhalten, daß man ihnen den Erwerb eines hierzu nöthigen Grundstücks erleichtern wolle. Auf einen Platz bei der Bilbaobrücke, der Quemadero heißt, weil dort die protestantischen Ketzer verbrannt worden waren, soll nach dem Zugeständnisse der Stadtbehörde der Tempel gebaut werden. Der hiesige Ausschuß hat sich in einem Aufrufe an die Christen Europas und Amerikas gewendet, um Beisteuern zu diesem Werke zu erbitten.

5.

Die Septemberrevolution auf der spanischen Bühne.

Madrid, Mai 1869.

Die Spanier lieben und schätzen das Theater wie kaum ein anderes Volk. In dem unbedeutendsten spanischen Städtchen findet sich ein Schauspielhaus, und Madrid besitzt im Verhältniß mehr Bühnen als Paris. Selbst jetzt, da die politischen Gesellschaften, Vereine, Volksversammlungen, die Parteiumtriebe, die Verhandlungen der Cortes alle Aufmerksamkeit und Zeit in Anspruch zu nehmen und da die stockenden Geschäfte die Mittel des Genusses zu verweigern scheinen, sind die Zuschauerräume jeden Abend besetzt. Der Spanier sieht eben in dem Schauspielhause nicht blos einen Ort leichter Unterhaltung; er verlangt vielmehr, daß ihm auf der Bühne neben den Meisterwerken der classischen Zeit ein sei es ernstes oder heiteres Bild des heutigen Volkslebens und all desjenigen vorgeführt werde, was dem Kreise der religiösen, sittlichen, geistigen und politischen Bestrebungen der Gegenwart angehört. So scheut er auch bedeutendere Opfer für den Genuß des

Theaters nicht, und die häufig geschmackvolle, fast immer sehr bequeme Einrichtung und Ausstattung der Schauspielhäuser in Spanien könnte mancher Hauptstadt im Norden als Beispiel dienen.

Noch heute, wenn auch nicht mehr in dem Maße wie früher, nimmt das Theater hierzulande eine sehr wichtige Stelle in der Volkserziehung, in dem Familien- und selbst in dem Gemeindeleben ein. Gleich bei einem erstmaligen Besuche fällt dem Fremden die große Zahl der anwesenden Kinder auf, und er bemerkt, daß einzelne Logen ausschließlich von ganzen Familien eingenommen sind, die für einige Stunden ihr Daheim hierher getragen haben, und in den langen Zwischenacten wie am häuslichen Herd ihre Freunde und Bekannten empfangen. In den Landstädten hat man die alte Gewohnheit bewahrt, daß der Alcalde mit den übrigen Ortsvorständen bei den festlichen Vorstellungen am Sonntag gewissermaßen den Vorsitz führt; die ganze Gemeinde kommt hier des Abends zusammen, wie des Vormittags in der Kirche. Fast an allen Orten finden überdies des Nachmittags besondere Vorstellungen moralischer und religiöser Stücke für die Kinder statt.

So ist dem spanischen Theater ein Zug tiefen Ernstes geblieben, der dasselbe namentlich von dem französischen scharf unterscheidet. Ein Stück mag noch so sehr der Handlung und dramatischen Bewegung entbehren, es ist eines gewissen Erfolges doch sicher, wenn der Dichter nur einigermaßen versteht, der herrschenden Stimmung entgegenzukommen und seine Helden zu Dolmetschern der Gedanken und Gefühle des Volks zu machen. Man

hat es seit der Vertreibung Isabella's II. mit Erfolg wagen können, die alten religiösen Darstellungen wieder zu beleben, Christus, die Mutter Gottes, die Apostel und alle wichtigern Vorgänge der neutestamentlichen Geschichte auf die Breter zu bringen; der Name irgendeines Freiheitshelden der Geschichte genügt, um ein Stück, das vom Anfang bis zum Ende nur erhabene Redensarten und begeisterte Declamationen enthält, genießbar zu machen; und wenn es sich Cervantes als Verdienst anrechnet, allegorische Wesen: Krankheit, Hungersnoth, Krieg, in das Theater eingeführt zu haben, so durften auch seine jüngsten Epigonen nicht fürchten, ihre Zuschauer mit der unaufhörlichen Allegorisirung der Septemberrevolution, der Freiheit, des Despotismus, der Volkssouveränetät zu ermüden.

Während der Fastenzeit ist in einem hiesigen Volkstheater das biblische Drama „La Pasion de Jesus", dessen Aufführung seither verboten war, vor einem stets gefüllten Hause aufgeführt worden. Man denke sich die Leidensgeschichte auf der Bühne vor einem skeptischen pariser Publikum; die christliche Legende würde da gewiß ebenso erbarmungslos mishandelt werden wie die griechische Mythologie. Hier aber ließ die Haltung des Volkes im Theater fast ebenso wenig zu wünschen übrig als bei den Processionen und den übrigen Schaustellungen in der Kirche; das andächtigste Schweigen wurde beobachtet, die weibliche Zuhörerschaft vergoß reichliche Thränen der christlichen Rührung, und eine alte Frau in meiner Nachbarschaft fühlte sich so ganz wie in der Kirche, daß sie den tiefsten Schlaf des Gerechten

schlief wie nur bei irgendeiner Passionspredigt. Der Ernst der Stimmung wurde kaum gestört, als plötzlich bei der Scene des Verraths Petri vom „Paradies“ herab ein lustiges Krähen sich vernehmen ließ, bevor noch der Hahn auf der Bühne angesetzt hatte; ich wurde dadurch an jenen schwäbischen Theologiecandidaten erinnert, der in der Kinderlehre an seine Schüler die schlaue Frage richtete: „Als Petrus den Herrn verrieth, wer krähte da?“ Und am Schluß wollte das Publikum nicht sowol einen leichtfertigen Scherz machen, als seinen tiefen Abscheu kundgeben, indem es den armen Schauspieler, der Judas Ischarioth gespielt und sich mitten auf der Bühne gehenkt hatte, stürmisch beklatschte und ihm zurief: „Henke dich noch einmal!“

Während der nicht ohne alles Bühnenverständniß verfaßte „Gutenberg“ von Fournier im Odéon zu Paris vor kurzem schmählich durchfiel, erfreute sich hier das gleichnamige Stück von Treserra eines gewissen Erfolges, obgleich dasselbe den Anforderungen der dramatischen Kunst nicht im geringsten entsprach und dem unbefangenen Zuschauer überhaupt nichts Neues bot, als vielleicht die herrlichen Orangen- und Palmbäume, mit denen der Dichter die Umgebung von Mainz schmückte. Aber der spanische „Gutenberg“ wurde durch einen dreiviertelstündigen Monolog über Völkerglück, Freiheit, Aufklärung und Wissenschaft gerettet, den der Erfinder der Buchdruckerkunst hält, während er seine Lettern an einem Unschlittlichte schwärzt. In jedem andern Lande wäre das Stück gerade hieran am sichersten zu Grunde gegangen.

Die Umwälzung des Septembers äußerte ihren Ein-

fluß auf die Bühne zunächst dadurch, daß manche Stücke, die seither als anstößig verboten waren, jetzt zu Ehren kamen. Unter diesen ist vor allem „Carlos II.", „El Hechizado" („Der Fanatiker") von Antonio Gil de Zarate zu nennen. Isabella II. hatte die Aufführung dieses literarisch nicht verdienstlosen Werkes, nachdem dasselbe längere Zeit hindurch im Teatro del Principe mit Beifall gegeben worden war, verboten. Das Volkstheater Las Novedades, dem hier etwa der Rang der pariser Porte de Saint-Martin zukommt, nahm das Stück wieder auf, das natürlich nach der Revolution eine doppelt große Wirkung üben mußte, da es die Schandthaten der Inquisition und namentlich auch die scheinheiligen Ränke der Kirche zum Gegenstande hatte, durch welche Carlos II. um den schwachen Rest seines Verstandes gebracht und vermocht wurde, das Reich seines Ahns, Karl's V., vom Hause Habsburg auf die Bourbonen zu übertragen. Die Aufregung des Publikums stieg in der Vorstellung, der ich anwohnte, mit jedem Acte; laute Verwünschungen wurden gegen die in dem Stücke auftretenden Geistlichen geschleudert, und als Carlos II. in einer kurzen Anwandlung von Vernunft das böse Spiel durchschaut, das sein Beichtiger mit ihm treibt, und ein „Teuflischer Pfaffe!" gegen denselben ausstößt, brach ein wahrer Donner des Beifalls aus; Weinflaschen, Hüte, Spazierstöcke, kurz alles, was jeder gerade zur Hand hatte, flogen dem armen Mimen, der den Beichtiger gab, um den Kopf. Am Schlusse des Stückes wird der Beichtiger eben in dem Augenblicke, da er sich der gelungenen Rache an Ines freut, der natürlichen Tochter Karl's II.,

die für die Zurückweisung seiner unreinen Liebe dem Scheiterhaufen der Inquisition überantwortet wird, von dem Geliebten des Mädchens überfallen, niedergeworfen und erdolcht, worauf der Vorhang fällt; dreimal nun mußte zur Genugthuung des Volkes der Vorhang wieder aufgezogen werden, und dreimal der Priester unter den Dolchstößen seines Gegners sterben.

Wenn sich bei diesem Stücke der ganze Ingrimm des niedern Volkes gegen pfäffisches Unwesen Luft machen konnte, so gab die Aufführung der „Großherzogin von Gerolstein" den höhern Ständen erwünschte Gelegenheit zur Verhöhnung des unsittlichen Treibens an dem Hofe Isabella's II. Die Königin hatte aus leichtbegreiflichen Gründen die Erlaubniß stets verweigert, die „Großherzogin von Gerolstein" zu spielen. So kann man sich die Schadenfreude vorstellen, womit jetzt die hiesige Gesellschaft Offenbach's Operette als eine fortlaufende Anspielung auf wirkliche Vorgänge in der Palastgeschichte begrüßte. Wie in keinem andern Orte nahm hier die „Großherzogin von Gerolstein" die Bedeutung einer unmittelbaren politischen Satire an; leider scheint es aber den Madridern entgangen zu sein, daß dieselbe sich auch noch als Satire auf andere Dinge, z. B. den Militarismus, den Ehrgeiz und die Ränke von Palast-Generalen, verwerthen ließe.

Da infolge der Septemberrevolution die bedeutendsten dramatischen Schriftsteller des gegenwärtigen Spaniens entweder wie der Ultramarminister Ayala, der Ministersecretär Dacarreta, der Gesandtschaftssecretär Manuel de Palacio ganz von der unmittelbaren

politischen Thätigkeit in Anspruch genommen, oder wie Thomas Rodriguez, Rubi, Asquerino in die Verbannung getrieben wurden, so ist es nicht zu verwundern, daß die Erstlingsfrüchte der dramatischen Literatur, welche dem neuen Boden entsprossen, weder an Beschaffenheit, noch Zahl hervorragen. Auch konnte die überhandnehmende Auswanderung der bessern Schauspieler nach Cuba und den südamerikanischen Republiken, wo dieselben unverhältnißmäßig bessere Einnahmen beziehen, nur von schlimmem Einfluß auf die dramatischen Schöpfungen der neuesten Zeit sein.

Dem ersten und rohesten Bedürfniß der Volksrache genügte ein in den Novedades aufgeführtes, literarisch ganz werthloses Drama „El Cura Merino", welches jenen Geistlichen Merino verherrlichte, der im Jahre 1852 mit dem Rufe „Muera à los tiranos!" die Königin überfallen und zu erdolchen versucht hatte. Die Geschichte Merino's, der jetzt vom Volke als Freiheitsmärtyrer verehrt wird, trägt ein echt spanisches Gepräge. Merino war ein Greis von 63 Jahren, als er seine That verübte. Vierzig Jahre hatte er, ohne mit einem Menschen zu verkehren, ohne selbst mit seiner alten Dienerin ein Wort zu wechseln, in einem thurmähnlichen Hause der Plaza Mayor seinen einsamen Studien gelebt. Man wollte ihn nach der That für wahnsinnig ausgeben, aber er setzte im Verhör mit vollkommener Seelenruhe auseinander, er sei durch langjähriges Nachdenken zu der Ueberzeugung gekommen, daß Isabella II. den Tod verdient habe und daß seinem Vaterlande nicht anders als durch ihre Ermordung geholfen werden

könne. Bei dem Mordversuche selbst verlor er keinen Augenblick die Kaltblütigkeit. Die Königin wollte das erste mal nach ihrer Niederkunft die Messe in der Palastkapelle hören; Merino war in der Galerie, durch welche sie schreiten mußte, mit einer Bittschrift in der Hand niedergekniet; unter dem Papier barg er einen langen feinen Dolch. Als Isabella sich etwas niederbeugte, um die Bittschrift entgegenzunehmen, stieß er unter dem oben erwähnten Rufe „Muera . . .“ das Messer in ihre Brust. Da dasselbe aber auf eine stählerne Feder ihres Mieders traf, so wurde die Königin nur leicht verwundet. Merino ließ sich von den herbeistürzenden Wachen ruhig gefangen nehmen und sagte lächelnd: „Ich dachte nicht daran, daß ich eine Frau des 19. Jahrhunderts vor mir habe; sie trägt ein Mieder.“ Die Frage, ob er Mitschuldige habe, verneinte er bestimmt und fügte bei, er würde dieselben jedenfalls nicht angeben. Er wurde zum Tode durch Erdrosselung verurtheilt; seine Leiche wurde verbrannt und die Asche den Winden preisgegeben. Das Volk war von der Hinrichtung, die in der Ecke eines Kirchhofs stattfand, ausgeschlossen worden; man fürchtete Kundgebungen der Theilnahme für den Verurtheilten. Am Jahrestage seines Todes 1862 fand man von unbekannter Hand angezündete Kerzen auf der Stätte der Hinrichtung, und an die Mauer des Kirchhofs waren die Worte geschrieben: „Dem unsterblichen Merino.“

Weit unschuldigerer Natur ist das einactige Lustspiel von Luis de Eguilaz: „La Convalecencia“, das mit großem Beifall im Theater de la Zarzuela aufgeführt

wurde. Ein Familienvater hat soeben eine sehr gefährliche Fieberkrisis überstanden und nach der Erklärung des Arztes kann jede Aufregung einen tödlichen Rückfall herbeiführen. Nun ist während seiner Krankheit die Septemberrevolution ausgebrochen und die Familie muß im Verein mit dem Hausarzt auf tausend Mittel sinnen, dem Genesenen, der das Bett verlassen, die Kenntniß hiervon vorzuenthalten. Dies gibt zu einer Reihe höchst komischer, mitten aus dem Familienleben gegriffener Auftritte Anlaß, da jeder Lärm auf der Straße, jeder Besucher, jedes Wort der Familienmitglieder selbst, namentlich aber der ungestüme Enthusiasmus des jüngsten Sohnes, der unter die „Freiwilligen der Freiheit" gegangen ist, zum Verräther werden kann. Solche Genrebilder vom häuslichen Herde sagen dem Geschmacke der Spanier viel mehr zu als die französischen Bouffes; die Spanier scheinen noch einen feinern Sinn als die Franzosen für die Einzelheiten zu haben, denn die Schauspieler wurden häufig genöthigt, kürzere Stücke aus dem Dialog, die besondern Anklang fanden, zu wiederholen. Ein Zeitungsblatt, das man unvorsichtigerweise auf dem Boden hatte liegen lassen, enthüllt dem Papa endlich die ganze Wahrheit; er geräth in eine ungeheuere Aufregung, die Familie in die größte Verzweiflung, allein der Arzt überzeugt sich, daß die Nachricht von der Befreiung des Landes statt tödlich, vielmehr äußerst wohlthätig gewirkt hat; der Kranke fühlt sich wie neugeboren, alles umarmt sich vor Freude und der Vorhang fällt unter den Klängen der Riego-Hymne.

Ganz in dem alterthümlichen allegorischen Stil sind dagegen andere Stücke gehalten, welche die Revolution zum Gegenstande haben. Unter denselben machte namentlich Glück „La Soberania Nacional". Von Handlung ist bei diesem Stücke eigentlich gar nicht die Rede. Ein schönes Weib, die Verkörperung der España, wird von einem wüsten Unhold, dem Despotismus, in Banden gehalten und mit Schmähungen überhäuft. Da erscheinen plötzlich als Befreier ein Soldat, ein Freiwilliger und ein Matrose; die Ketten der España werden zerbrochen, die nationalen Helden, voran Cid Campeador, Pelayo treten auf und reichen im Glanze eines ziemlich bescheidenen bengalischen Feuers den Helden von 1868 die Bruderhand.

Eine ganz sonderbare Mischung von Realismus und Allegorie bietet ein anderes Stück: „La Aurora de la Libertad." Eine Familie in einem Grenzorte Spaniens ist durch die Verbannung ihres Hauptes in die größte Noth versetzt, und trotz der treuen Beihülfe ihrer Diener, eines Castilianers und eines Aragonesen, weiß die Mutter kein Brot mehr für ihre Kinder aufzutreiben. Da tritt ein lustiger Andalusier auf und erzählt von dem Ausbruche der Revolution; der stets mistrauische Aragonese hält alles für Windbeutelei und will den Andalusier vor die Thür setzen, als derselbe sich als Abgesandten des Verbannten zu erkennen gibt und dessen Rückkehr ankündigt. Der Aragonese reicht dem Andalusier die Hand, und alle vergessen über der frohen Aussicht auf die Zukunft die Noth des Augenblicks. Da tritt in einen feuerrothen Mantel gehüllt der Des-

potismus auf, mit dem Gefolge der bösen Geister, der Ueppigkeit, des Geizes, der Ehrsucht u. s. w. Einer der Geister nach dem andern bietet seine verführerischen Gaben an: Brot, Wein, Gold und Ehren jeder Art. Aber alle antworten: „Lieber im Elend verkommen, als der Freiheit untreu werden.“ So große Standhaftigkeit rührt den Genius des Despotismus; er jagt seine Geister fort und schwört der Freiheit zu. In diesem Augenblicke pfeift eine Locomotive; der Vater kehrt aus der Verbannung zurück, umgeben von den Göttinnen der Freiheit und Spaniens, unter deren olympischen Gewändern sein pariser Ueberrock und Cylinder seltsam hervorsticht. Der Andalusier ruft: „Es lebe die Republik!“ Der Aragonese: „Es lebe Espartero!“ und das wunderliche Schauspiel schließt mit einer allgemeinen Umarmung der Söhne Spaniens.

Zum Schlusse mag noch die dramatische Satire erwähnt werden: „Quien sera rey?“ Der Hintergrund zeigt die Bergkette der Pyrenäen. Ein Eisenbahnzug braust heran, und unter den Klängen der Riego-Hymne erscheint, die Fahne mit den nationalen Farben schwingend, La España, begleitet von jungen Männern in den verschiedenen Landestrachten. La España läßt sich auf einem Throne nieder und fordert das Volk auf, ein Oberhaupt zu wählen. Ein Andalusier und ein Aragonese erheben Einsprache, aber La España belehrt sie, wenigstens für den Anfang brauche man ein Haupt. Da klopft es an die Pforte, und der Aragonese meldet, ein Fremder begehre Einlaß. Es tritt nun ein Throncandidat nach dem andern ein, je nach Charakter oder

Nationalität mehr oder weniger schmeichelhaft gekennzeichnet. Zuerst ein schwerbetrunkener englischer Matrose (Herzog von Edinburgh), mit dem sich kein vernünftiges Wort sprechen läßt; sodann ein Orangenhändler (Montpensier), der in greulichem französischem Accent sein Geschäft anpreist und nach Hinterlassung seiner Firma mit dem Versprechen wiederzukommen abgeht; dann ein junger italienischer Windbeutel (Aosta), der blos für die hübschen Spanierinnen ein Auge hat; nach ihm schreitet, auf zwei Tänzerinnen gestützt, ein Portugiese (Ferdinand) über die Bühne, und zuletzt trippelt ein kleiner Junge (Carlos), der Niño Terso, herein, dem das Hemdchen zur Hose herausschaut und das Näschen von Zeit zu Zeit geschneuzt werden muß; denselben führt ein Mann im Jesuitenhute, der sich in salbungsvoller Rede als den wahren Freund der Freiheit ankündigt, aber alsbald an seiner Tonsur erkannt und zur Thür hinausgeworfen wird. Während dieses vorüberwandelnden Candidatenkatalogs hat das Volk in bedenklicher Weise zu murren angefangen und eine Empörung droht auszubrechen. Da erhebt sich La España und ruft: „Meine Söhne, schaut empor!“ Der vorher mit Wolken bedeckte Himmel hat sich aufgeklärt und ein Stern erglänzt, auf dem geschrieben steht: „Es erfülle sich der Wille der Nation!“ Alle knien bei diesem Anblicke im Kreise nieder, und der Aragonese ruft mit mächtiger Stimme: „Es lebe Espartero!“

6.

Espartero.

Madrid, Anfang Juli 1870.

Die Brust Don Baldomero Espartero's ist nicht mit so vielen Orden geschmückt, seinem Namen sind nicht so viele Titel angehängt, als ihm seine Anhänger, namentlich in der neuesten Zeit, schmeichelhafte Beinamen geliehen haben. Und doch pflegte derselbe, wenn er sich in seinem Glanze sehen lassen wollte, nicht weniger als dreiundzwanzig Orden auf seinen goldgestickten Marschallsrock zu heften, und ist es eine ermüdende Aufgabe, das Verzeichniß seiner Titel zu Ende zu lesen, das vielversprechend also beginnt: Vicomte von Banderas, Graf von Luchana, Herzog von Vittoria, Herzog von Morella . . . . Das Größte in der überschwenglichen Lobpreisung dieses Mannes leistet das Manifest der Abgeordneten, die demselben die Krone Spaniens übertragen wollen.

Der Beiname des „Unbesiegten" mag noch hingehen, da Espartero allerdings nicht so häufige Schlappen erlitten hat als seine karlistischen Feinde oder seine Vorgänger und Nebenbuhler im Lager der Liberalen. Bedenklicher ist schon, wenn seine Tapferkeit neben diejenige

Pelayo's, seine Entsagung neben diejenige des Königs Wamba gestellt, wenn seine Charakterstrenge mit derjenigen eines Regulus, sein bescheidener Sinn mit demjenigen eines Cincinnatus verglichen, und wenn er weit über einen Cromwell gestellt wird. Wir schwimmen aber ganz in der offenen See spanischer Großsprecherei, wenn seine Freunde verkündigen: „Niemals hat ein Volk auf Erden das Glück gehabt, auf den Trümmern einer grausamen Herrschaft, inmitten der Wogen des stürmischen politischen Meeres, neben den Helden einer siegreichen Revolution ein Vorbild strenger Tugend, erhabener Seelenruhe und herrlicher Großherzigkeit zu finden, wie der Pacificator Spaniens"; oder wenn sein neuester Geschichtschreiber Francisco Salmeron y Alonso sagt: „Wie ein Geschenk der Vorsehung betrachtet Spanien das Leben Espartero's, dessen Heldenthaten im Kriege die Wiege des Cid ehren, und dessen Selbstverleugnung im Amte das Vaterland Guzman's erhöht." Schon früh hatten die Spanier angefangen, Espartero's Verdienste in solcher Weise zu ehren und zu rühmen. Als er Bilbao von der Belagerung der Karlisten befreit hatte, pries einer der gefeiertsten Redner der Cortes, Lopez, den „Helden von Luchana", mit folgenden Worten: „Mit solchen Führern und Soldaten ist nichts unmöglich, mit ihnen kann man ausführen, was man will, dem Geschick gebieten, zum Himmel steigen und die Fabel der Titanen verwirklichen."

Das rasche Emporsteigen des Kärrnerssohnes aus Granatula (in der Provinz Ciudad-Real) auf der Leiter der Auszeichnungen und des Ruhmes hat in dem Spa-

nien des 19. Jahrhunderts an sich kaum etwas Befremdliches. Auch die O'Donnell, Serrano und Prim haben mit Siebenmeilenstiefeln ihre glänzende Laufbahn durchmessen. Nur hat freilich Espartero seine Ehren und Titel nicht durch Treubruch und Empörung, sondern als loyaler Soldat verdient, und niemals durch Wappen und Nachäffung des Adels seine ehrliche bürgerliche Abkunft zu verdecken gesucht.

Nachdem er zuerst als akademischer Freiwilliger in dem Kriege gegen die Franzosen die Waffen getragen, schiffte er sich im Jahre 1815 nach Peru ein, wo er bereits nach zwei Jahren Dienstes zum zweiten Commandanten ernannt wurde. Die „ruhmvollen" und „blutigen" Schlachten, an denen er theilnahm, und zwar im Jahre 1822 bereits in der Eigenschaft eines Obersten, haben mehr als einen Zug mit Homerischen Kämpfen gemein. Man schlug sich daselbst meist mit Streitkräften von 2—300 Mann herum; der Feind ließ „verschiedene Waffen, Pferde und einige Gefangene" auf dem Schlachtfelde zurück, manchmal währte der Kampf länger als zwei Stunden; und es kam wol vor, daß Espartero „den Tod bis mitten in das feindliche Heer trug" und sich mit dem Anführer desselben Leib an Leib maß.

Als er, bereits zum Brigadier ernannt, im Jahre 1825 heimkehrte, wurde er von der absolutistischen Partei ziemlich kühl aufgenommen, nicht sowol weil die von ihm errungenen Vortheile durch Bolivar's Sieg bei Ayacucho wieder verloren gegangen waren, als weil er mit allen aus Amerika zurückkehrenden Offizieren im Geruche des Liberalismus stand. Man schickte ihn, um

ihn unschädlich zu machen, zuerst nach Pamplona, dann nach Logroño in Garnison. Am letztern Orte verheirathete er sich mit der jungen, reizenden und reichen Doña Jacinta Sicilia, durch welche ihm Logroño zur zweiten Heimat wurde. Er riß sich aber ohne Zögern von seiner Gattin los, als nach dem Tode Ferdinand's VII Don Carlos die Fahne des Aufruhrs erhob; denn, wie er später einmal sagte: „Ich bin aus der Mancha, dem Lande Don Quixote's; die Dame meiner Gedanken ist eine Königin, für sie ist mir nichts unmöglich!"

In einer endlosen Reihe von Schlachten à la española, das heißt von Gefechten und Scharmützeln, wie man sie in Südamerika geliefert hatte, erfüllte Espartero seine Ritterpflicht gegen die Regentin Christina und die junge Isabella. Als Strateg weder unternehmender noch berechnender als andere, war er vom Glück mehr begünstigt als seine Feinde und seine Nebenbuhler; öfters verwundet und immer sein Leben aufs Spiel setzend, errang er bald den Stab des Feldmarschalls, den Titel des Generals-en-Chef, des Vicekönigs von Navarra und des Generalkapitäns der baskischen Provinzen u. s. w. Das Geheimniß des Ansehens, das er in dem Heere genoß und das ihm allein unter seinen Collegen die Aufrechthaltung strenger Mannszucht gestattete, liegt darin, daß er, ein spanischer Suworow, ganz und gar die Lebensweise des gemeinen Mannes, seine grobe Kost theilte und seine Sprache redete. Er blieb in seinem ganzen Wesen der Kärrnerssohn aus der Mancha. Wenn er später als Regent die Gesandten der fremden Mächte zu Tisch hatte, so ließ er die denselben vorgesetzten

Gerichte unberührt, aß seine Knoblauchsuppe und rühmte seinen Gästen die Vorzüglichkeit derselben. Höchlich erzürnt über seine Kasernenmanieren, die sie oft und namentlich in ihrer letzten Zeit sehr empfindlich fühlen mußte, sagte ihm Christina nach ihrer Abdankung einmal: „Ich habe dir alles gegeben, Espartero, ich habe dich zum Grafen von Luchana gemacht, zum Herzog von Morella, zum Herzog von Vittoria, zum Grande von Spanien, aber nie konnte ich aus dir einen Edelmann machen." Unzugänglich den Schmeichelreden der Hofcamarilla, unbekümmert um die Ränke ehrgeiziger Hofleute, und die Schlingen nicht ahnend, die ihm seine Nebenbuhler, besonders O'Donnell, legten, ging er des Weges fort, den er für den geraden hielt; und wenn er keinen Ausweg aus den Schwierigkeiten der Lage wußte, so verließ er einfach mehrere Tage sein Zimmer, ja, wie man erzählt, sein Bett nicht und suchte seinen Trost im Kartenspiel, das schon während der Feldzüge in Südamerika sein liebster Zeitvertreib gewesen war. Sagt man ihm doch nach, daß er am Tage vor Vergara, als das karlistische und liberale Heer zur Hauptentscheidung sich gegenüberstanden, mit dem feindlichen Führer Maroto herausgespielt habe, welches Heer sich dem andern ergeben solle. Zum Glück hatte er stets eine unfehlbar glückliche Hand im Spiele.

Espartero war eifersüchtig darauf bedacht, sein Haus von allen Einflüssen und Ränken des Hofes freizuhalten. Er mußte zwar dulden, daß seine Frau die ihr angetragene Stelle einer Ehrendame der Königin übernahm und nach Madrid kam. Allein diejenigen hatten sich

sehr verrechnet, welche die Herzogin von Vittoria durch Schmeicheleien bethören und dadurch ihren Gemahl selbst mit ihren Schlingen bestricken zu können geglaubt. Die Herzogin machte durch ihr zugleich natürliches und verständiges Wesen einen günstigen Eindruck, wußte aber die Höflinge bei entsprechender Gelegenheit durch eine gewisse vornehme Kaltblütigkeit zu entwaffnen und von sich zu entfernen. Ein Brief Espartero's, der uns erhalten ist, war ihre Richtschnur für das Auftreten am Hofe. Es heißt daselbst unter anderm: „Ich rathe Dir zur Vorsicht gegenüber den Höflichkeiten und Schmeicheleien aller Parteien im Palast, denn dieselben verfolgen ohne Ausnahme selbstsüchtige Zwecke. Bedenke, daß sie dem Glücke des Vaterlandes, der Herrlichkeit und dem wahren Glanze des Thrones feind und meine hartnäckigsten und unwürdigsten Gegner sind. Dieser verachtungswerthen Art von Menschen ist alles, was Dein Gemahl nicht sowol durch verbriefte Erbschaft, als durch seine Dienste und Tugenden erworben, ein Dorn im Auge, sodaß sie kein auch noch so unedles Mittel unversucht lassen, um mich um meine Macht, Dich um Dein Ansehen zu bringen; denn Du wirst niemals mehr sein als Dein Gatte.“

Welches Glück wäre es für Espartero und für Spanien gewesen, wenn diese rauhe Tugend mit größerer Menschenkenntniß und Einsicht in den politischen Dingen verbunden gewesen wäre! So aber wußte er die Macht nicht festzuhalten, die in seinen Händen ein Segen für das Land gewesen wäre, und wurde ein Spielball auch der plumpsten Ränke. Niemals hatte in diesem Jahr-

hundert ein Mann in Spanien eine größere Macht zur Verfügung als Espartero im Jahre 1840, da alle Provinzen ihm als dem Friedensbringer zujauchzten und die liberalen wie die karlistischen Truppen, zusammen an 200000 Mann, seinem Befehle gehorchten. Wollte er auch ferner seinen Willen oder vielmehr die Rathschläge seines republikanisch gesinnten Adjutanten Linage bei der Königin und den Cortes fortsetzen, so mußte er der gefürchtete Befehlshaber der spanischen Kriegsmacht bleiben. So aber that er alles, was beitragen konnte, dieses kostbarste Werkzeug der Macht zu zerstören. Er wollte die Truppen, trotzdem daß dieselben meist bereits sechsjährige Dienste geleistet hatten, nicht in ihre Heimat entlassen, nährte und kleidete sie im Frieden so schlecht wie während des Krieges und misstimmte sie namentlich dadurch, daß er ihnen von den ungeheuern Kirchengütern, auf die sie sich Hoffnung gemacht, auch gar nichts zukommen ließ. Da er überdies nur zu den Soldaten, die mit ihm im Felde gestanden, Vertrauen hegte, so sah er sich mit der Zeit nur noch von Veteranen und zwar von unzufriedenen Veteranen umgeben. An die Stelle abgöttischer Verehrung für ihn traten Verschwörungen; die von ihm befohlene Hinrichtung des Generals Leon schien, statt abzuschrecken, nur zur Rache zu begeistern, und als er die offene Empörung in Sevilla niederwerfen wollte, mußte er den Schmerz erleben, daß seine Kerntruppen, die Jäger von Luchana, ihm den Gehorsam verweigerten.

Als Politiker eilte er so rasch von einer Niederlage zur andern wie als Soldat von Sieg zu Sieg. Auf

diesem Gebiete konnte eben nicht wie etwa auf dem militärischen der Mangel an Plan, Wissen und Einsicht durch persönlichen Muth aufgewogen werden. Seine Thätigkeit als Regent und später als Ministerpräsident ist bekannt. Er hatte es mit den Moderados verdorben und wußte die Demokraten nicht festzuhalten; und den Abgang eines klaren Programms suchte er durch die Redensart: „Der Wille der Nation soll erfüllt werden", die für ihn ein bequemes Faulpolster wurde, zu ergänzen.

Inzwischen arbeitete besonders sein Leibadjutant Serrano, den er als zu jung nicht zum General befördert hatte, an seinem Sturze, und bald mußte er eine Zuflucht in der Fremde suchen, zum Verräther erklärt, aller seiner Titel, Aemter, Ehren und Auszeichnungen beraubt, zugleich vom Gefühle seiner Ohnmacht und von der tiefsten Verachtung gegen seine Gegner und besonders gegen Serrano erfüllt, in welchem letztern er nicht blos einen ehrgeizigen, unpatriotischen Egoisten, sondern auch den sittlichen Verderber der Königin Isabella sah. Wie O'Donnell mit ihm spielte, weiß man. Man mochte die Schlingen noch so ungeschickt legen, Espartero ließ sich doch fangen. Das beliebte Mittel, das nie fehlschlug, war, daß die Königin oder O'Donnell ihm plötzlich mit der Frage entgegentraten: „Ist es wahr, daß du ein Pronunciamiento machen willst?" Espartero pflegte sich alsbald in Betheuerungen seiner Unschuld zu erschöpfen und zum Beweise dieser letztern sich eben zu dem, was man ihm abzwingen wollte, anheischig zu machen.

Als er von der Königin seine endgültige Entlassung

verlangte, brach diese in Thränen aus und beschwor ihn, an ihrer Seite zu bleiben, nicht etwa aus Anhänglichkeit an ihn — er war ihr im Gegentheil immer höchst unbequem — sondern aus Furcht, er sinne auf einen Staatsstreich. So unbegreiflich erschien es an diesem Hofe, daß jemand bei gesunden Sinnen handeln konnte wie Espartero. Diesem jedoch war es allerdings ernst mit der Absicht, ganz von dem politischen Schauplatze abzutreten und nach Logroño zurückzukehren, wo er schon vor 1856 glückliche Jahre der Ruhe verlebt hatte. Seit 1856 hat der spanische Cincinnatus seine Einsiedelei nicht mehr verlassen. Sein Hofstaat besteht aus seiner Frau und ein paar Dienern, Veteranen seines Heeres, die ihm sein einfaches Mahl bereiten. Den Tag über pflegt er seinen Garten und des Abends wartet er mit Ungeduld auf ein paar Freunde, die mit ihm bis in die späte Nacht Karten spielen müssen.

Mehrmals wurde er seither zum Abgeordneten gewählt, er hat aber immer ausgeschlagen. Niemals hat er daran gedacht, sich an der Septemberrevolution zu betheiligen, da er an deren Spitze Serrano und Prim sieht, die ihm vielleicht von allen lebenden Menschen die verächtlichsten sind.

7.

Die Kirchhöfe von Madrid.

Madrid, Anfang August 1869.

Eine Freundespflicht führte mich dieser Tage nach den im Süden der Stadt gelegenen Kirchhöfen von Madrid. Die glühende Sonnenhitze hatte die Felder, soweit der Blick reichte, in eine dürre, trostlos einförmige Wüste verwandelt, und nur ein Dutzend kümmerlich unterhaltener Bäume jenseit des Prado, dessen Anlagen noch im herrlichsten Grün prangen, zeugte von dem Streben der Stadtbehörde, den aus dem Kriege mit den Arabern und den Erinnerungen an die einstige Cultur derselben stammenden abergläubischen Haß der Castilianer gegen Baumpflanzungen und Wasserwerke zu bekämpfen und einen immer weitern Gürtel eines für die öffentliche Gesundheit wohlthätigen und das Auge labenden Baumwuchses um die Stadt zu legen. Mitten aus dieser grauen Sand- und Staubwüste, in der man sich weit entfernt von menschlichen Behausungen glauben könnte, tauchen mit einem male eine Anzahl von Häusern auf, wie sie sich allenthalben an die Kirchhöfe anzulehnen pflegen, Kneipen für Todten-

gräber, Gewölbe zum Verkaufe von Särgen, künstlichen Blumen und Heiligenbildern.

In früherer Zeit begrub man die Todten hierzulande ausschließlich in Kirchen und Klöstern, noch heute werden dieselben in einzelnen Provinzstädten, z. B. in dem altcastilischen Orte Medina de Pomar, am Eingange der Kirche beigesetzt; alle funfzig Jahre sammelt man die Gebeine unter großen Trauerfeierlichkeiten und trägt dieselben unter der Begleitung der ganzen Gemeinde nach einem Begräbnißplatze vor der Stadt König Joseph Bonaparte verbot diesen Gebrauch; namentlich aus Rücksichten auf die öffentliche Gesundheit in Madrid, ließ er einige Kirchhöfe anlegen, konnte aber der Geistlichkeit das sehr einträgliche Recht der Obhut der Todten nicht entreißen. Da die Geistlichen, mehr auf ihre Einnahmen als auf eine liebevolle Pflege ihres Amtes bedacht, diese Kirchhöfe auf unverantwortliche Weise verwahrlosten, so bildeten sich Genossenschaften, um würdigere Todtenstätten einzurichten; allein dieselben hielten sich hierbei leider an die ältern Muster, sodaß sich, abgesehen von wenig bedeutenden Zuthaten, die Privatkirchhöfe in ihrer allgemeinen Gestalt nicht sehr von den andern unterscheiden.

Nur der hiesige englische Kirchhof für die fremden Protestanten ist in der Weise unserer Kirchhöfe angelegt; hier ist Grab an Grab gereiht, mit Steindenkmälern, Kreuzen, Inschriften verziert, und ein lieblicher, wohlgepflegter Blumenschmuck zeugt für den durch den Tod nicht unterbrochenen Verkehr zwischen Verwandten und Freunden und verhüllt dem Auge die Schrecken der

Stätte. Von alledem ist keine Spur auf den andern Kirchhöfen: blos ein paar magere Cypressen steigen aus dem Sandboden empor, dessen graue Farbe durch keinen grünen Grashalm oder Strauch unterbrochen wird; und kein würdiges Ehrenzeichen erhebt hier durch die Weihe der Kunst unsere Seele zum Gedanken der Unsterblichkeit. Jeder dieser Kirchhöfe gleicht dem andern; eine Anzahl viereckiger Plätze ist von einer Mauer eingefaßt; in dieser Mauer befinden sich drei bis vier Reihen von Löchern übereinander, die verschlossen werden, sobald die vorgeschriebene Zahl von sechs Särgen darin untergebracht ist; auf dem Deckel befindet sich selten mehr als der Name, das Geburts- und Todesjahr der Beigesetzten; nur in einzelnen besondern Galerien für die Reichen, die Veteranen der Miliz und die Kinder hat man einigen spärlichen Schmuck von Holzschnitzerei, getrockneten Blumen und — abgeschmackterweise — von Photographien der Verstorbenen angebracht. Hunderte von solchen schwarzen Grüften, die noch ihres Inhalts harren, gähnen uns weit geöffnet aus der weißen Mauerwand entgegen: ein Anblick, ungleich abstoßender als die Fosses communes des Père-Lachaise in Paris.

Nicht blos das Gitter, welches die Besucher einige Schritte von den Gräbern entfernt hält, sondern noch mehr der Gedanke, daß hier ein geliebter Hingeschiedener mit einer Anzahl von Fremden die letzte Wohnung theilen muß, verbannt die Möglichkeit eines Todtencultus wie bei uns. So kommen denn auch die Madrider nur einmal des Jahres, am 1. und 2. November, heraus, um die Ruhestätte der Ihrigen zu besuchen;

die ganze übrige Zeit bleibt dieselbe verlassen und vergessen, und man kann halbe Tage in diesen öden Räumen zubringen, ohne jemand zu sehen, als etwa einen Todtengräber, der schläfrig und verdrossen seiner Arbeit nachgeht. Ueber dem Eingange eines dieser Kirchhöfe, in dem Espronceda ruht, fand ich einen Vers dieses Dichters eingegraben mit den wenig christlichen düstern Schlußworten: „Alles ist Täuschung, nur nicht der Tod!“ eine Weltanschauung, die mit Espronceda namentlich auch sein Freund, der berühmte Schriftsteller Lara, von dem Fernandez de los Rios sagt, man müsse ihm das großartigste Standbild errichten, zu dessen Füßen aber seine sämmtlichen Werke verbrennen, während der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts dem spanischen Volke tiefer und tiefer eingeimpft hat. Mit einer Art grimmiger Verzweiflung hatte schon der ältere Zeitgenosse der beiden, Goya, in seiner Gravurensammlung der „Desastres de la guerra“ künstlerisch ausgedrückt, daß die Menschheit ewig in der Irre gehe, daß Wahrheit und Gerechtigkeit nicht in der Welt zu finden sei, daß unsere Leiden und Bestrebungen, unsere Leistungen im Guten wie im Bösen zu keinem Ziele führen und daß das Ende allein das wahrhaft Wirkliche an unserm Erdenleben sei. Diesen vor den äußersten Folgerungen nicht zurückbebenden Zweifel an einer höhern Weltordnung hat er namentlich in einem Bilde mit schreckenerregender Kühnheit zur Anschauung gebracht. Ein Todtengerippe schiebt sich bis zur Hälfte des Leibes aus seiner Gruft hervor, mit der Linken den Leichenstein zur Seite drängend, und schreibt, das Gesicht mit dem Ausdrucke namenlosen

Schmerzes und Ekels abgewendet, mit der abgemergelten Rechten auf eine Tafel ein einziges Wort, das die Lösung des ganzen Lebensräthsels sein soll. Dieses eine Wort heißt Nada (Nichts!). Eine Unzahl scheußlicher Fratzen grinst hohnlachend, stumpfsinnig, verzweiflungsvoll aus der Höhe auf den armen Menschen herab, der erst im Grabe zur Erkenntniß der Werthlosigkeit und Zwecklosigkeit alles Bestehenden gekommen, und aus einem phantastischen Wolkengebilde streckt eine Hand die zerbrochene Wage der Gerechtigkeit hervor. Das ist denn freilich eine ganz andere Auffassung des Todes, als die wir bei den alten Meistern der spanischen Kunst finden, bei einem Valdes, der mit einem fast allzu kühnen Realismus den Tod als die Macht darstellte, welche jeden Unterschied zwischen arm und reich, vornehm und gering aufhebt, oder bei einem Zurbaran, bei dem der Tod gewissermaßen als die Krone, die Verklärung eines gottgeweihten Lebens erscheint. Diese Künstler standen mit ihrem ganzen Denken und Fühlen auf dem festen Boden der Kirchenlehren; die Neuern aber waren zuerst von Voltaire's Zweifeln erfaßt worden und dann gänzlich in den Weltschmerz Byron's verfallen. Damals galt der Tod jedermann nur als der Uebergang zu einem höhern Leben, und so gewährte man den Todten gern einen Ehrenplatz inmitten der Lebenden, in der Kirche; nachdem man aber angefangen hatte, in dem Tode nichts als den Schluß eines zwecklosen Daseins zu sehen, war es nur natürlich, daß die fromme Rücksicht auf die Todten schwand und daß man sich dieselben sogar thunlichst aus den Augen zu schaffen suchte

An die Stelle der Zweifel Voltaire's und Byron's ist jetzt der besonders aus Deutschland eingeführte Materialismus getreten; ein Suñer y Capdevila hat es in den Cortes für seine Lebensaufgabe erklärt, das Dasein Gottes und der Seele zu bekämpfen. Ob in dieser neuen Weltanschauung das spanische Volk seine innere Befriedigung und Ruhe, wie einst im Christenthum finden und ob seine Künstler und Dichter in derselben Fuß fassen werden, diese Fragen besprach ich lange mit Castelar, der mir auf der Rückkehr von meiner Wanderung begegnete und meinen Führer in der herrlichen, so vielen unbekannten Sammlung von Schätzen der christlichen Kunst machte, welche in den Schreibzimmern des Unterrichtsministeriums eher versteckt als ausgestellt sind. Castelar ist entschiedener Spiritualist. Er gab mir beim Scheiden einen kleinen Aufsatz über den Kirchhof von Pisa mit, den er als eine Frucht seiner Reise durch Italien in dem „Boletin-Revista" der madrider Universität veröffentlicht. Da es nicht ohne Werth sein dürfte, den großen politischen Redner und Agitator auch von dieser Seite kennen zu lernen, so erlaube ich mir, das Folgende daraus mitzutheilen:

„Ihr glaubt, der Tod sei das Ende. Ich habe dies niemals geglaubt. Sonst wäre das All für die Zerstörung geschaffen. Gott wäre ein Kind, das Welten aufgebaut wie ein Kartenhaus, um des Vergnügens willen, sie wieder zu zerstören. Die Pflanze nährte sich von der Erde, Ochs und Schaf von der Pflanze, wir vom Ochsen und Schaf, und unsichtbare Wesen, welche wir den Tod oder das Nichts nennen, nährten sich von

uns; auf der Stufenleiter des Lebens dienten die einen Geschöpfe nur dazu, um die andern zu nähren; das ganze Weltall wäre ein ungeheuerer Polyp mit einem ungeheuern Magen, oder, wenn ihr ein classischeres Bild wollt, ein Katafalk, über welchem die Sonne brennt wie eine Trauerfackel, und über welchem wie eine ewige Statue das Fatum aufgerichtet steht. Die einen würden geboren als Helden, weil sie blutreich, die andern als Geduldige, weil sie lymphathisch sind, andere als Denker, weil sie viele Galle, andere als Dichter, weil sie sehr erregbare Nerven haben; aber alle würden an ihren eigenthümlichen Eigenschaften sterben, und alle leben, solange ihre Eingeweide, ihr Herz, ihr Hirn, ihr Rückenmark dauerte, um schließlich sämmtlich in das Nichts zu sinken. Was wir für Tugenden oder Fehler halten, wären nur Neigungen des Organismus; was wir für Glauben halten, nur einige Tropfen Blutes weniger in den Adern, oder einige Herzschläge mehr oder einige Theilchen Phosphor in den Knochen, und das, was wir für Unsterblichkeit halten, eine Täuschung; das einzig Wirkliche, Sichere wäre der Tod, und die menschliche Geschichte eine Procession von Schatten, welche, wie die Fledermäuse, zwischen Tag und Nacht hinschweben, um alle übereinander in jenen dunkeln, leeren, bodenlosen Abgrund zu fallen, welcher das Nichts genannt wird, die einzige Atmosphäre des Weltalls. Oh! Nein, nein, — — Ich lasse hier meinen Körper wie eine Rüstung, welche mich ermüdet, um ohne Aufhören emporzusteigen zu jenen erhabenen, in ewigem Lichte gebadeten Höhen. Es ist Wahrheit, daß es einen Tod gibt; aber es ist

auch Wahrheit, daß es eine Seele gibt; gegen die Wirklichkeit, die mich in ihren bleiernen Mantel einhüllen möchte, habe ich das Feuer des Gedankens; und gegen das Fatum, das mich in seine Ketten schlagen möchte, habe ich die Macht der Freiheit. Die Geschichte ist eine Wiederauferstehung. Die Barbaren hatten die alten griechischen Statuen begraben, und siehe da, sie sind wieder lebendig geworden auf einem Friedhofe (demjenigen von Pisa), indem unsterbliche Geschlechter von Künstlern durch einen Kuß der kalten Marmorlippen ins Leben gerufen wurden. Italien war todt; jedes Geschlecht warf eine Schaufel Erde auf seine Leiche und legte eine Blume zu seinem Todtenkranze — und Italien ist wieder auferstanden. — Ich habe immer die Unsterblichkeit auf den Friedhöfen gefühlt."

8.

Die republikanische Schilderhebung in Catalonien.

Barcelona, 4. October 1869.

In der Nacht vom 30. September auf den 1. October erhielten wir in Bagnères de Luchon zuverlässige Nachricht, daß am folgenden Sonntag, den 3. October, eine allgemeine republikanische Erhebung in Spanien ihren Anfang nehmen werde. Da die lügnerische „Agence Havas" mit erneutem Eifer von Madrid aus versicherte, Catalonien erfreue sich der vollkommensten Ruhe, so konnten wir uns mit um so größerer Zuversicht auf die Angaben unsers Gewährsmannes verlassen, daß dieses Land der Hauptherd des Aufstandes sei. Es war keine Zeit zu verlieren, wollten wir noch vor der voraussichtlichen Zerstörung der Verkehrsmittel nach der Hauptstadt Cataloniens, Barcelona, gelangen. Der Orkan, der zwei Nächte und Tage hindurch in den Pyrenäen gewüthet und vor der Zeit die höhern Berge in eine dichte Schneedecke eingehüllt, hatte sich glücklicherweise gelegt und dem freundlichsten Sonnenschein Platz gemacht, als wir Luchon in der Diligence verließen, um von Montrejeau mit der Eisenbahn nach Toulouse weiter zu fahren. Da kein Nachtzug für den Osten eingerichtet ist, so mußten wir

bis zum folgenden Morgen in Toulouse bleiben. Wir besuchten des Abends den Pré Catelan, ein Singconcert, dessen Publikum hauptsächlich aus toulouser Studenten und jungen Kaufleuten besteht. Die Polizei übte hier noch vor kurzem strenge Aufsicht, aber wie alles in Frankreich gegenwärtig aus Rand und Band zu gehen scheint: die Wächter des Gesetzes verschwanden aus dem Saale, als die Primadonna von allgemeinem Jubel begrüßt, das jetzt überall so beliebte Lied „Le Vengeur" anstimmte. Der Kehrreim „Vive la république" rief jedesmal eine unbeschreibliche Begeisterung unter der Masse hervor; man sprang auf Bänke und Tische, schwenkte die Hüte, sang mit, schrie, klatschte und überschüttete die Sängerin mit Kränzen. „Où allons nous?" fragte ein bedächtiger Bürgersmann bei diesem Anblicke. Nur „ein Narr wartet auf Antwort". —

Bei Narbonne zweigt sich die Bahn nach Perpignan ab. Die reiche südliche Landschaft nimmt hier einen wahrhaft afrikanischen Charakter an; ausgebrannte Flächen wechseln mit dem üppigsten Pflanzenwuchse. Der mächtige Canigou, der letzte hohe Berg der Pyrenäen, den man lange Zeit mit Unrecht für den höchsten der ganzen Kette gehalten hatte, erscheint am Horizont; die Eisenbahn führt auf einer nicht sehr breiten Landzunge zwischen Meeruntiefen hin, deren Wasser in seltsam gemischten Farben, Blau, Grün und Gelb spielt. Bei Perpignan durchschneidet die Bahn die unzähligen wohlgepflegten und bewässerten Gemüse- und Obstgärten, welche Paris mit den stets theuer bezahlten Erstlingsfrüchten des Jahres versorgen. Perpignan genießt

außerdem den Ruhm, neben Arles und Bordeaux die schönsten Frauen Frankreichs zu besitzen; da wir uns nur über die heißesten Mittagstunden, in denen niemand das Haus verläßt, hier aufhielten, so konnten wir nicht prüfen, ob dieselben ihren Ruf rechtfertigen.

Die Stadt ist befestigt, aber die zierlichen Thürme von ganz mittelalterlicher Bauart, die dünnen Mauern und Thore machen fast den Eindruck, als seien sie nur Theaterdecorationen und berechnet auf die Phantasie der spanischen Nachbarn. Die Unreinlichkeit und Bauart der Häuser ist schon ganz spanisch; auch wir fühlten uns bereits im Lande großrednerischer Hidalgos, als uns der Kellner des Gasthofs, wo wir kurze Rast hielten, in ein finsteres, übel riechendes Zimmer mit den Worten führte: „Vous y serez divinement bien." Die Nachrichten, die man uns über das spanische Nachbarland geben konnte, waren ziemlich dürftig; jedermann wußte, daß eine allgemeine Erhebung bevorstehe, niemand aber konnte Einzelheiten angeben; Familien flüchteten sich in großer Zahl über die Grenze; noch aber, hieß es, seien die Bahnverbindungen nicht abgebrochen.

Mit dem Einbrechen der Nacht verließen wir Perpignan, und zwar mit dem Omnibus, da die Bahn zwischen Gerona und Perpignan noch nicht vollendet ist. Gegen Mitternacht kamen wir an die spanisch-französische Grenze, in dem wilden Felsenthal des Llobregat, das den Südabhang der Pyrenäen hinabführt; das Thal ist berüchtigt wegen des hier häufig wehenden Nordwindes, Tramontana genannt, der Wagen und Reiter in die größten Gefahren bringt, und wegen der Sumpfaus-

dünstungen, welche die Gegend verpesten, wenn dieser Wind lange ausbleibt. Die Einwohner des nahen Dorfes La Junquera erflehen mit feierlichen Umzügen im erstern Falle das Aufhören, im zweiten das Kommen dieses Windes. Ein paar Schritte jenseit der Grenze hielt man unsere Wagen an und bedeutete uns, daß man hier und nicht, wie gewöhnlich, in La Junquera unser Gepäck untersuchen werde. Wir merkten auch gleich an der verlegenen Haltung der Zollbeamten und an der Abwesenheit der sonst denselben beigegebenen Carabiniers, daß außergewöhnliche Dinge vorgehen müssen. Nach und nach brachten wir denn auch heraus, daß die Beamten in La Junquera sich nicht mehr sicher gefühlt, und nicht nur das Zollamt, sondern auch die Kassen der Regierung hierher geschafft hatten, um im Nothfalle mit denselben über die Grenze fliehen zu können. Die Bevölkerung von La Junquera hatte sich in der Nacht erhoben, wie uns ein durchreisender Pferdehändler mittheilte, und die Carabiniers seien zur Verfolgung der Aufständischen, vielleicht auch, um sich zu verstecken, in die Berge gegangen. Während das langwierige Geschäft der Untersuchung vor sich ging, kamen noch einige Bauern herzu, die uns erzählten, daß in dieser Nacht die Republik allenthalben ausgerufen und die Schilderhebung gegen die Regierung beginnen werde. Die armen Teufel im Zollamte verloren den Kopf immer mehr, sie starrten verlegen auf unser Gepäck, wußten offenbar nicht, ob sie noch weiter Hand anlegen sollten, und erst auf unser freundliches Zureden ermannten sie sich endlich, unsere Koffer wieder zu schließen. Beim Wegfahren

bat mich einer derselben um eine kleine Unterstützung, die ich trotz meiner angeborenen Abneigung gegen Zollbeamte, in Anbetracht der außergewöhnlichen Umstände, nicht verweigern mochte. Weder in Figueras noch in Gerona, wo wir morgens um 6 Uhr ankamen, nahmen wir irgendeine Bewegung wahr; leider erfuhren wir erst später, daß die uns bekannten catalonischen Abgeordneten Alsina, Suñer y Capdevila und Tutau sich schon in der Stadt befanden, um das Pronunciamiento daselbst zu leiten. Hier und dort sahen wir kleine Abtheilungen der Guardia civil durch die Felder marschiren, aber sonst schien die allgemeine Ruhe eines Sonntagsmorgens die Gerüchte, die wir in La Junquera vernommen hatten, Lügen zu strafen.

Da plötzlich, als der Bahnzug, den wir in Gerona bestiegen, sich dem Dörfchen San-Celoni näherte, erschallten von allen Ortschaften im Umkreise die Sturmglocken; bewaffnete Bauern eilten auf die Station zu, ein Schwarm von Kindern und Weibern hinter ihnen drein; ihr Führer hielt eine kurze Anrede an uns, in der er bedauerte, uns, der Weisung der republikanischen Führer gemäß, nicht weiter reisen lassen zu dürfen; er schloß mit einem „Viva la republica", das von seinen Genossen mit lebhafter Begeisterung erwidert wurde. Während er sprach, hatte eine Anzahl Bauern mit bemerkenswerther Geschwindigkeit das Bahngleis vor uns zerstört und die Telegraphenstangen umgerissen. Die Aussicht, in San-Celoni unfreiwilliges Quartier zu nehmen, war keineswegs sehr erfreulich. Ich bat den Führer, mich der Junta revolucionaria vorzustellen, wozu

er mit der größten Freundlichkeit bereit war. Als wir in das kleine Dörfchen eintraten, herrschte daselbst eine große Aufregung. Man fuhr fort, durch das Läuten aller Glocken die Männer unter die Waffen zu rufen, tocar a Somaten, wie die Catalonier dies nennen; Boten eilten hin und her; Abtheilungen von Bauern, die mit ihren alten Gewehren, Escopetas, auf der Schulter, dem Gorro auf dem Kopfe, einer Art rother phrygischer Mütze, der rothen oder blauen Schärpe um den Leib geschlungen, den kurzen Hosen und den Espar-terias (Sandalen) ein sehr martialisches Aussehen hatten, zogen ab und zu; Weiber und Kinder standen vor den Hausthüren; das ganze Dorf glich einem in Verwirrung gebrachten Ameisenhaufen. An dem Rathhause, wo die Junta revolucionaria tagte, war ein Anschlag angeheftet, der verkündigte, daß jedermann der Junta als der einzig rechtmäßigen Obrigkeit Gehorsam zu leisten habe; Schild-wachen mit phantastischen Speeren und Hellebarten standen an dem Eingange. Außer einem Barceloneser, meinem Freunde de Coutouly und mir wagte niemand von der ganzen Reisegesellschaft, in die Höhle des Löwen zu gehen. Sehr mit Unrecht. Denn wir wurden von den Mitgliedern der Junta aufs freundlichste empfangen. Der Vorsitzende theilte uns mit, daß zur nämlichen Stunde die ganze Provinz Gerona sich erhoben habe; in den übrigen Provinzen des Reiches werde ohne Zweifel dasselbe geschehen sein; die sämmtlichen Abgeordneten der Linken seien in ihre Wahlbezirke gereist, um das Volk zu den Waffen zu rufen, nachdem die Regierung sich geweigert, das letzte Rundschreiben Sagasta's, durch

welches die Errungenschaften der Septemberrevolution, die Menschenrechte, zerstört werden, zurückzunehmen. Der Mann setzte uns dies alles in der schlichtesten Weise auseinander; wir führen hier, fügte er hinzu, lediglich das aus, was unsere Anführer in Gerona uns zu thun befehlen, nicht mehr, nicht weniger, da wir das Vertrauen haben, daß wir, wie alle umliegenden Ortschaften, die sich erhoben haben, nach einem einheitlichen Plane geleitet werden. Die Ordnung, Zucht und der Anstand, welche in dem Sitzungssaale der Junta herrschten, flößten uns die größte Achtung ein; diese ungeschulten Bauern ließen sich blindlings und aus der Ferne von den Männern ihres Vertrauens leiten und gehorchten einem der Ihrigen als der neuen Behörde; ohne Lärm, ohne Selbstüberhebung, ohne Mishandlung der Gegner, hatten sie in einer Morgenstunde die alte Ordnung umgestürzt, und ohne zu wissen, ob in einer Entfernung von zwei Stunden das Pronunciamiento Anklang gefunden habe, die seit mehrern Tagen geheimgehaltenen Weisungen ihrer Anführer befolgt. Die erste Kundmachung, welche die Junta erließ, lautete, es dürfe niemand, wer er auch sei, irgendwie belästigt oder beleidigt werden. Wie alle andern, so wurden die Monarchisten einfach aufgefordert, entweder mit den übrigen auszurücken, oder sich mit fünf Pesetaos loszukaufen und ihre Gewehre abzuliefern; es kamen dann gutwillig und ohne Mistrauen diejenigen, die nicht ausziehen wollten, oder die Mütter und Frauen derselben, um Waffen und Steuer gegen einen Schein zu überbringen.

Unsere übrige Reisegesellschaft hatte inzwischen in

einer Posada sich niedergelassen und in mehr oder weniger banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, zu frühstücken angefangen. Ein wohlgenährter französischer Geistlicher, von nationalen Erinnerungen an die Guillotine sehr bedrängt, glaubte mit den Wölfen heulen zu müssen, und rief bei jedem Schlucke Wein, den er nahm: „Vive la république“, und die ernsten Spanier, die vor dem Rathhause standen, grüßten höflich, als er mit Stentorstimme auf dem öffentlichen Platze denselben Ruf erschallen ließ. Am Bahnhofe berieth man sich stundenlang, ob man hier bleiben oder den Rückweg nach Gerona versuchen solle. Die Mehrheit scheint sich endlich für das letztere entschieden zu haben, denn als wir, der langen Verhandlung müde, uns für einen Augenblick wieder in das Dorf begeben hatten und dann zurückkehrten, war kein Zug mehr am Bahnhofe, und der vor Angst krank gewordene Bahnwärter, den wir von seinem Lager auftrieben, sagte uns, der Zug sei nordwärts abgefahren. Unsere Lage gewann merklich an romantischem Reiz, denn der Zug hatte unser sämmtliches Gepäck mitgenommen; weder Wagen noch Pferde waren aufzutreiben, um nachzueilen, die Telegraphen zerstört, und kein Mittel, der übrigen Menschheit unsere Bedrängnisse kundzuthun.

So entschlossen wir uns denn, trotz der glühenden Mittagshitze, zu Fuß in der Richtung nach Barcelona zu wandern, das von San-Celoni ungefähr anderthalb Tagemärsche entfernt ist. Da wir voraussehen konnten, daß wir unterwegs auf bewaffnete Banden stoßen werden, so gab uns der Vorsitzende der Junta auf unsere Bitte

folgenden Paßzettel bis Granollers, wo wir einen Wagen nach Barcelona zu finden hofften, mit: „No hallo inconveniente en que transiten hasta Granollers los tres individuos que llevan este pase. San Celoni 3. Octubre 1869. El Presidente de la Junta Republicana: Juan Hortal.“ Mit diesem Passe und meinen Kofferschlüsselchen in der Tasche, im übrigen meiner irdischen Habe ledig, wanderten wir denn Granollers zu, über unfahrbar gemachte Eisenbahnbrücken, längs umgestürzten Telegraphenstangen und aufgerissenen Bahngleisen, durch ein herrliches Land, sorgfältig bebaute, von Aloën eingefaßte Felder, wo Getreide, Mais, Oliven, Reben nebeneinander gedeihen. Die Gegend ist hier wunderbar schön und die blauen Höhen des Monserrat winken freundlich aus der Ferne herüber; neben dem Fleiße der Bauern herrscht hier rege Fabrikthätigkeit, bei den Dörfern stehen große Spinnereien, und um den Segen dieses Landes zu mehren, befinden sich überall Mineralquellen und Badeorte. Die Bauern, denen wir unterwegs begegneten, luden uns in ihre Häuser ein, Trauben zu essen und Wein zu trinken; sie plauderten gern mit uns und zeigten ein sehr freundliches Wesen. Ueberall spazierten Wachen auf Kirchthürmen und Kirchdächern umher, um Nachricht über die Bewegung auf dem Lande zu geben. Man rieth uns ab, nach Granollers zu gehen, weil dort alle Männer fortgezogen und nur die Frauen zurückgeblieben seien, und nannte uns leichtsinnige Franzosen, als wir sagten, dies sei für uns eher ermuthigend als abschreckend. In Granollers, wo wir abends anlangten, waren allerdings nur wenige Männer zu sehen; die

Frauen standen und saßen auf der Straße, plaudernd und ihre Zöpfe flechtend; alles, was Waffen tragen konnte, war nach Caldas gezogen, wo der Abgeordnete Joarizti mit mehrern tausend Mann steht. Die Aufständischen wollen zunächst durch Zerstörung aller Verkehrsmittel die Truppen an größern Operationen hindern, sich organisiren und dann in großen Massen nach Barcelona ziehen. Mit schwerem Gelde brachten wir in Granollers einen Bauer dazu, uns einen Wagen und als Automedon seinen Sohn zu überlassen der vor den Räubern in den nahen Wäldern zitterte, und erst Muth faßte, als wir ihm vorspiegelten, wir hätten unsere Revolver bei uns. Der Wagen war eine sogenannte Tartana, ein zweiräderiges Fuhrwerk, das uns alle fünf Schritte umzuwerfen drohte und fast die Seele aus dem Leibe schüttelte. Erst ganz in der Nähe von Barcelona sahen wir wieder Soldaten, die von der Grenze bis hierher ganz weggeblasen schienen; Bergartillerie mit Maulthieren, die auf ihrem Rücken kleine Kanonen trugen; Streifwachen der Reiterei und des Fußvolkes durchziehen die Straßen von Barcelona; über 30000 Arbeiter, welche die Arbeit eingestellt haben, treiben sich auf der Rambla, den Boulevards von Barcelona, herum. Die Stadt kann mit dem übrigen Lande jetzt nur noch durch einen täglich nach Tarragona abgehenden Kriegsdampfer verkehren. Seit drei Tagen ist kein Bahnzug von Madrid und Valencia mehr angekommen. Alle Straßenecken sind mit Aufrufen der Statthalterei und provisorischen Alcaldia bepflastert, die zur Ruhe auffordern.

Barcelona, 8. October 1869.

Unter Trommelwirbel und den Klängen der Riego-Hymne (!) wurde gestern in den Straßen Barcelonas verkündigt, daß über sämmtliche vier Provinzen Cataloniens der Belagerungszustand verhängt sei. Das Bando des Statthalters, welches die einzelnen Fälle aufzählt, auf welche die Strafe des Erschießens gesetzt ist, scheint mit Blut geschrieben zu sein. Ulanen, Guardia civil, berittene Artillerie rasseln in fortwährenden Streifwachen durch die Straßen; Fußvolk in der Feldausrüstung, abgerissene „Freiwillige", das heißt Landsknechte, die ihr Leben um sechs Realen täglich verkauft haben, und eine Legion Serenos (Nachtwächter) ziehen hin und her; vor den zahlreichen Kasernen sind Kanonen aufgepflanzt; Kriegsschiffe liegen draußen im Hafen und strecken ihre geöffneten Kanonenluken der Rambla entgegen. Die wohlgesinnten Blätter erzählen täglich auf ihrer ersten Seite die greulichen Mordthaten, Brandstiftungen und Brandschatzungen der Republikaner in allen Theilen des Landes; auf ihrer zweiten Seite berichten sie, daß dieselben nach ihren Niederlagen spurlos vom Boden verschwunden seien: „La insurreccion republicana continua siendo vencida en todas partes", wie heute „La Cronica de Cataluna" sagt. Die republikanischen Blätter wurden erst verwarnt, dann confiscirt, dann unterdrückt, und zwar noch ehe die sogenannten „constitutionellen Garantien" aufgehoben, und noch ehe der Belagerungszustand erklärt war. Dieselben hatten sich eine Zeit lang mit den gewöhnlichen Mitteln geholfen, indem sie den Namen

und die Form wechselten; „La Razon" z. B. taufte sich zuerst in „La Sazon" um, und verwandelte sich sodann in „La Prensa". Seitdem alles dies aber wirkungslos blieb, griff mau zu dem hierzulande so gewöhnlichen Mittel der geheimen Blätter. Der gegenwärtige Minister des Innern, Sagasta, hatte selbst in den Cortes vor ein paar Monaten mit großer Beredsamkeit die Verblendung der reactinären Regierungen, die Gedankenfreiheit durch Unterdrückung der öffentlichen Blätter hindern zu wollen, geschildert und erzählt, wie er mit eigener Hand unter O'Donnell und Narvaez die Lettern zu den geheimen Brandblättern gesetzt habe, welche die Gemüther auf die Revolution vorbereiteten; so gibt denn hier auch der Vorsitzende der Junta suprema revolucionaria de la Provincia de Barcelona, Adolfo Joarizti, ein „Boletin oficial revolucionario" heraus, welches über die Fortschritte der Aufständischen berichtet und den Parteigenossen Verhaltungsmaßregeln gibt. Die Statthalterei hat ferner alle Versammlungen verboten und die Clubs geschlossen; und die Mitglieder der Revolutionsausschüsse, welche jeden Abend ihre Berathungen halten, würden gewiß erschossen werden, wenn man ihrer habhaft werden könnte.

In allen Cafés wimmelt es von Spionen, in deren Gegenwart sich jedermann hütet, von Politik zu sprechen. Im Gegensatze zu dem römischen Sprichworte: „Um die Kleinigkeiten kümmert sich der Prätor nicht", hat der Statthalter auch den Cancan verboten, den er, scheint es, für eine republikanische Pflanze hält, während in Frankreich die Republikaner das Kaiserreich beschuldigen,

denselben in Flor gebracht zu haben; da man den Cancan nun nicht mehr tanzen darf, so haben die Liebhaber desselben angefangen, ihn zu singen; und an allen Ecken sammelt sich jetzt das Volk um die Sänger, welche catalonische Liedchen im Rhythmus des Cancan vortragen. Die hiesigen Progressisten, wie allenthalben Leute von wenig Kopf und viel Gemüth, sind herzlich betrübt, daß ihre liberalen Parteiführer, Prim und Sagasta, gezwungen worden seien, in solcher Weise die Errungenschaften der Septemberrevolution durch den Säbel zu ersetzen; einer derselben, den der Statthalter in den provisorischen Gemeinderath gepreßt hat und in demselben festhält, trotzdem, daß er tagtäglich seine Entlassung verlangt, meinte, es hätte alles so schön gehen können, und ohne die Republikaner wäre man sicher zur Republik gelangt, Spanien hätte ja nur für den Uebergang einen König bedurft, einen Fremden, aber einen beim Volke beliebten Mann, energisch, aber mild, mächtig, aber gerecht, unbeugsam, aber freisinnig.

Im allgemeinen schickt sich die Bevölkerung in den Belagerungszustand mit derjenigen Gemüthsruhe, welche man von ihrer vielfachen Uebung hierin erwarten durfte. Die Cafés, Schauspielhäuser und öffentlichen Spazierwege sind wie immer besucht. In den Läden herrscht wie zuvor rege Thätigkeit, und die beiläufig 20000 Fabrikarbeiter, welche die Arbeit seit einem Monat eingestellt haben, dehnen sich mit der alten Seelenruhe und Behaglichkeit in den Lehnsesseln auf der Rambla aus. Ueber die Ausdauer dieser Arbeiter im Müßiggange macht sich die Regierung viel Kopfzerbrechen; nach den einen

liefern die aufständischen Cubaner, nach den andern die französischen Republikaner, nach andern die Karlisten oder Isabelliner denselben die Mittel zum Unterhalte. Wenn übrigens die Insel Cuba verloren geht, so ist zu fürchten, daß diese Arbeiter überhaupt keine Beschäftigung mehr finden werden; denn fast die ganze hiesige Industrie ist auf das unsinnige System gegründet, daß Cuba seine hauptsächlichen Bedürfnisse von hier beziehen muß, und Fremde, namentlich die Amerikaner, von der Concurrenz daselbst durch Zölle abgehalten werden, die für einzelne Waaren mehr als 60 Percent betragen.

Die Ruhe, welche hier in der Stadt herrscht, während man täglich von den Kirchthürmen aus die Gefechte beobachten kann, die zwischen den Aufständischen und den Truppen der Regierung geliefert werden, täuscht niemand über die wahren Gesinnungen und Absichten des Volkes. Je weniger die Parteien hierzulande durch unabläßige angestrengte Arbeit für ihre Zwecke zu wirken und im gegebenen Augenblicke mit einem festen einheitlichen Plane an das Licht des Tages zu treten sich entschließen mögen, desto größere Künstler sind sie im Verschwören und Verstellen und in der geheimen Vorbereitung unerwarteter Handstreiche.

In den ersten Tagen des Jänner dieses Jahres machte ich einmal gegen Mitternacht einen Besuch in der Redaction eines madrider radicalen Blattes. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich bei meinem Eintritt das Redactionszimmer mit Lanzen, Säbeln, Gewehren, Fahnen gefüllt und in der Ecke eine kleine Kanone stehen sah, welche mit Stricken umwickelt war, an denen

sie durch das Fenster auf die Straße hinabgelassen werden sollte. Die Redacteure und einige ihrer Freunde saßen schweigend und rauchend um einen Tisch, auf welchem Karten ausgebreitet waren; von Zeit zu Zeit bezeichnete dieser oder jener mit einer Nadel irgendeinen Punkt; die Karten waren Pläne der Stadt, und die Herren machten die Plätze unter sich aus, wo Barrikaden errichtet werden und die einzelnen sich mit ihrer Schar aufstellen sollten. Eine Stunde später, so dachte man, werde das Zeichen zum Aufstande gegeben werden. Man hatte nämlich damals Nachricht erhalten, die Regierung wolle, wie zuvor in Malaga, so auch jetzt in Madrid die „Freiwilligen der Freiheit" auf den wichtigern Posten durch Truppen ersetzen und die Entwaffnung der Miliz vorbereiten. Um 1 Uhr morgens sollte dieser Staatsstreich versucht werden. Ich ging unverzüglich auf die Puerta del Sol, wo ich eine außergewöhnliche Aufregung zu finden glaubte. Statt dessen aber sah ich, freilich in größerer Zahl als gewöhnlich, blos scheinbar harmlose Spaziergänger; und wer nicht zuvor unterrichtet war, hätte nicht denken können, daß fast jeder derselben unter seiner Capa ein Gewehr verborgen hielt und bereit war, auf die Barrikade zu eilen. Die Regierung hatte damals noch rechtzeitig Wind von der vorbereiteten Gegenwehr erhalten und auf ihr Vorhaben verzichtet. — Im allgemeinen bewahren die Spanier nur allzu leicht ihr kaltes Blut bei den wichtigern Dingen, während unbedeutende Formfragen die Leute in Feuer und Flammen versetzen. Als ich einmal wieder auf jene Redaction zurückkehrte, traf ich statt der Ruhe, die mich das erste mal so sehr über-

rascht hatte, eine unbeschreibliche Verwirrung; alle Leidenschaften schienen entfesselt zu sein, mit erhitzten Gesichtern, heftigen Geberden und lautem Schreien rannten alle durcheinander. Als ich nach der Ursache dieses Auftritts fragte, wurde mir geantwortet, einem Mitgliede der Redaction sei der unverzeihliche Misgriff begegnet, in einem Artikel das catalonische Wort crucificacion statt des castilianischen crucifixion anzuwenden!

Schon damals hatte ich in dem Redacteur jenes Blattes, der „Igualdad", Adolfo Joarizti, eine richtige Verschwörernatur gefunden. Derselbe hegte nie das Vertrauen, daß die Cortes im Stande sein werden, auf friedlichem Wege die großen politischen Fragen zu lösen; er war überzeugt, die letzte Entscheidung sei den Waffen vorbehalten, und die Anschaffung von Gewehren und Schießbedarf, die Bildung geheimer Vereine und die unausgesetzte Bearbeitung der Massen schien ihm wichtiger als die Reden des Parlaments und die Paragraphen der neuen Verfassung.

Er stand damals an der Spitze des Clubs der Vorstadt Anton Martin, und man konnte wol sehen, daß er, wenn die Revolution nicht durch unvorhergesehene Hindernisse in ihrem Laufe aufgehalten würde, berufen wäre, noch eine Rolle zu spielen. Von hohem, schlankem Wuchs, bleichem Gesicht, mit durchbohrenden schwarzen Augen, ist er schon seinem Aeußern nach ein Mann, der uns den Eindruck macht, von einem einzigen Gedanken ganz beherrscht zu sein, sich durch keinerlei Rücksicht aufhalten zu lassen. Selbst wortkarg und wenig entgegenkommend, ist er mistrauisch gegen alle, die sich ihm mit verbind-

lichen und vielen Worten nähern; nur auf den Barrikaden haben ihn seine Freunde lachend und liebenswürdig gesehen. Zudem weiß man, daß er den letzten Cuarto seines kleinen Vermögens für die Sache seiner Partei hingegeben hat, und daß er heute ohne jede Entschädigung das republikanische Blatt „La Igualdad“ leitet. So begreift man die unbedingte Ergebenheit der geheimen Clubs, deren Haupt er ist, gegen ihn, und so begreift man, daß der unbekannte junge Mann, als er von Barcelona nach Madrid kam, bei den verschiedenen Wahlen so viele Stimmen erhielt, als die berufensten Namen der republikanischen Partei, ein Orense, ein Castelar und andere. Joarizti hatte es seither für rathsam gehalten, im Dunkel zu bleiben und die Männer im Vordergrunde zu lassen, die der großen Menge längst bekannt sind. Da diese aber nach seiner Ansicht manche kostbare Gelegenheit ungenützt ließen und statt zu handeln immer nur die alten Redensarten wiederholten, welche wol ehedem dazu dienen konnten, das Volk zu belehren und aufzureizen, so beschloß er endlich, seines Anhangs in der Hauptstadt und in der Provinz sicher, mit seiner Persönlichkeit ins volle Licht des Tages zu treten. Der republikanische Club war ein mächtiges Werkzeug in seiner Hand, um zu wühlen. Die Regierung wollte ihn noch vor dem Zusammentritt der Cortes verhaften, stand aber wieder hiervon ab, weil sie einen Volksaufstand befürchtete; als sie ihn seinerzeit in den Cortes anklagte, die Menge zu drohenden Kundgebungen aufgewiegelt zu haben, bestätigte er mit unerschütterlicher Seelenruhe diese Anklage als begründet und nahm die Verantwortung

seines Handelns auf sich. Jetzt steht er an der Spitze der Aufständischen in der Provinz Barcelona; und wenn diese hier, trotzdem daß die Erhebung offenbar nicht genügend vorbereitet worden war, und daß hauptsächlich infolge der unentschiedenen Haltung einzelner Parteiführer, die bei dem ersten Aufstand in Barcelona die Ihrigen weder anfeuerten noch mit Nachdruck abmahnten, die Milizen entwaffnet werden konnten, sich jetzt noch einige Hoffnung auf Erfolg machen, so ist dies namentlich im Vertrauen auf das Ansehen und die Thatkraft Joarizti's.

Eine von Joarizti ganz verschiedene Natur ist der Abgeordnete Luis Blanc, der die aragonesischen Aufständischen bei Saragossa befehligt. Sein Name ist bei jeder Revolution in Spanien seit 1856 genannt worden; eine Menge Züge seines Muthes und seiner Aufopferung werden erzählt; es brach denn auch ein unendlicher Jubel in Madrid aus, als er nach der Septemberrevolution von den Galeren, wohin er von Gonzalez Bravo geschickt worden war, zurückkehrte und vor dem Volk in seinem Sträflingsgewande erschien. Ich habe ihn seitdem in mancher Versammlung gesehen, wie er mit einem Winke seiner Hand dem größten Sturme gebot und mit ein paar schlichten Worten das Volk entflammte, das in ihm seinen echten Sohn erkennt. Luis Blanc ist ebenso offen, einfach und feurig als Joarizti mistrauisch, berechnend und kalt. Der in der Provinz Gerona befehligende Abgeordnete Suñer y Capdevila ist ebenso wenig als diese beiden ein militärisch geschulter Mann; er hat die Mußestunden, welche ihm sein ärztlicher Beruf ließ,

fast ausschließlich auf philosophische Studien verwendet. Man erinnert sich vielleicht, daß er es in den Cortes für seine Lebensaufgabe erklärte, die Idee eines persönlichen Gottes zu bekämpfen, und daß seine Angriffe auf die Verehrung der heiligen Jungfrau Serrano zu der classischen Aeußerung veranlaßte, es habe niemand das Recht, sich um das Privatleben Christi und seiner Familie zu kümmern. Suñer's Feinde sind nicht zu zählen und befinden sich meist im weiblichen Lager; die hiesigen Frauen, welche nicht glauben wollen, daß ein Atheist ein guter Arzt sein könne, haben ihn in den Bann erklärt. Er hat mit einem male seine ganze Praxis verloren, die sehr bedeutend gewesen war, und lebt in der letzten Zeit von dem Ertrage seiner Feder. Suñer tröstet sich leicht über den Verlust seines Vermögens; er ist schwärmerisch für den Atheismus begeistert und bei seiner puritanischen Sittenstrenge ist es ihm leicht, auf manche Bequemlichkeit des Lebens zu verzichten. — —

Acht Tage später waren wir in dem französischen Grenzhafen Vendres Zeuge, wie die letzten zersprengten Trümmer der catalonischen Republikaner unter Suñer y Capdevila sich nach Frankreich retteten. Luis Blanc war verschwunden; Joarizti wußten wir krank in einem Versteck am Fuße des Monserrat. Einen so schmählichen Ausgang mußte die ohne kriegskundige Führer, ohne Oberleitung, ohne Zusammenhang begonnene Erhebung nehmen. Man hatte sich zuerst in Barcelona geschlagen, dann in Saragossa, dann in Valencia, sodaß es leicht war, mit dem vereinigten Heere die Aufständischen an

den einzelnen Orten zu erdrücken. Das Directorium der republikanischen Partei hatte anfangs nicht die Kraft gehabt, die einzelnen revolutionären Ausbrüche zu verhindern, später nicht die Fähigkeit, die Erhebung zu leiten. So hatte die Regierung den Augenblick, da sie eben mit leichter Mühe dem Putsch der Karlisten ein Ende gemacht, auswählen können, um die Republikaner, die ihr besonders gefährlich geworden waren, seitdem sie sich durch die Provinzialpactos eine, wie man glaubte, feste Organisation gegeben, herauszufordern und niederzuwerfen. Für diese ist das Mislingen des Aufstandes ein schwerer Schlag, da sich der klägliche Mangel an Parteizucht herausstellte und das sich als Trug erwies, was sie bisher zum Merkmal, das sie von allen seitherigen Parteien Spaniens unterscheiden sollte, hatten stempeln wollen, daß sie nämlich nichts von der Gewalt, alles von der friedlichen Ausbreitung ihrer Ideen erwarteten.

9.

Aus den Cortes.

Die Freude und Hoffnung, womit das spanische Volk und das freisinnige Europa den Zusammentritt der constituirenden Cortes begrüßt hatte, ist rasch auf ein bescheidenes Maß herabgesunken. Das widerspruchsvolle Werk einer sogenannten demokratisch-monarchischen Verfassung ist weder durch die von den Monarchisten sehnlich gewünschte Einsetzung eines Königs, noch durch die von den demokratischen Monarchisten verheißene und von den Republikanern verlangte unbeschränkte Ausübung der Menschenrechte thatsächlich gekrönt worden. Weder die Verwirrung eines karlistischen Putsches noch eine ernsthaftere Erhebung der republikanischen Actionspartei blieb dem vielgeprüften Lande erspart; und heute noch (April 1870) erscheint bei dem kleinlichen Hader der herrschenden Parteien, von denen keine mächtig genug ist, des Gegners Herr zu werden, bei der Unfähigkeit der Staatslenker, den ehrgeizigen Umtrieben Prim's und bei dem Mistrauen und der Thatlosigkeit der vielfach getäuschten Massen eine feste Ordnung der Dinge in weite Ferne gerückt.

Allein wenn auch ein großer Theil der Verheißungen der Septemberrevolution nicht in Erfüllung gegangen ist, so darf man diese neue constituirende Versammlung doch nicht in Eine Reihe mit allen den Congresos historicos stellen, welche Spanien seit den cadizer Cortes von 1812 erlebt hat. Dem militärischen Pronunciamento vom September waren die demokratischen Manifeste der Junten sämmtlicher Städte des Landes berichtigend und ergänzend nachgefolgt; der Appell an die Souveränetät des Volkes, zu welchem sich die Generale hatten entschließen müssen, war von den Bevölkerungen zu ernst genommen worden, als daß es möglich gewesen wäre, vor der Zeit durch Gewalt oder List dem Lande einen König aufzudrängen. Und obwol die Massen noch lange nicht hinreichend geübt waren, sich der in ihre Hand gelegten Waffe der allgemeinen Abstimmung zu bedienen, und obwol die provisorische Regierung während der Wahlzeit alle ihre Kräfte anspannte und durch den damals ausgeübten Druck selbst die Erinnerung an einen Gonzalez Bravo und Narvaez in den Schatten stellte, ergab sich in Spanien, in welchem doch seit vielen Jahrzehnten immer nur erdrückende ministerielle Mehrheiten aus den Wahlen hervorgegangen waren, diesmal eine an Talent und Ansehen überlegene Minderheit, die das Verdienst beanspruchen darf, die wirklichen Errungenschaften der neuen Verfassung, namentlich auch die Einführung der Glaubensfreiheit, durchgesetzt zu haben. So boten die Cortes von 1869 doch nicht das alte unerquickliche Bild der Kämpfe und Ränke der sogenannten „historischen Parteien"; mit dem neuen Element der

republikanischen Partei war ein frischer Luftzug in die Räume des Congreßpalastes gekommen; die bloßen Streitigkeiten um den Einfluß einzelner Persönlichkeiten und um die Herrschaft dieser oder jener Partei hatten den ernsten Kämpfen um bedeutende grundsätzliche Fragen einen breiten Platz einräumen müssen; und besonders bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Regierungsform, über die Menschenrechte und die Glaubensfreiheit erfuhr das übrige Europa, daß es ein von der politischen Bildung und den freien philosophischen Anschauungen unserer Zeit erfülltes junges Spanien gab, dem die Zukunft gehöre.

Versetzen wir uns einen Augenblick in den Sitzungssaal des Palacio del Congreso, so treten uns die Zeichen der veränderten Lage schon äußerlich vor Augen. Die Republikaner haben verlangt und durchgesetzt, daß jeder Gegenstand, der an das gestürzte Königthum erinnern könnte, aus dem Sitzungssaale entfernt werde; wie die Krone und das Wappen der Bourbonen auf der Ministerbank, ist auch das Crucifix auf dem Präsidententische verschwunden, das noch in der Eröffnungssitzung sichtbar gewesen war. Während bei der Eröffnung noch Serrano in der großen Generalkapitänsuniform, mit dem Goldenen Vlies und dem Großkreuz von San-Fernando, Prim in Marschalls-, Topete in Admiralsuniform erschienen waren, sieht man jetzt, seitdem der Republikaner Castelar seinen beißenden Spott hierüber ausgelassen hatte, keinerlei Uniform im Saale mehr. Und trotz der Erinnerung des Vorsitzenden, daß nach der noch in Kraft befindlichen Ordnung des Hauses die

Abgeordneten in schwarzer Kleidung anwesend sein sollen, kommen die beiden Arbeiterabgeordneten Alsina und Cala in bescheidener Mütze und im Wams, ja General Milans de Bosch, sonst nicht anders als in Uniform sichtbar, bekundete seinen Liberalismus, indem er beim Beginn des Frühlings vom Kopf bis zum Fuß weiß gekleidet im Congreß erschien. Die Minister tragen blos, wenn sie feierliche Mittheilungen zu machen haben, Frack und weiße Handschuhe, und haben für gewöhnlich als einzige Auszeichnung violettfarbige Portefeuilles unter dem Arme. Aus der Menge in bürgerlicher Kleidung stechen die hohen Geistlichen, Cardinal von Santiago in rothem Gewand und Hut, und der Bischof von Jaen, ferner die beiden Municipalgardisten hinter dem Präsidententische mit ihren rothen, goldgesäumten Uniformen und den silbernen Keulen auf der Schulter ab.

Diese Einfachheit in allen Aeußerlichkeiten herrschte in der Versammlung der constituirenden Cortes, bis das Verfassungswerk zu Stande gebracht war. Alsdann aber ließen es die Monarchisten, ohne Zweifel, um das Volk allmählich wieder zu monarchischen Gewohnheiten zurückzuführen, nicht an Bemühungen fehlen, den parlamentarischen Handlungen wieder eine gewisse äußerliche Feierlichkeit zu verleihen. Besonders der alte Olozaga, der auf derartige Aeußerlichkeiten ein großes Gewicht legt (hatte er es doch ehedem für unumgänglich nothwendig erklärt, daß die Spanier, wenn sie sich auf die Höhe der europäischen Gesittung erheben wollten, sich das Tragen der nationalen Capa abgewöhnen), stellte hierfür seinen Gesinnungsgenossen seine ganze Erfindungs-

gabe zur Verfügung. So wurde z. B. behufs der Unterzeichnung der Verfassung ein mit einem schwarzen Teppich bedeckter Tisch aufgestellt, auf dem sich hübsch verzierte Urkunden der Verfassung, prachtvolle Tintenzeuge und in silbernen Schalen die Federn, die zum Unterschreiben dienten, befanden: acht goldene, mit Brillanten besetzte Federhalter für die Minister und den Kammerpräsidenten, elfenbeinerne Federn für die Abgeordneten. Der Abgeordnete Carballo hatte den Einfall, den Kammersecretären fünf große Adlerfedern zu dem Zwecke des Tages zu verehren; jedes Mitglied sollte zum immerwährenden Andenken die Feder, womit es unterschrieben, behalten; und Prim ließ in seinen Blättern die hübsche Anekdote erzählen, er habe seinem Söhnchen, auf das er die Aufmerksamkeit des Volkes überhaupt zu lenken liebte, die Feder, mit der er unterzeichnet, als einen kostbaren Schatz gegeben. Viele Stunden wurden auf die Verhandlung über die Feierlichkeit bei der Verkündigung der Verfassung verwendet. Das Größte aber leistete Olozaga als Festordner bei der Einsetzung der Regentschaft. Die Mitglieder des Ausschusses, welche dem bereits seit acht Tagen in olympischer Abgeschiedenheit harrenden Herzog de la Torre die Meldung zu bringen hatten, daß er zum Regenten mit dem Titel Hoheit ernannt sei, waren zur festgesetzten Stunde am 16. Juni pünktlich im schwarzen Frack und in weißen Handschuhen erschienen; sie verabschiedeten sich sodann von der Kammer, um in dem reichverzierten Galawagen der Königin Isabella II. zu Serrano zu fahren. Nach einiger Zeit kehrten sie in feierlichem

Zuge, die mittelalterlichen Keulenträger voran, in den Saal zurück, stellten sich im Halbrund auf, und Olozaga machte, indem er in seine Stimme möglichst viel Ernst zu legen suchte, der Kammer die nicht unerwartete Mittheilung, der Ausschuß sei von Serrano freundlich empfangen worden und dieser nehme, für das ihm geschenkte Vertrauen dankend, das Amt an, das ihm die Nation übertrage. Dieser Vorfeier entsprach auch die Feierlichkeit der Einsetzung selbst. Die ganze madrider Besatzung und Bürgerwehr hatte ausrücken müssen, um von der Wohnung Serrano's bis zum Congreß Spalier zu bilden. Im Sitzungssaale hatte man den Präsidententisch entfernt und durch ein kleines altarähnliches Tischchen ersetzt, an dem Rivero saß. Neben ihm befand sich ein Stuhl für den Regenten und die Stühle der vier Secretäre, von denen aber der für den Republikaner Sanchez Ruano bestimmte unbesetzt blieb. In der Diplomatenloge blitzte es von Ordenssternen; Topete und Prim waren in großer Uniform erschienen, die übrigen Abgeordneten im Frack. Die Bänke der Minderheit blieben leer. Ein eigenthümlicher Zwischenfall, der die Ceremonie nicht wenig störte, war es, daß Serrano seine Eidesformel vergessen hatte, dreimal von neuem zu schwören anfing und erst zu Stande kam, als ein Secretär herbeigeeilt war und ihm einen Zettel, auf dem sich die Formel befand, vorgelegt hatte.

Die gewöhnlichen Sitzungen der Cortes werden des Nachmittags gehalten. Meist erscheint der Vorsitzende, dem einige Saaldiener und die beiden Keulenträger voranschreiten und die Kammersecretäre nachfolgen, mit dem

Schlag 2 Uhr im Saale. Draußen wird eine mächtige Fahne aufgezogen, um den Beginn anzukündigen; in den Gängen erschallt die Glocke der Diener, welche die säumigen Mitglieder herbeiruft. Es dauert oft ziemlich lange, bis sich der Saal füllt. Rivero mußte mehrmals schriftlich und mündlich zu größerm Eifer mahnen; ja er hob einmal die Sitzung wieder auf, weil eine Viertelstunde nach der Eröffnung erst 19 Abgeordnete dawaren. Bis die bequemern Mitglieder der Mehrheit in genügender Zahl angerückt sind, vergeht oft eine Stunde; die Linke ist wenigstens eine halbe Stunde nach der Eröffnung bereits vollzählig auf ihren Bänken. Von dieser Seite pflegt auch zum Anfang ein wahres Pelotonfeuer mit „Pido la palabra“ („Ich bitte um das Wort“) loszubrechen; massenhafte Bittschriften, Erklärungen von Gemeinderäthen, Beschlüsse von Volksversammlungen werden vorgelesen und auf den Tisch des Hauses niedergelegt. Man sieht wohl, daß auf der Linken großentheils homines novi sitzen, Männer des Volkes, jung, rüstig, aufgeweckt. Hier sitzt kein einziger Beamter, deren die Mehrheit beiläufig hundert zählt, keine einzige jener im behaglichen Kanzleileben zu übergroßer Körperfülle angeschwollenen Gestalten, von denen es auf der andern Seite des Hauses wimmelt; auf der Linken ist mehr der Vollbart und der volle Haarwuchs vertreten; drüben glänzen ganze Reihen von Kahlköpfen, von glattrasirten diplomatischen Gesichtern; jene Favoris gehören einem Mitgliede der Rechten, das in langjährigen parlamentarischen Erfahrungen und in Parteiränken seinesgleichen sucht, jener martialische Schnurrbart einem Helden,

der durch die Septemberrevolution General und, wie „Memorias intimas de un pronunciamiento" versichern, sehr reich geworden ist. Im Centrum sitzen die klerikalen Triumvirn, Cardinal von Santiago, Bischof von Jaen, Kanonikus Manterola, mit ihrer bizarren Tracht, ihren Zipfelmützen und selbst ihrer Gesichtsbildung den Mitgliedern einer japanesischen Gesandtschaft nicht unähnlich.

So leidenschaftlich oft auch der Kampf um die großen Fragen des Tages sein mag, unter den einzelnen Mitgliedern selbst herrscht ein sehr freundlicher Verkehr; die Mitglieder des Berges plaudern ungezwungen mit den Ministern, und nach den heißesten Scharmützeln kann man Monarchisten und Republikaner Arm in Arm und lachend den Saal verlassen sehen. Der Präsident, dem vom Budget eine gewisse Summe angewiesen ist, um nach Gutdünken Bonbons in der Kammer zu vertheilen, weiß häufig durch eine zur rechten Zeit überschickte Düte die Leidenschaft eines Mitgliedes zu beruhigen. Namentlich sind aber die Unterhaltungen in den Plauderzimmern vor dem Saale, in welchen die Herren vor dem Beginn der Sitzung auf- und abspazieren, wohlgeeignet, die Stimmung auf ein gewisses Gleichmaß herabzudrücken; und nicht ohne Grund wurde manchmal in den Clubs der Vorstädte von Madrid dagegen gedonnert, daß die republikanischen Abgeordneten, statt in catonischer Abgeschlossenheit und Starrheit an ihren monarchischen Collegen vorüberzugehen, sich in gemüthliche Gespräche mit denselben einließen und darüber den echten republikanischen Trotz verlören. In den Gängen

und sogenannten Plauderzimmern wimmelt es stets von Bittstellern aller Art, welche die Abgeordneten ohne Unterschied der Partei angehen; und eben durch die kleinen Gefälligkeiten, welche sich bei solchen Anlässen die Mitglieder der Opposition und Regierung, der Linken und Rechten wechselseitig erweisen, schleift sich wiederum manche Schärfe ab, die durch die Parteikämpfe erzeugt sein konnte. Ein besonders herzlicher Verkehr herrscht zwischen den Abgeordneten und der Journalistenloge. Sind doch so viele Mitglieder der Regierung und der Kammer aus dem Journalismus hervorgegangen. Gleich beim Beginn der Session hat Präsident Rivero einen sehr freundlichen Salon für die Journalisten herrichten lassen, in welchem dieselben arbeiten, plaudern und Erfrischungen nehmen können. Mehrmals hat der Präsident sogar in den heißen Sommertagen den Journalisten Bonbondüten zur Erquickung geschickt. Es ist nicht selten, daß, wenn irgendein Redner besonders gut gesprochen hat, die Journalisten ihn in einer Zuschrift beglückwünschen; gewöhnlich erscheint sodann zunächst ein Saaldiener mit einem Korbe voll Kuchen und hierauf der dankbare Redner selbst, um ein vergnügtes Viertelstündchen in der Mitte seiner Bewunderer zu verbringen.

In ihren Reden, in Angriff und Vertheidigung, beobachten die Abgeordneten einander gegenüber sehr viel Anstand und Rücksicht. Auftritte, wie sie im Gesetzgebenden Körper zu Paris so häufig sind, daß z. B. die Mehrheit durch Lärmen und Klappern mit den Papiermessern die Stimme eines unliebsamen Redners über-

täubt, sind fast unerhört. Dies ist freilich keine besondere Tugend der Cortes, denn auch in den Volks- und Arbeiterversammlungen der Spanier herrscht ein Anstand und eine Ordnung, von denen man in andern Ländern kaum einen Begriff hat; selbst der langweiligste und widerwärtigste Redner wird bis zum Schlusse geduldig angehört. Wenn der von Natur etwas gewaltthätige Rivero durch einen präsidentiellen Machtspruch je einmal der Redefreiheit etwas zu nahe trat, so erhob sich die Minderheit wie Ein Mann hiergegen und die Mehrheit selbst zeigte mehr als einmal ihre Misbilligung. Die Mitglieder beginnen meistens ihre Reden mit Höflichkeiten gegen den Vorredner, der so ausgezeichnet, so schön, so gründlich gesprochen habe, und mit der Versicherung, daß sie selbst eigentlich über den betreffenden Gegenstand nur sehr mangelhafte Kenntnisse hätten, auch nur sehr unvollkommen sprechen könnten und überhaupt nicht gewagt hätten, das Wort zu ergreifen, wenn sie nicht hierzu auf diese oder jene Weise gezwungen gewesen wären. Auch die entschiedensten Gegner nennen sich fast ausnahmslos Freunde in ihren Reden und überhäufen sich mit Höflichkeiten jeder Art; die besten Freunde aber reden sich nicht mit dem einfachern und im Grunde doch schon sehr höflichen Usted, sondern stets mit dem feierlichen Su Señoria an.

Indem wir nun im Folgenden die hervorstechendsten Persönlichkeiten aus den Cortes zu schildern suchen, hoffen wir, daß es uns gelingen werde, dabei zugleich die Parteien, denen sie angehören, deren verschiedene Schattirungen, Bestrebungen und Entwickelung einiger-

maßen zu beleuchten. Indem er hierbei der republikanischen Minderheit als der neuesten Partei den Vortritt vor den übrigen Parteien einräumt, erlaubt sich der Verfasser, zunächst aus seinen eigenen Erfahrungen einiges mitzutheilen, was ein Streiflicht auf die jüngste Geschichte derselben werfen kann. Im Juli 1867 hatte ich nebst ein paar französischen Freunden die Einladung erhalten, einen Abend in der Ansiedelung spanischer Verbannter zuzubringen, die sich in Boulogne an der Seine befand. Fernando Garrido führte den Vorsitz bei dieser geselligen Vereinigung, an der eine große Zahl meist zum Tode verurtheilter Patrioten theilnahm; und neben ihm ragten als bedeutendere Persönlichkeiten hervor Pi y Margall, Emilio Castelar und Cristino Martos. Es wurden da Briefe und geheime Blätter, welche Gesinnungsgenossen aus der fernen Heimat geschickt hatten, verlesen; man erhielt einen Einblick in die furchtbare Propaganda, durch welche die Revolutionäre trotz aller Schreckensmaßregeln von Narvaez und Gonzalez Bravo das Land unterwühlten, und in die Fäden der Verschwörung zum Sturz Isabella's II., welche nach Paris, London, Brüssel, der Schweiz, Südamerika liefen. Ueberraschend war die Zuversicht, womit die meisten in diesem Kreise von dem Siege nicht nur der bevorstehenden Revolution, sondern auch des republikanischen Programms sprachen, trotzdem daß zur Stunde noch ihr Vaterland durch die eiserne Faust der Moderados niedergehalten war, und daß selbst die verbannten Liberalen noch keine ernstliche Miene machten, die Republikaner als Bundesgenossen anzunehmen. Namentlich Castelar

und Garrido führten aus, daß die Partei der Progressisten trotz ihrer großen Zahl und trotz der Gewandtheit und Keckheit ihrer Führer, eines Olozaga und Prim, keine Aussicht auf Erfolg hätte, wenn sie sich nicht aufs engste mit den Demokraten verbände — der verfehlte Augustaufstand Prim's hat dies bestätigt — und daß, wenn die Demokraten die Anerkennung der Menschenrechte, namentlich auch des allgemeinen Stimmrechts als Bedingung ihrer Mithülfe bei den Progressisten durchsetzen würden, eine republikanische Bewegung im spanischen Volke entstehen müsse, mächtig genug, die beiden Parteien weit über ihre ursprünglichen Ziele hinauszudrängen: eine Voraussagung, die durch die Ereignisse allerdings auch nicht Lügen gestraft worden ist. Martos freilich wollte nicht zugeben, daß die Wünsche und Bedürfnisse Spaniens weiter gehen als bis zur demokratischen Monarchie; die Durchführung der demokratischen Grundsätze sei das Mögliche, das Wesentliche, die Regierungsform selbst am Ende nur eine Nebensache; ja er erklärte es geradezu für eine Pflicht der Vaterlandsliebe, daß die Republikaner nicht durch die Aufstellung ihres Programms die Liberalen erschrecken, das Volk zur Ueberstürzung hinreißen und dadurch die Revolution mit ihren Früchten gefährden. Hiergegen machten Pi y Margall und Garrido geltend, daß die große Masse, besonders in den Südprovinzen und in Catalonien, nicht blos die Herrschaft der Bourbonen, sondern das Königthum überhaupt stürzen wolle, und daß sie als Parteiführer ihrerseits schon ein gewisses Opfer bringen, indem sie nicht gleich anfangs neben dem republikanischen das

socialistische Banner aufpflanzen. Pi y Margall entwickelte hierbei Ideen, welche zeigten, wie gründlich er während seiner Verbannung sich mit der Philosophie Proudhon's vertraut gemacht hatte, nachdem er die Schule Krause's verlassen, der den Akademien Spaniens in ähnlicher Weise Vertreter der deutschen Philosophie ist wie Kant (durch Cousin) den Franzosen, Hegel (durch Vera) den Italienern. Fernando Garrido hatte ich schon zuvor als einen rührigen und kühnen Socialisten in mehrern Vereinigungen zu Paris kennen gelernt, in denen insgeheim, da das Vereinsrecht damals noch nicht bestand, die Gründung von Arbeiterblättern, wie die „Association“ und die „Coopération“, und von Productionsgesellschaften verhandelt wurde. In den Augen Emilio Castelar's endlich war die Regierungsform nicht nur nicht eine gleichgültige, sondern die wesentlichste Frage; nur unter der Republik, behauptete er, können die demokratischen Grundsätze thatsächlich verwirklicht werden, und nur die republikanische Staatsverfassung sei der Boden, auf welchem auch die große sociale Frage ihre Lösung finden könne; er nahm im ganzen eine Stellung, welche man füglich derjenigen wird vergleichen können, die ein J. Favre oder E. Picard zugleich den imperialistischen Demokraten und den Socialisten gegenüber behauptet. Sein Vertrauen auf den Sieg der Republik in Spanien gründete er ebenso sehr auf das stetige Wachsen seiner Partei als auf die Unmöglichkeit, nach dem einmal vollzogenen Sturze der Bourbonen einen neuen Herrscher aus der Fremde in Spanien einzuführen.

Er gab gern die große Jugend seiner Partei zu. „Ich kenne in Spanien", sagte er einmal in einer seiner spätern Reden, „die Föderativrepublik wenigstens seit dem Jahre 1848, um nicht von der republikanischen Partei von Cadix, noch von der republikanischen Partei von Alicante und Valencia, noch von der republikanischen Partei Barcelonas zu sprechen, die ihre Organisation, ihre Junten, ihre Blätter hatte. Im Jahre 1848 wurde ein Congreß von romanischen Föderativrepublikanern zu Paris gegründet, zu dem Lamennais und Michel de Bourges gehörten, und zu diesem Congreß wurde von der republikanischen Partei Spaniens als Vertreter ein Redacteur des «El Eco del Comercio» gesandt. Als Pi y Margall eine Zeitschrift mit dem Namen «La Razon» gründete, vertheidigte er in derselben wie auch in seinem Werke «La reaccion y la revolucion» die föderative Republik. Ich bin im November 1848 in die Redaction von «La Soberania» eingetreten und habe daselbst die Föderativrepublik vertheidigt. Garrido veröffentlichte im Jahre 1855 eine Schrift, welche den Titel hat «La republica federal universal», und zu dieser Schrift habe ich ein Vorwort geschrieben. In Lérida, wo Garrido seine Schrift veröffentlichte, war ein republikanisches Ayuntamiento und ein republikanisches Gericht, welches seine Schrift einstimmig freisprach. Ich fuhr fort, die Idee der Föderativrepublik in zwei Zeitungen zu verbreiten. Ich habe dieselbe auf meinem Lehrstuhl" — Castelar ist Geschichtsprofessor an der madrider Universität — „als die beste Regierungsform vertheidigt, indem ich die beiden Grundzüge Spaniens

studirte, den Zug unserer Trennung in der Geschichte der Provinzen, da jede Provinz ihre eigene ruhmvolle Geschichte hat, und den Zug unserer Freiheit, welche diese große Nation gebildet hat. Wie ich, während noch die Dynastie der Bourbonen bestand, meinen Schülern oftmals gesagt habe, daß die für das spanische Volk passendste, mit seiner Geschichte und seinen Ueberlieferungen am meisten übereinstimmende Regierungsform die Föderativrepublik sei, so habe ich im Monat Juni, kurz vor der Revolution, in einer Schrift von Paris aus angezeigt, daß die Revolution kommen müßte, daß sie mit monarchischen Tendenzen kommen werde, daß diese monarchischen Tendenzen am Mangel eines Candidaten, durch den sie sich verwirklichen könnten, scheitern werden, und daß infolge der bevorstehenden Revolution die republikanische Staatsform siegen werde. Wir werden sehen, ob ich mich täusche."

Dieses unbedingte Vertrauen auf den Sieg seiner Sache erklärt denn auch das Geheimniß seiner Kraft und die von ihm erzielten Wirkungen. Es ist wahr, daß Castelar von seinen frühern Schülern und der Jugend Madrids mit Jubel begrüßt wurde, als er mit den tausend Flüchtlingen, die der Ruf von der cadixer Erhebung in Frankreich, Italien, Portugal, Gibraltar, Afrika getroffen hatte, wieder in der Heimat erschien. Aber die Gestalt des einfachen Akademikers und Publicisten mußte denn doch anfangs in den Hintergrund treten vor den glänzenden Generalen, die von Alcolea als Sieger und Volkserlöser in die Hauptstadt einzogen. „Ich erfasse", so begann Castelar seine Rede, als er

zum ersten mal in öffentlicher Versammlung zu dem Volke sprach, „ich erfasse diese Rednerbühne, wie ein von langem Sturm umhergeschleuderter Schiffbrüchiger nach dem Rettungsbalken faßt"; und in der That sollte er auf dieser Rednerbühne nicht allein Trost und Entschädigung für die erlittenen Verfolgungen finden, sondern auch Erfolge davontragen, die seine eigene Bedeutung und den Einfluß seiner Partei rasch und in ungeahnter Weise erhöhten. Er begann gleich nach seiner Ankunft, hauptsächlich unterstützt von Orense und Garrido, die republikanische Propaganda durch die Länder im Osten und Süden, von den Pyrenäen herab bis Cadix; und derselbe Mann, der bis dahin hauptsächlich nur als eleganter Redner in literarischen und akademischen Kreisen anerkannt war, erwarb sich in wenigen Monaten den Ruf und die Beliebtheit des ersten Volksredners. Das Volk fühlte, daß in ihm ein großes, warmes Herz für die Freiheit schlage; es war wie berauscht, wenn er mit seiner glühenden Beredsamkeit sein politisches Ideal entwickelte, von der vergangenen Größe des Vaterlandes sprach und mahnte, jetzt auf den Trümmern der fluchwürdigen Tyrannei der Bourbonen ein neues, freies, volksthümliches Gemeinwesen aufzubauen. Ihm ist es in erster Reihe zu danken, daß das Verständniß der freisinnigen Zusagen, welche die aufständischen Generale in Cadix gemacht hatten, und eben damit der Entschluß, dieselben zur Wahrheit zu machen, die Massen durchdrang, und daß am Schlusse des Wahlfeldzuges sämmtliche größere Städte Spaniens, mit

alleiniger Ausnahme der Hauptstadt, republikanische Abgeordnete in die Kammer sandten.

Als Castelar gegen den Beginn der Session nach Madrid zurückkehrte, war sein Ruf als Volkstribun fest begründet, und gleich bei seinem ersten Auftreten zeigte sich, wie er die Massen zu beherrschen verstand. Es war am Ende des Januar 1869; die Gemüther waren durch die Nachricht, daß auf Anstiften kirchlicher Fanatiker der Statthalter in Burgos, der das Inventarium der dortigen Kathedrale aufnehmen sollte, ermordet worden, in gefährlichster Weise erhitzt und die allgemeine Stimmung ähnlich wie im Jahre 1835, wo alle Mönche und Priester, deren man habhaft werden konnte, getödtet worden waren. In den Elyseischen Feldern bei Madrid hatten die Republikaner eine Versammlung veranstaltet, um die gänzliche Trennung von Kirche und Staat zu verlangen. Ungestüme Redner erhoben sich gegen das Verbot des Alcalden Rivero, auch bei Nacht Kundgebungen zu Gunsten der Religionsfreiheit zu veranlassen, und forderten das Volk auf, im Nothfall der bewaffneten Gewalt zu trotzen. Da trat Castelar auf und warnte vor Ausschreitungen, weil die Ordnung neben der Freiheit herrschen müsse; zugleich aber wies er, und zwar mit glänzender Beredsamkeit, nach, daß Spanien die Religionsfreiheit als ein unveräußerliches Recht und als die kostbarste Errungenschaft der Septemberrevolution betrachten dürfe und daß alle seitherigen freisinnigen Verfassungen des Landes eben deswegen zu Grunde gegangen seien, weil sie nicht die Religionsfreiheit an die Spitze gestellt haben. „Sollen

wir also von der Regierung die Religionsfreiheit verlangen?" rief er am Schlusse der Versammlung zu, und ein vieltausendstimmiges „Ja" schallte ihm entgegen. „Nein", rief er jedoch aus, „wir müssen dieselbe nehmen", Worte, die eine unbeschreibliche Begeisterung erweckten. Er hatte mit seiner Rede erreicht, daß die Bevölkerung von Madrid zugleich in der Liebe zur Ordnung und in dem Entschlusse bestärkt wurde, sich die wesentlichste Errungenschaft der Septemberrevolution nicht wieder entreißen zu lassen.

In den Cortes selbst erwarb sich Castelar in kürzester Zeit den Ruf des ersten parlamentarischen Redners Spaniens. Ganz Europa hat seine Reden, über die Frage: ob Monarchie oder Republik? gelesen und den Schwung, den Bilderreichthum seiner Ausführungen bewundert; bei Gegenständen, wie die Forderung einer allgemeinen Amnestie, wo sich andere in Gemeinplätze verloren, wußte er stets wieder durch neue Gesichtspunkte zu überraschen und zu fesseln; und wie oft, wenn die Verhandlung fast im Sande zu verlaufen oder in persönliche Streitigkeit auszuarten drohte, hob er dieselbe mit einem Rucke wieder auf die Höhe der Grundsätze, sodaß sich gleich nach seinen ersten Worten der bereits ermüdeten Versammlung eine Art weihevoller Stimmung bemächtigte. So fest entschlossen die Mehrheit auch fast immer war, gegen seine Anträge zu stimmen, so willig überließ sie sich doch jedesmal dem Zauber seiner Reden; ihre Bänke füllten sich in wenigen Minuten, wenn der Vorsitzende rief: „Castelar hat das Wort."

Seinen glänzendsten Ehrentag feierte Castelar und

mit ihm das ganze Parlament am 13. April, dem Tage, da die Cardinalfrage der Zukunft Spaniens, die Frage der Glaubensfreiheit, auf der Tagesordnung stand. Der Redner der Ultramontanen, Kanonikus Manterola, hatte den Verfassungsentwurf angegriffen und zu Gunsten der katholischen Glaubenseinheit alle die abgegriffenen Beweisgründe, geschichtlichen Unwahrheiten und groben Trugschlüsse zu Felde geführt, welche die unwissende Geistlichkeit in diesem Lande noch vorzubringen pflegt. Er hatte den Katholicismus für die einzige Grundlage aller Wissenschaft, die deutsche Wissenschaft für eine Ansammlung von Widersprüchen und Unsinn erklärt und namentlich auch einen Judenhaß an den Tag gelegt, wie er kaum in den frühesten Zeiten des Mittelalters bestand; die Juden hätten nie etwas für die allgemeine Gesittung und Bildung geleistet, die frühern Judenverfolgungen seien nur die gerechte Strafe für die von den Juden ausgeübten Greuel und Bedrückungen gewesen; der Talmud befehle den Juden, dreimal des Tages die Christen zu verfluchen, ihnen durch List und Gewalt Güter und Leben zu nehmen; viele Christenkinder seien von den Juden auf barbarische Weise geopfert worden; die Trennung von Staat und Kirche würde den Mohammedanismus, die Vielweiberei, heidnische Culte und Pagoden bringen. Drei Stunden lang hatte der salbungsvolle Sermon gedauert, die Mehrheit war immer unruhiger geworden, und doch wagte keines ihrer Mitglieder mit offenem Visir dem Dunkelmanne entgegenzutreten. Jedermann aber fühlte sich wie von einem Alp erlöst, als Castelar das Wort

verlangte; mit steigender Aufmerksamkeit, mit immer mächtiger wachsendem Beifall folgte die Kammer dem großen Redner, der einen Beweis seines Gegners nach dem andern zerstörte, seine geschichtlichen Fälschungen widerlegte und in glänzender Improvisation den Grundsatz der Glaubensfreiheit vertheidigte. Unterstützt von seinem seltenen Gedächtniß, berief er sich bald auf die Kirchenväter, bald auf die Bibel, bald auf die Männer der französischen Revolution, um alle Citate Manterola's aus dem Felde zu schlagen. Da dieser behauptet hatte, die katholische Kirche habe zuerst und immer den Grundsatz der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aufgestellt, so führte Castelar das Inventarium des Klosters von San-Damian an, in welchem als Besitz zuerst 50 Stuten, dann 30 Mauren und 20 Maurinnen genannt waren. Gegenüber der Behauptung, nicht die Kirche, sondern die Civilgewalt habe die Ketzer getödtet, rief Castelar unter allgemeinem Beifall: „Das ist, wie wenn ein des Mordes Angeklagter sagen wollte, nicht er selbst, sondern sein Dolch habe gemordet; die Inquisition war der Dolch der Kirche!" Manterola hatte gemeint, wenn Castelar in Rom gewesen wäre, so würde er besser von Rom denken; darauf entgegnete er: „Ja, ich bin in Rom gewesen und habe dort Folgendes gesehen: In dem von Bassari gemalten königlichen Saale befindet sich eine Freske, auf der die Abgesandten des Königs von Frankreich gemalt sind, welche dem Papste das Haupt Coligny's überbringen; dort befindet sich neben andern Kirchenberühmtheiten die Apotheose der Henker und Mörder der Bartholomäusnacht." Er sagte, die katholische

Kirche dürfe sich nicht, wie Manterola meine, eines Malebranche, Cartesius und Origines rühmen, da sie dieselben verfolgt habe oder nicht mehr als die Ihrigen anerkenne. Er berief sich auf Spinoza, D'Israeli, Daniel Manin, Abkömmlinge der spanischen Juden, um die Befähigung dieses Stammes zu beweisen. In Livorno habe er Juden gefunden, die heute noch spanisch sprechen und das undankbare Spanien nach vier Jahrhunderten der Ungerechtigkeit noch als ihr Vaterland ansehen. „Glaubt Herr Manterola an das furchtbare Dogma, daß die Söhne verantwortlich seien für die Sünden der Väter? Glaubt er, daß die Juden von heute Christus gemordet haben? Ich glaube dies nicht, ich bin ein besserer Christ. Groß ist Gott auf Sinai im Rollen des Donners und im Erdbeben, aber noch größer ist der demüthige Gott am Kreuz auf dem Oelberge, der um Verzeihung bittet für seine Feinde, die nicht wissen was sie thun. Groß ist die Religion der Macht, aber größer ist die Religion der Liebe; groß ist die Liebe der unversöhnlichen Gerechtigkeit, aber noch größer ist die Religion des Mitleids und des Verzeihens, und ich komme im Namen dieser Religion, welche die eurige sein sollte, im Namen eueres Evangeliums, um von euch zu verlangen, daß ihr an die Spitze eueres Gesetzbuchs die Religionsfreiheit schreibt, d. h. Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit für alle Menschen." Ein unbeschreiblicher Auftritt folgte auf diese Worte, mit denen Castelar schloß. Minister Topete war in lautes Weinen ausgebrochen, Serrano, Prim Beifall rufend von ihrer Bank aufgestanden, Figuerola eilte durch den Saal die Treppen der Linken hinauf und

umarmte Castelar, ebenso Sagasta. Der Unionist Rios Rosas selbst erhob sich von dem Sitze und ging zur Linken hinüber, um Castelar die Hand zu drücken; Posada Herrera rief aus: „Seit 40 Jahren parlamentarischen Lebens habe ich einen solchen Triumph nicht gesehen.“ Manterola aber war mit zwei Bischöfen und drei andern Mitgliedern der ultramontanen Partei ganz allein auf den Bänken der Rechten geblieben; nach einigem Zögern erhoben auch sie sich und verließen die Hände faltend und gesenkten Hauptes den Saal. Der großartige Sieg Castelar's fand vom andern Tage an in tausend beglückwünschenden Telegrammen von Statthaltern, Provinziallandtagen, Gemeinderäthen, Clubs und Volksversammlungen aus ganz Spanien seinen Widerhall; mehr als hundert Städte ernannten den Redner zu ihrem Ehrenbürger, und mit seinem Namen wird die Nachwelt für immer die Erinnerung an den Sturz der religiösen Unduldsamkeit in Spanien verknüpfen.

Castelar ist namentlich auch parlamentarischer Redner dadurch, daß er mit großer Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit die gegnerischen Beweisgründe zu entkräften versteht; während er selbst auch im Feuer der Begeisterung sich fast immer zu hüten weiß, mehr zu sagen, als er will, oder als der Augenblick und der Vortheil seiner Partei gebietet, hat er die Gegner mehr als einmal durch die Anmuth seiner Rede bestrickt und denselben ihre Geheimnisse abgelockt. Wie oft wand sich der plumpe Topete unter den Nadelstichen seiner Ironie, bis er es nicht länger trug und trotz der Abmahnungen seiner Genossen im Ministerium mit einem die Regierung

bloßstellenden Geständniß losplatzte. Wie sehr hat er durch seine scharfe Satire, die auch die Gegner auf seine Seite brachte, das Ansehen des früher im parlamentarischen Kampfe so gefürchteten Olozaga geschädigt. Mit raschem Blick erfaßt er das Lächerliche an Lagen und Leuten, wie an der Regentschaft ohne Thronbewerber und an dem Treiben Montpensier's, und weiß mit einer alle bezwingenden Anmuth zu scherzen. Aber wehe dem Gegner, der im Glauben, die Gefahr habe sich verzogen, mit den Lachern zu lachen begann: in einem Augenblick ist der Redner wie umgewandelt, sei es, daß er durch erschütternde Klage seinen Hörern Thränen entlockt, sei es, daß er ihre Herzen mit glühendem Unwillen erfüllt. Soeben hat er noch eine komische Schilderung der verschiedenen Fiascos Montpensier's gemacht, soeben noch über die Königssucher gespottet, welche die Krone Spaniens in allen Ländern herumtragen, da bricht er, von poetischer Begeisterung getragen, in die Apostrophe aus: „O ihr Schatten der Helden Cataloniens, die ihr gegen die Bourbonen einen Krieg ohne Beispiel geführt! Ihr Helden von Galicien, das die Bourbonen geopfert haben, wie einst Numantia geopfert worden! Ihr Helden von Trafalgar, die ihr in den Wellen des Meeres begraben liegt, dank der Ueppigkeit von Maria Luisa! Erhabene Namen, die ihr auf diesen Saalwänden in goldener Schrift eingegraben seid und die ihr die Opfer jenes Ruchlosen darstellt, den man Fernando VII. nannte! Solis, Zurbano, wo auch euere Asche ruhen mag, wo auch euere Seelen sein mögen, kommt herbei, erweckt die Gewissen und haltet

von der Revolution dieses große Unheil, und haltet von meinem Vaterlande diese große Schmach ab!"

Castelar ist nicht nur von seinem eigenen Rednerberufe und von der hohen Bedeutung der Redekunst durchdrungen, sondern er hat auch über die Beredsamkeit, ihren Werth, ihre Mittel und Wirkungen viel gedacht und geschrieben. Er sagte einmal in einem gelegentlichen Aufsatze hierüber: „Die Kunst im ausgezeichneten Sinne ist die Kunst der Rede. Abgesehen von ihren innern Eigenschaften, dem Gedanken, der Logik, hat die mündliche Rede wie der Vers Rhythmus, wie die Musik Harmonie, wie die Malerei Umriß und Farbe, wie die Bildhauerei Relief, wie die monumentale Kunst ihre Architektur, wie der Krieg Taktik, wie die Fechtkunst Gesetze der Gewandtheit und Sicherheit, wie die Moral leitende Regeln der Gerechtigkeit. Die Rede ist die reichste und mannichfaltigste Kundgebung des menschlichen Geistes und hat viele Abstufungen, viele Arten."

So ist Castelar selbst wesentlich Künstler; jede Rede ist ein von ihm mit Liebe und Sorgfalt ausgearbeitetes Kunstwerk; er hat selber seine unbefangene Freude daran und verbirgt es nicht, daß ihm Aeußerungen der Anerkennung oder Bewunderung Freude machen. Von Jugend auf hat er sich auf seinen Beruf vorbereitet, die großen Redner der Vergangenheit und Gegenwart studirt, über einzelne Fragen Reden für sich ausgearbeitet, die ihm bei seiner unglaublichen Gedächtnißkraft auch im gegebenen Augenblick zur Verfügung stehen. Wie ein antiker Redner verschmäht er es nicht, sich genaue Rechenschaft über die Wirkung dieser oder jener

Geberde oder Betonung, dieser oder jener Redewendung zu geben. So nur ist es ihm auch möglich, mitten im großen Sturm seiner Rede die innere Ruhe zu bewahren, Gegner und Freunde zu beobachten, Zwischenfälle, die ihn zu einer Abschweifung veranlassen, rasch dem Ganzen einzuordnen und so, ohne den Gesammtzweck aus dem Auge zu verlieren, eine vorbereitete Rede durch eine Reihe glänzender Improvisationen zu ergänzen und zu beleben. Castelar ist hierbei durch äußere Mittel nicht wenig unterstützt; sein ausdrucksvolles, lebhaftes Auge, die Beweglichkeit im Auftreten verleiht seiner Gestalt jugendlichen Reiz; seine ungemein klangvolle und sympathische Stimme verliert auch nach mehrstündiger Rede kaum von ihrer Kraft und Frische. Obwol Andalusier von Geburt, spricht er das Castilianische mit wunderbarer Reinheit. Erst seit seinem mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich wollen die Kenner in seiner Schrift und Rede Spuren von Gallicismen finden.

Während Emilio Castelar der glänzende Vertreter der Jugend der republikanischen Partei ist, verehrt diese als ihren Patriarchen Don José Maria Orense, Marquis de Albaida. Orense's Name ist seit lange bei allen bedeutendern Umwälzungen im politischen Leben seines Vaterlandes genannt worden; er vertheidigte zuerst unter der Fahne der Progressisten die demokratischen Grundsätze, und ist heute einer der kühnsten und unbeugsamsten Führer der Republikaner. In seinem zwanzigsten Lebensjahre, 1823, hatte er infolge der absolutistischen Reaction seine Familie in die Fremde begleiten müssen. Er blieb viele Jahre in England und erwarb

sich daselbst große Kenntnisse in allen Zweigen der Staatswissenschaften. Hieraus erklärt sich zum Theil sein nüchterner, praktischer Sinn, die Einfachheit seines ganzen Auftretens, wodurch er sich von seinen meisten Landsleuten unterscheidet und diesen sogar manchmal als ein Sonderling erscheint. Vom Jahre 1844 an nahm er thätigen Antheil an der Politik; er wurde damals von der Provinz Palencia in die Cortes geschickt und kämpfte, obwol der einzige liberale Abgeordnete des Congresses, mit unerschütterlicher Ausdauer gegen die Moderados. In den März- und Maitagen von 1848 bewies er seinen Muth auf den Barrikaden von Madrid; er mußte nach dem unglücklichen Ausgange der Erhebung wiederum in die Fremde fliehen, wo er bis zu der Amnestie von 1850 blieb. Nach der Revolution von 1854 vertrat er wieder die Provinz Palencia in den Cortes, wo er, diesmal als Mitglied der demokratischen Minderheit, gegen die Monarchie stimmte. Neuerdings in der Verbannung, wo ihn schließlich auch die Septemberrevolution traf, wirkte er im Verkehr mit seinen gleichfalls verbannten Gesinnungsgenossen und durch geheime Verbindungen mit den in der Heimat zurückgebliebenen Freunden rastlos für die Sache der Republik.

Mit jugendlichem Feuer machte sich der republikanische Nestor, der schon drei Menschenalter und so manche Revolution sah, an die Aufgabe, das Volk für die Staatsform vorzubereiten, welche ihm in Spanien die allein mögliche, zeitgemäße scheint. Er bereiste das Reich von einem Ende zum andern, sprach in hundert

Volksversammlungen, half Parteiblätter gründen, rief Vereine und leitende Ausschüsse ins Leben und knüpfte durch seinen persönlichen Einfluß die festen Verbindungen zwischen den einzelnen Landestheilen, welche man als die Grundlage der später abgeschlossenen Pactos der Provinzen betrachten darf. Von der fast kindlichen Verehrung, welche seine Partei dem alten Orense bezeigt, und von der großen Wirkung, die derselbe auf das Volk ausübt, konnte ich mich namentlich während der Wahlbewegung in Madrid im Monat Januar überzeugen. In den großen Volksversammlungen, die damals abgehalten wurden, pflegte man gar viel unnütze Beredsamkeit zu verschwenden. Weder die bekanntern Redner noch die neuauftauchenden Demosthenesse aus der Arbeiterschaft konnten sich entschließen, die unmittelbar nützlichen Dinge zu berühren, wie die Eintheilung der Stadt in einzelne Viertel, die Gründung von Wahlbureaux, die Vertheilung von Wahlzetteln u. dgl. Ein Führer der Partei that mir gegenüber bei dieser Gelegenheit die ganz unbefangene und offenbar sehr zutreffende Aeußerung: „Wir sehen wohl ein, daß solche Dinge von der höchsten Nothwendigkeit sind, aber es greift unsere Nerven an, wenn wir uns ernstlich mit dieser Einzelarbeit abgeben sollen." So zogen es die einen aus Bequemlichkeit vor, sich immer nur in Allgemeinheiten zu bewegen; andern war es nur darum zu thun, zu glänzen und den rauschenden Beifall der Menge zu ernten, die in den Versammlungen erschien nicht sowol um sich nützliche Anweisungen zu holen, als um den angeborenen künstlerischen Geschmack an schönen

Reden zu befriedigen. „Andalusiaden", wie der Spanier überschwengliche Reden nennt, derbes Schimpfen auf die Tyrannei der Bourbonen und auf die reactionäre provisorische Regierung, namentlich auch Ausfälle gegen Louis Napoleon hatten stets einen so sichern Erfolg, daß nur die wenigsten es übers Herz bringen konnten, auf solche Mittelchen zu verzichten. Von besonders großer Wirkung waren auch noch Abschweifungen auf das Gebiet der Geschichte, die in Deutschland jedermann einschläfern würden; verstieg sich aber ein Redner so weit, zu verkündigen, daß das spanische Volk in diesem ernsten Augenblicke nicht blos über sein eigenes Los zu entscheiden, sondern auch Frankreich, Italien, ganz Europa das Beispiel der Errichtung einer Republik zu geben habe, so belohnte ihn unfehlbar stürmisches Beifallrufen.

Im Gegensatze hierzu suchte Orense stets die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf die zunächst vorliegenden Zwecke zu lenken, statt mit hochtönenden Redensarten, mit trockenen Zahlen und mit einfachen Verstandesgründen zu wirken. Ironie und Spott waren seine beliebten Waffen, und mit Anekdoten aus seinem Leben, mit Sprichwörtern und Witzen richtete er mehr aus als die andern mit ihren Declamationen. Was er dem Volke über die Kosten der Monarchie mit der Beamtenherrschaft, dem stehenden Heere, der übermäßig reichen Geistlichkeit vorrechnete, das überzeugte und blieb im Gedächtniß haften, nachdem die Redensarten vieler Redner längst spurlos verklungen waren.

Auch in der Kammer will Orense nichts weniger sein

als ein akademischer Redner oder ein im Sturm alles mit sich fortreißender Volkstribun. Er sucht vielmehr stets die nüchterne Sprache des gesunden Menschenverstandes zu sprechen; dabei schweift er freilich manchmal etwas weit von seinem Gegenstand ab oder verirrt sich in Privatgespräche mit seinen Gegnern, denen er auf keine Rede, Aeußerung, Unterbrechung, ja Geberde die Antwort schuldig bleibt. Durch seine immer im gemüthlichsten Tone vorgetragenen Reden hat er mehr als einmal die Wuth der Minister Sagasta und Prim entwaffnet; mehr als einmal hat er auch lächelnd und scherzend seine Gegner niedergeschmettert, wobei ihm seine reiche Lebenserfahrung, seine Kenntniß der Geschichte der Parteien und der einzelnen Staatsmänner die besten Waffen liefern. Eine reactionäre Zeitung äußerte einmal über eine seiner Reden, man glaube bald Don Quixote, bald Sancho Pansa zu hören; nun der derbe, oft platte Mutterwitz des letztern, und der hohe, an seinem Ideal nie verzweifelnde Sinn des erstern sind in Orense wunderbar gemischt. Er verbirgt sich keine Schwierigkeit der Lage, aber er kämpft, wie wenn es gälte, von heute auf morgen die Republik zu errichten. Von seinen Kammerreden wird uns namentlich diejenige in Erinnerung bleiben, die er am 14. Mai bei der Verhandlung über die Frage der Regierungsform hielt. Er sprach damals über drei Stunden, ohne sich eine Minute Ruhe zu gönnen und ohne seine Zuhörer zu ermüden.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier auf die allgemeinen von ihm entwickelten Theorien eingehen

wollten; im Hinblick auf die besondern Verhältnisse Spaniens hob er namentlich hervor, daß thatsächlich die Republik seit dem vorigen September bestehe, daß das Volk sich in dieselbe eingelebt habe und nur mit den größten Schwierigkeiten an eine neue und vollends eine fremde Dynastie zu gewöhnen wäre. Der einzige in Rechnung kommende Thronbewerber, Montpensier, sei dem Volke schon als Franzose und als Mann der reactionären Partei, der Liberalen Union, verhaßt. Da man immer davon spreche, daß die übrigen Mächte Europas die Errichtung der Republik in Spanien nicht gern sehen würden, so erinnere er nur daran, daß Napoleon offenbar die Republik noch der Thronbesteigung eines Montpensier vorziehen müsse. Die Föderativrepublik sei nicht nur in der Geschichte und den geographischen Verhältnissen Spaniens begründet, nicht nur die einzige vernünftige Grundlage für die Iberische Union, sondern sie verletze auch keine örtlichen Sonderinteressen, namentlich nicht die von Madrid. Daß das Volk von Spanien selbst republikanisch gesinnt sei, gehe aus der Thatsache hervor, daß 500 republikanische Ausschüsse und 200 republikanische Blätter im Lande bestehen und daß die republikanische Partei täglich, selbst in den baskischen Provinzen, in Galicien und Castilien an Gebiet gewinne. Während der ersten Monate der Session glaubte Orense, wie noch andere Veteranen der republikanischen Partei vom Jahre 1854 ernstlich an die Möglichkeit einer Coalition mit den Progressisten. Orense und seine Freunde hielten diese letztere für um so nothwendiger, je besser sie aus den Kammer- und Straßen-

kämpfen der vergangenen Jahrzehnte wußten, daß die Führer der Liberalen Union, was ihnen an Ansehen und Zahl abgeht, durch Thatkraft, durch Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel und durch Verschlagenheit zu ersetzen suchen. Sie warnten also die Progressisten unaufhörlich vor dem gefährlichen Bunde mit den Unionisten, suchten Zwietracht zwischen beiden zu stiften und den Progressisten namentlich zu Gemüthe zu führen, die nothwendige Folge der Errichtung der Monarchie würde sein, daß jede Einigung mit den Republikanern für immer vereitelt und daß alle antiprogressistischen Elemente, die Moderados wie die Unionisten, verstärkt und ermuthigt würden. Die Republik sei die naturgemäße Form der nationalen Souveränetät, die einzige Lösung der von der Monarchie hinterlassenen ökonomischen Probleme; wie die constitutionellen Doctrinäre, die ihr Leben lang die Bourbonen gegen die Republikaner vertheidigt, dazu gedrängt worden seien, die Bourbonen zu verjagen und die zuvor bekämpften und verspotteten demokratischen Grundsätze anzunehmen, so würden sie durch die Ereignisse, die natürliche Entwickelung der öffentlichen Meinung, wie dieselbe sich in den Wahlen geoffenbart, und durch andere Umstände sich zwingen lassen müssen, in der Föderativrepublik die möglichst conservative Lösung wie das am meisten logische, vernünftige und praktische Ergebniß der Septemberrevolution zu erkennen. Denjenigen Progressisten, welche nicht systematisch, sondern nur deswegen gegen die Republik kämpfen, weil sie dieselbe für verfrüht halten, wurde entgegnet, daß die demokratische Monarchie sowol

deswegen unmöglich sei, weil sich jede monarchische Fraction wieder für einen andern Thronbewerber verpflichtet habe, als auch deswegen, weil die Stadtbehörden und die ungeheuere Mehrheit der reichsten und betriebsamsten Bevölkerungen von Barcelona, Sevilla, Valencia, Valladolid, Cadix, Malaga, Ecija, Cartagena, El Puerto, Saragossa, Jerez, Huesca, Teruel, Jaen, La Coruña, Oviedo, Vigo, Santander, Baëza, Cordova, Badajoz, Saladell, Murcia, Alicante, Alcoy, Bejar, Salamanca, Logroño, Castellon, Carmona, Almeria, Reus, Figueras, Antequerra u. s. w. sich weigern würden, dem neuen König zu huldigen.

Wie Orense ist auch Figueras ein Veteran der republikanischen Partei, und die Entwickelungsgeschichte der letztern spiegelt sich in seiner eigenen Lebensgeschichte wider. Auch er stand 1850, wie Orense im Jahre 1844, als er noch ein junger Mann von 25 Jahren war, in dem ersten Congreß, an dem er theilnahm, ganz allein mit seinem Programm; im Jahre 1854 stimmte er mit 19 andern gegen die Monarchie, und 1869 war er eins der Häupter der über 70 Mitglieder zählenden republikanischen Minderheit. War mit Orense einer der ersten Namen des alten spanischen Adels an die Spitze der republikanischen Partei getreten, so wurde das Ansehen der letztern durch die ungetheilte Achtung, welche Freund und Feind dem im Privatleben wie auf der öffentlichen Bühne als Rechtsanwalt und als Abgeordneter bewährten Charakter von Figueras beweist, sehr bedeutend gefördert. Figueras vereinigt mit gründlichen Kenntnissen in seinem Fache eine in Spanien nicht allzu

häufige allgemeine Bildung; eine lange parlamentarische Uebung hat seinen politischen Scharfsinn gesteigert und ihn mit einer Gewandtheit für den Angriff wie für die Vertheidigung ausgerüstet, die in jedem europäischen Parlament Bewunderung wecken würde. Sein Freund Castelar sagte einmal von ihm: „Wenn der Horizont sich verdüstert, wenn das Meer stürmt, wenn die Schwierigkeiten sich aufthürmen, dann richten wir unwillkürlich die Augen auf Figueras, sicher, daß seine unvergleichliche Gewandtheit uns alle retten werde.... Welchen sichern Blick hat er, um die Blöße des Feindes herauszufinden! Welches Geschick, um in seinen Reihen Uneinigkeit zu verbreiten! Welches merkwürdige Gedächtniß, um geschichtliche Erinnerungen herbeizuführen, die der von ihm bekämpften Regierung am meisten lästig sein müssen! Und vor allem welche Geistesgegenwart! Er kennt alle Auswege, welche die Geschäftsordnung bietet; er weiß, wie man die Schlacht beginnen muß, wenn die Feinde nicht kämpfen können. Er ruft Stürme auf den Bänken der Gegner mit derselben Leichtigkeit hervor, womit er sie auf den Bänken seiner Freunde beschwört.“ Figueras geht nie darauf aus, einen Satz in breiter lehrhafter Weise auszuführen; ein paar schlagende Bemerkungen genügen ihm, um eine volle Wirkung zu erzielen; beißender Spott und feine Ironie sind eher seine Waffen als hochtönende Redensarten und Declamationen, und seine vielen persönlichen Freunde im Lager seiner politischen Gegner können sich oft des tiefsten Eindrucks nicht erwehren, wenn er mit seinem herzlichen Tone und mit dem Ausdrucke der biedersten Ehrlichkeit sich auf ihr

Gewissen oder auf die frühere Bundesgenossenschaft beruft. Dabei ist er im Kampfe der Debatte ebenso gewandt als energisch, ebenso stürmisch im Angriffe wie geschickt in der Vertheidigung. Figueras liebt es mehr eine Art von Gespräch mit den Abgeordneten als feierliche Reden zu halten; er wirft sich nicht in rednerische Stellungen, sondern spricht wie jemand, der sich ganz zu Hause unter den Seinigen fühlt; kein Lächeln, keine Geberde seiner Gegner entgeht ihm; an jeden Zwischenfall weiß er geschickt anzuknüpfen, und, selbst gegen jede Verwundung gedeckt, benutzt er mit unglaublicher Geistesgegenwart jede Blöße des Feindes. Er kennt wie keiner die Schwächen der gegnerischen Parteien und weiß im rechten Augenblick durch diese oder jene Erinnerung Mistrauen und Eifersucht unter diesen zu erwecken. So namentlich in der großen Debatte über den Verfassungsentwurf. Den Republikanern, die sämmtlich nur eine einzige Fahne hätten, stellte er die monarchische Mehrheit gegenüber, deren Mitglieder um der äußern Einheit willen auf so viele ihrer frühern Grundsätze haben verzichten müssen, und sich insgeheim aus rein persönlichen Gründen fortwährend bekämpfen. Als seinerzeit, kurz nach der Septemberrevolution, der Unionistenführer Marquis de la Vega de Armijo von der Erbmonarchie gesprochen habe, sei er von allen Progressisten ausgepfiffen worden; heute pflichten ihm diese bei; ebenso haben die Demokraten an ihre Genossen in der Mehrheit nicht sowol Zugeständnisse gemacht als einfach abgedankt. Ueber die Throncandidaturen sprach Figueras mit schneidender Ironie: „Ich drücke den Anhängern Ferdinand's von

Koburg" (derselbe hatte soeben die Krone Spaniens abgelehnt) „heute mein Beileid aus, wie früher denjenigen Montpensier's, und da ich niemand sehe, der diesen beiden Herren nachfolgen könnte, wenn man nicht etwa zu den Bourbonen zurückgreifen will, so weiß ich nicht, wo ihr jetzt euern gewünschten König suchen wollt. Bei allem diesem können nur wir gewinnen, denn wenn dieser Zwischenzustand sich verlängert und die Ordnung erhalten bleibt, so wird das Land sehen, daß wir ganz gut einen König entbehren können."

Ueber den Grundcharakter der neuen Verfassung äußerte er: „Ihr wollt eine monarchisch-demokratische Verfassung; aber in euerm Entwurfe sehe ich nur die Monarchie, nicht die Demokratie. Der Liberalen Union und den Progressisten liegt nur die parlamentarische Allmacht und die ministerielle Allmacht am Herzen; beide finde ich in der Verfassung; sie behalten den Soldaten bei, der die Ruhe ihrer Verdauung sichern soll, und den Priester, der dem Volke einreden soll, sich nur mit den Dingen des Himmels zu beschäftigen, und nicht daran zu denken, daß der Mensch eine hohe Aufgabe auf Erden zu erfüllen hat. Ihr habt die Gleichheit verletzt, indem ihr eine privilegirte Religion festhalten wollt; ihr sprecht von den Nichtkatholiken wie von verlorenen Menschen, während doch die Würde des Menschen sich nicht nach seinem religiösen Bekenntnisse bemißt, sondern danach, daß er seine Handlungen nach den wahren Grundsätzen der allgemeinen Moral einrichtet." Er schloß sein verdammendes Urtheil über die ganze Verfassung mit den Worten: „Mit dieser Verfassung kann der reactionärste

König regieren, und wenn ihr über dieselbe abgestimmt habt, so müßt ihr einen Ausschuß ernennen, um dann Isabella II. aufzusuchen und demüthig zu bitten, zu uns zurückzukehren."

In spätern Sitzungen, namentlich während der Verhandlung über die Regierungsform, warnte er unaufhörlich die Progressisten, nicht der Liberalen Union, die stets ihr Verderben gewollt habe, als Werkzeuge der Reaction zu dienen. Er berief sich namentlich auf jenen verhängnißvollen Artikel 31 der Verfassung, der von der Aufhebung der Menschenrechte in Ausnahmefällen handelt, und erinnerte daran, daß derselbe ganz mit einem Artikel der Verfassung von 1854 übereinstimme; damals habe er die Progressisten gewarnt, der Liberalen Union zu trauen, damals habe man ihm auch entgegnet wie jetzt, die Regierung müsse ja liberal sein, da ein verantwortliches Ministerium vorhanden sei, und doch seien kurz darauf die Cortes bombardirt worden. Das Gleiche könne auch jetzt eintreffen; der Verfassungsentwurf sei der beste Beweis für die moralische Uebermacht der Union über die Progressisten. Dem General Prim führte er zu Gemüthe, daß derselbe auch bei dem besten Willen, mit Serrano einig zu bleiben, einen Bruch doch auf die Dauer nicht vermeiden könne, wenn dieser einmal zum Regenten ernannt sei; beide befänden sich ganz in derselben Lage wie seinerzeit O'Donnell und Espartero.

Figueras spricht am besten, wenn sich plötzlich ein Kampf erhebt, wenn er unvermuthet von den Gegnern herausgefordert wird; er beginnt dann im sanftesten

Tone, ein freundliches Lächeln um die Lippen; aber, wie einer seiner Hauptgegner, Ruiz Zorilla, von ihm sagte, „während man entzückt seiner einschmeichelnden Rede lauscht, fühlt man sich plötzlich auf den Tod verwundet". Seine Meisterschaft im wohlberechneten Angriffe bewies er namentlich in der stürmischen Sitzung vom 20. Juni, in welcher die Republikaner den Antrag gestellt hatten, dem Herzog von Mantpensier den Aufenthalt in Spanien zu verbieten. Mit großer Leidenschaft führte damals Figueras aus, damit, daß man Montpensier wieder in das Land hereingelassen habe, sei es auf nichts anderes abgesehen als darauf, denselben auf den Thron zu erheben; Montpensier könne, nachdem er kaum die Ernennung Serrano's zum Regenten gesehen, seine Ungeduld, Monarch zu werden, nicht mehr bezähmen; seine Erwählung aber wäre ein wahrer Verrath an der Septemberrevolution. Die Unionisten geriethen hierüber in die größte Aufregung, mußten aber ganz niedergeschmettert schweigen, als Figueras ihre leidenschaftlichen Herausforderungen nunmehr mit der für Montpensier so verhängnißvollen Enthüllung beantwortete, daß der ehrgeizige, jeder politischen Ueberzeugung bare Herzog sich früher mit den Moderados gegen die Liberale Union verschworen habe, um auf den Thron zu gelangen.

Gleich bei seinem ersten Auftreten in den Cortes verdiente sich Pi y Margall die Lorbern eines parlamentarischen Redners ersten Ranges. Er genoß schon zuvor den Ruf eines tiefen Kenners der Philosophie, namentlich der deutschen, eines bedeutenden Nationalökonomen, eines der ersten Publicisten, eines selbstän-

digen Denkers, eines Mannes von unbeugsamem Charakter und unerschütterlichen Grundsätzen und, was in Spanien doppelt angeschlagen werden muß, eines unermüdlichen Arbeiters. Als er sich nun damals erhob — die Linke bekämpfte eben das Dankesvotum für die provisorische Regierung — theilte sich gleich nach den ersten Sätzen, die er sprach, wie durch Elektricität der ganzen Versammlung die Ueberzeugung mit, daß er auch ein großer Redner sei; die Mitglieder der Mehrheit verließen sämmtlich ihre Plätze, um sich in der Nähe dieses Republikaners aufzustellen; lautlose Stille und eine seltene Aufmerksamkeit herrschte bis zum Schlusse seiner Rede. Pi y Margall griff namentlich die Finanzwirthschaft der Regierung an, die weder durch Beschränkung der großen Aemter, noch durch die Trennung von Staat und Kirche, noch durch Verminderung des Heeres Ersparnisse zu machen gesucht habe. Er beschränkte sich aber nicht hierauf und auch nicht auf eine scharfe Kritik der von der Regierung abgeschlossenen neuen Anleihen, sondern entwickelte auch eine Reihe selbständiger Besserungsvorschläge und besonders ein neues Rentesystem, das noch Wochen lang in allen politischen Clubs und Zeitungen auf der Tagesordnung blieb. Er war der erste, welcher die schwierigste Frage in Spanien, die ökonomische, anzufassen und in ein neues Gleis hinüberzuführen gewagt hatte. Wenn die einen mehr den Scharfsinn seiner Kritik bewunderten, so gefiel andern wieder mehr die Einfachheit und Klarheit seines eigenen Systems; die einen staunten über die Fülle seines Wissens, die andern über die Unabhängigkeit seines Denkens. Welchen großen

Eindruck diese Rede gemacht hatte, zeigt am besten der Umstand, daß, als Prim im Anfang Juli neue und sehr ernsthafte Unterhandlungen mit den Republikanern pflog, der Eintritt Pi y Margall's in das Finanzministerium stets den Cardinalpunkt bildete. Prim erklärte sich damals zu folgenden dem Pi y Margall'schen Programm entsprechenden Zugeständnissen bereit: Abschaffung der großen militärischen Commandos, vollständige und unverzügliche Ausrüstung der Miliz und der Freiwilligen, Beschränkung der Zahl der Bisthümer und Pfarreien auf die Hälfte, Ueberweisung des Kirchenbudgets an die Landtage, Abschaffung der Kopfsteuer, Ausdehnung der Wahlfähigkeit bis auf das Alter von 21 Jahren, Ausschreibung neuer Corteswahlen zum Behufe der Revision des Art. 33 der Verfassung, durch welchen die monarchische Regierungsform festgesetzt ist.

Die Unterhandlungen scheiterten vornehmlich an dem Starrsinn Pi y Margall's, der sich eben durchaus nicht entschließen konnte, Vertrauen zu Prim zu fassen, während Castelar, Orense und Figueras die dargebotene Hand nicht zurückweisen zu dürfen glaubten. Er ist eine viel zu ascetisch strenge Natur, um sich auf geheime politische Umtriebe einzulassen; nicht durch Verabredungen mit noch so einflußreichen Männern, sondern durch die freie Kundgebung der öffentlichen Meinung, nicht durch gewandte politische Berechnungen, sondern durch die Ueberzeugung der ehrlichen Menschen will er den Sieg seiner Sache. Ergraut in harten Kämpfen des Lebens und in strenger Arbeit scheint er wie ein Jüngling von neuem Feuer zu glühen, wenn ihn eine

seiner Lieblingsfragen, die finanzielle oder die religiöse, auf die Tribüne ruft; mit den allereinfachsten Geberden, in immer classischer Form und mit einer Strenge der Logik, daß kein Sätzchen aus der ganzen Rede herausgebrochen werden könnte, führt er seinen Gegenstand aus. Besonders warm wird er, wenn er das philosophische und religiöse Gebiet betritt und das Vorurtheil bekämpft, daß die Spanier ein hervorragend katholisches Volk seien, und wenn er darthut, daß die eine Hälfte des Volkes in die stumpfsinnigste Gleichgültigkeit versunken, die andere geradezu von Haß gegen die katholische Staatskirche erfüllt sei.

Eine Art Factotum der republikanischen Partei ist Fernando Garrido, von dem wir ein schätzbares Buch über Spanien besitzen. Garrido war in seiner Jugend Maler und Dichter, hat aber auf die Malerei wegen eines Augenleidens bald verzichten müssen. Da verschiedene Umwälzungen, an denen sich der feurige Mann betheiligte, seine Vermögensverhältnisse gänzlich zerrüttet hatten, so blieb ihm nur die Feder, um sich durch das Leben zu schlagen. Er ließ sich durch kein widriges Geschick, nicht durch Verbannung und Trennung von seiner Familie niederbeugen; in einer der Fabriken von Rochdale hatte er einen unglücklichen Fall gethan und sich das Bein zerschmettert; dies hielt ihn nicht ab, nach der Septemberrevolution rühriger und unermüdlicher zu agitiren als die Jüngern und das Land von einem Ende zum andern zu bereisen. Von seiner Beliebtheit bei dem Volke kann man sich denn auch kaum eine zutreffende Vorstellung machen; ob in der großen Volksver-

sammlung oder in der Sitzung irgendeines Vorstadtclubs, immer ist ihm ein begeisterter Empfang sicher; freilich versteht er es auch immer, seinen Zuhörern etwas Neues zu sagen, die Dinge unter einem neuen Gesichtspunkte zu schildern. Auf der Höhe seines Glanzes sah ich ihn im Anfange des Juni zu Cordova und Sevilla. Es waren damals die republikanischen Ausschüsse der Hauptstädte, der Gemeinderäthe, eine große Zahl der Landtagsabgeordneten und die Localausschüsse Andalusiens, Estremaduras, Murcias und der Mancha zusammengetreten, um den Pacto de Cordoba zu schließen, der für Andalusien dieselbe Bedeutung haben sollte wie der zuvor abgeschlossene Pacto de Tortosa für die elf Provinzen der alten Krone Aragoniens. Es sollten nicht nur engere, auf der Erkenntniß der Gemeinsamkeit der Interessen beruhende Beziehungen zwischen den Südprovinzen Spaniens, die unter der Monarchie in kleinlicher Eifersucht und Feindschaft gegeneinander gelebt hatten, angebahnt, sondern auch die republikanische Partei selbst fest und dauerhaft organisirt und ihre Propaganda gegen verfassungswidrige Eingriffe der Regierung geschützt werden. Ein so praktisches Ziel war wohl geeignet, Garrido zur Entfaltung seiner ganzen Energie anzuregen; Tag und Nacht saß er mit den Abgeordneten zusammen, belehrend, warnend und ermuthigend. Alle waren des Lobes voll über seine Kenntniß des Landes, der einzelnen Provinzen, der hervorragenden Persönlichkeiten und der Thatsachen aus den frühern Bürgerkriegen; und aus dem Schose des Ausschusses pflanzte sich die Begeisterung für ihn rasch unter die Masse des

Volkes fort. Ihm in erster Reihe galten die Jubelrufe bei der großartigen Volkskundgebung, welche nach Beendigung der Ausschußberathungen veranstaltet wurde.

Es war ein unvergeßlicher Augenblick. Die Versammlung fand auf der Corredera, dem einstigen Turnierhofe der Ritter, statt, der seine alte Gestalt unverändert erhalten hat. Die Corredera ist rings von Arcaden eingeschlossen, und einzelne Häuser haben bis in das dritte Stockwerk arabische Säulenreihen; alle Balkone bis zu den Dächern hinauf waren von einer zahllosen Menge besetzt, Frauen und Männer zum Schutz gegen die Sonne unaufhörlich die Fächer bewegend; Teppiche, Kränze, Fahnen und Inschriften zierten sämmtliche Häuser. Ueber den Gipfel des höchsten Hauses neigte sich die Blätterkrone jenes vielhundertjährigen Palmbaumes herein, den jeder Besucher Cordovas kennt und der sich an der Hauptstraße in einer Art hängenden Gartens befindet. Der Platz, der ungefähr 20000 Menschen fassen mag, war theils von der städtischen Einwohnerschaft, theils von den Bauern aus der nahen und fernen Umgegend angefüllt. Im Hintergrunde hielt eine stattliche Schar berittener Bauern und Landedelleute. Als nun Garrido vortrat und mit seiner alles beherrschenden Stimme in einigen schlichten Sätzen das Programm seiner Partei entwickelte, da erbrauste ein Beifallssturm, daß das sonst so stille und ausgestorbene Cordova in seinen Grundfesten zu beben schien; alles drängte sich herzu, um ein paar freundliche Worte von dem Volksmanne zu erhalten. Diese Huldigungen wurden andern Tags in Sevilla fortgesetzt, dann in Cadix und in Jerez.

An dem letztern Orte wurde Garrido eine besonders sinnige Anerkennung zutheil; man lud ihn nämlich zu einer Agape in einem Arbeiterverein ein, der sich nach den von ihm in einem Buche über die Cooperation entwickelten Grundsätzen gebildet hatte. Diese Arbeiter, die zuvor in äußerst dürftigen Umständen gelebt, hatten mit ihren gemeinschaftlichen Ersparnissen ein bebaubares Grundstück erworben, durch gemeinschaftliche Arbeit am Sonntage in guten Stand gesetzt und seit Jahren einen Wein gezogen, der dem Namen Jerez alle Ehre macht. Garrido verfehlte nicht, auf diese Thatsache in den Cortes triumphirend hinzuweisen, wenn von gegnerischer Seite der geläufige Vorwurf der communistischen Bestrebungen in Andalusien wieder erhoben wurde. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß Fernando Garrido selbst von allen communistischen Anwandlungen frei sei; der vieljährige Verkehr mit den Radicalen in Frankreich, Belgien und der Schweiz drängte ihn eigentlich fast mit Nothwendigkeit nach dieser Richtung.

Aber mit dem ihm eigenen praktischen Blicke erkannte er von Anfang, daß es alles verderben hieße, wenn man zur Stunde in Spanien den Socialismus oder gar Communismus predigen wollte. Dafür muß er sich's nun freilich gefallen lassen, von dem Hohenpriester der Sekte, Bakunin, Verräther gescholten zu werden; Bakunin hätte gewünscht, daß man nach der Septemberrevolution mit Spanien zum ersten mal sein Universalrecept versuche, den Staat und die Gesellschaft in ihre Atome zu zerbrechen, um sich aus dem Chaos eine neue gesündere Gesellschaft herausentwickeln zu lassen. Fernando Garrido

begreift aber überhaupt so gut die politischen Nothwendigkeiten, daß er statt die Gegensätze aufs äußerste zuzuschärfen, vielmehr stets eifrig bedacht war, verwandte Elemente aus andern Parteien, aus den Reihen der Demokraten oder Progressisten heranzuziehen. Kaum hatte sich einmal unter einer dieser Parteien Uneinigkeit gezeigt oder die Geneigtheit, Zugeständnisse an die Republikaner zu machen, so konnte man ihn Tag und Nacht beschäftigt sehen, diesen Umstand auszubeuten und eine Vereinigung mit seiner Partei anzubahnen. Ließ er sich hierbei von seinem warmen Blute manchmal zu weit hinreißen, so bewährte er doch im allgemeinen in der Beurtheilung der jeweiligen Lage einen ungemein sichern Blick, und einige seiner Artikel in der „Igualdad" waren geradezu die journalistischen Ereignisse des Jahres.

Was ihn als Redner bei der Mehrheit besonders gefürchtet machte, ist außer seinem Freimuthe sein staunenswerthes Gedächtniß, das ihm in jedem Augenblicke alle gewünschten Zahlen und Thatsachen zur Verfügung stellt, sowie seine vollkommene Kenntniß aller in die Oekonomie einschlagenden Fragen, wodurch er mehr als einmal die Minister in Verlegenheit brachte. Eine kleine Marotte Garrido's, von der er, wie es scheint, in seinem Alter nicht mehr lassen mag, ist seine Anhänglichkeit an Espartero, dem er seinerzeit näher gestanden hatte. Bei der Verhandlung über die Regierungsform empfahl er den Monarchisten, doch wenigstens nur einen Spanier, Espartero, zu wählen, und er begann nun eine Lobrede auf Espartero, die nicht sobald ihr Ende gefunden hätte,

wenn nicht sein weiser Freund Figueras mit discreter Mahnung dazwischengetreten wäre.

Einer der unermüdlichsten Redner der Linken ist Garcia Lopez, auch einer von denjenigen, die schon 1854 gegen die Monarchie gestimmt hatten. Es verging selten ein Interpellationstag — der Sonnabend war meist für die Interpellationen eingeräumt — ohne daß Garcia Lopez das Wort ergriffen hätte, um der Regierung und den einzelnen Parteien der Mehrheit ein langes Sündenregister vorzuhalten. Ueberall sah er nur Bestechung, Verschwörung gegen die Freiheit, offene Reactionsbestrebungen, Versuche der Restauration der Bourbonen, und sein Schlußwort war immer, daß es nur Ein Mittel gebe, diesen unerträglichen Zuständen ein Ende zu machen, nämlich die schleunige Errichtung der Republik. Gewiß wäre dieser eintönigen Weise bald jedermann überdrüßig geworden, wenn nicht seine ausnehmend elegante Sprache, der schöne Vortrag, eine herrliche Stimme und edle Geberde und seine außerordentliche Kaltblütigkeit dem allgemeinen Sturme gegenüber, den er erregte, immer wieder einen neuen Reiz ausgeübt hätte. Und schließlich grollten ihm meist auch seine Gegner nicht allzu lange, da er, wenn er sie auch in Masse mit nie abnehmendem Ungestüm angriff, doch stets gegen die einzelnen die ausgesuchteste Höflichkeit beobachtete.

Ein Schwärmer ganz eigener Art ist der catalonische Abgeordnete Suñer y Capdevila. Nach seiner Ansicht rührt der ganze heillose Zustand, in dem sich Spanien

befindet, von dem frühern kirchlichen Drucke her; und da weiter nach ihm die positiven Religionen nur dazu dienen, die Köpfe zu verwirren und wahre Sittlichkeit zu verhindern, so hat er es zu seiner Lebensaufgabe gemacht, die positive Religion und die Idee Gottes bei seinen Landsleuten auszurotten und durch die Lehre Moleschott's und französischer Materialisten zu ersetzen. Spanien wurde mit seinen Flugschriften überschwemmt und mit den Antwortschriften an seine Gegner; in allen Kirchen anathemasirte man ihn, während ihm die akademische Jugend zujubelte. Endlich kam der von ihm längst herbeigewünschte Tag, da er in den Cortes selbst gelegentlich der Frage über religiöse Duldung das Wort ergreifen und seine Ansichten entwickeln konnte. Leider that er dies in ziemlich unpassender Weise. Er verbreitete sich lange über den Ursprung der Religionen überhaupt, über Religionsvergleichung und verlor sich sodann in endlose trockene Commentare über neutestamentliche Stellen, welche nach seiner Ansicht gegen die Göttlichkeit Christi zeugten. Der Präsident hatte ihn schon mehrmals zur Sache zurückgerufen und entzog ihm endlich, und zwar auf ziemlich derbe Weise, das Wort. Suñer y Capdevila verließ den Saal, und ihm folgte allmählich die ganze Linke, unter der freilich die Hauptführer im Augenblick nicht anwesend waren. Es gelang übrigens durch rasch angeknüpfte Unterhandlungen zu verhindern, daß diese Secession ernstere Verhältnisse annahm. Suñer y Capdevila hat dem, was er für seine Mission hält, seine ganze Lebensstellung aufgeopfert, er hat für einen ruhigen Beruf endlose Quälereien und

Verfolgungen eingetauscht, und er muß sich tägliche Entbehrungen auferlegen. Dabei ist er von einer sprichwörtlichen Sittenstrenge, so zwar, daß der Umgang mit ihm nicht sehr leicht ist, weil er über Dinge, die man einander im gewöhnlichen Leben sonst leicht verzeiht, nicht hinwegsehen kann. Ein materialistischer Ascetiker in Spanien, gewiß ein seltsames Schauspiel! Uebrigens haben die von ihm angeregten Streitfragen den unbestreitbaren Vortheil gehabt, den katholischen Klerus Spaniens aus jahrhundertelangem geistigem Schlaf aufzurütteln und ihn zur Selbstvertheidigung mit wissenschaftlichen Waffen statt mit Verfluchungen und mit Verfolgungen zu nöthigen.

Unter der Schar der Jüngern ist in erster Reihe der Akademiker Sanchez Ruano zu nennen, ein glänzendes Rednertalent. Sanchez Ruano verfügt mit wahrer Virtuosität über die Sprache und im aufgeregtesten Kampfe ist sein Satzbau und die Wahl seiner Worte so tadellos wie in der wohlvorbereiteten Rede. Trotz seiner Jugend ist Ruano von einer seltenen Kaltblütigkeit; auf die säbelrasselnden Reden eines Prim oder Topete antwortet er lächelnd und mit Sarkasmen. Sanchez Ruano ist unitarischer Republikaner und unterscheidet sich hierdurch von der ganzen übrigen Minderheit: ein Unterschied, dem übrigens lange nicht die Bedeutung zukommt, welche die Gegner ihm zuschreiben wollten, denn Figueras hat mehrmals in den Cortes geäußert: Gebt uns nur einmal die unitarische Republik, wir werden dann schon zufrieden sein und nur zusehen, dieselbe zur föderativen zu entwickeln.

Neben Sanchez Ruano ist Abarzuza zu nennen, Freund und Schüler Castelar's. Obwol Andalusier verschmäht er den Zierrath überschwenglicher Bilder und Redeblumen; er spricht mit südlicher Leichtigkeit und Sicherheit, sucht keine Knalleffecte, sondern will ausschließlich durch die strenge Logik seines Gedankenganges fesseln; er ist einer der correctesten und elegantesten Redner der Kammer, und es kommt ihm eine sehr gewinnende Persönlichkeit und eine äußerst sympathische Stimme sehr zu statten.

Wenn wir noch den Arbeiter Cala und die beiden Mitglieder Palanca und Serraclara, denen kaltes, logisches Raisonnement in gleichem Grade eigen ist, anführen, so haben wir so ziemlich das Verzeichniß der bedeutendsten Kräfte der Linken erschöpft. Gewiß, diese Minderheit besaß in der Mannichfaltigkeit ihrer Talente Hülfsquellen, die manchen Sieg verbürgten. Sie hat in den parlamentarischen Kämpfen eine unerschütterliche Ausdauer und zugleich taktvolle Mäßigung bewiesen. Die wirklichen liberalen Errungenschaften der Septemberrevolution, vor allem aber die Anerkennung der religiösen Duldung, sind ihr wesentliches Verdienst. Was sie aber aufs schärffste von den frühern „historischen Parteien" Spaniens unterscheidet, das ist die Uneigennützigkeit — kein einziges ihrer Mitglieder hat ein Staatsamt angenommen — die Abwesenheit aller persönlichen Eifersüchteleien und das fortwährende Streben, jede auch noch so unbedeutende Frage alsbald in die Region der Wissenschaft und der Grundsätze zu erheben. Auf dieser Seite des Hauses wehte europäische Luft; auf dieser Seite fühlte

man den Zusammenhang mit dem modernen Cultur- und Staatsleben Europas: dies wurde von allen Zuhörern auf den Tribünen der Cortes anerkannt, mochten sie im übrigen einer politischen Richtung angehören, welcher sie nur wollten.

Nachdem wir die hervorragendsten Abgeordneten der linken Seite des Congresses charakterisirt haben, wenden wir uns jetzt der rechten Seite zu.

Hier nehmen die beiden Mitglieder des „weißen Berges", die Karlisten Vinader und Cruz Ochoa, eine entschiedene Sonderstellung ein. Sie sind die einzigen Vertreter der karlistischen Partei in den Cortes, aber sie lassen sich dadurch nicht abhalten, bei jeder Gelegenheit ihr Programm unerschrocken zu entwickeln und sich dem Gelächter der Abgeordneten wie der Tribünen, den Anklagen oder Drohungen der Minister und Mehrheitsmitglieder auszusetzen. So versicherte unter anderm Ochoa, er sei ein Mann des Gesetzes und der Ordnung; er sei nicht Absolutist, sondern Liberaler, freilich ein Liberaler, der die Freiheit für das Gute und die Unterdrückung des Schlechten wolle, und er gab dem General Prim, der bedauert hatte, daß man nicht gleich nach der Septemberrevolution seinen Rath befolgt und die Karlisten für Feinde des Vaterlandes erklärt habe, die kühne Antwort, er selbst zwar wolle den Krieg in der Kammer fortführen, aber da die Karlisten nicht auf dem Schlachtfelde besiegt worden seien und niemals Frieden, sondern nur Waffenstillstand geschlossen haben, so seien dieselben in ihrem Rechte, wenn sie den Krieg

als nicht beendigt ansehen; was dieselben also thun, sei nicht Verschwörung, sondern Vertheidigung ihres Rechts. Während er die Bestrebungen der Republikaner edelmüthige Utopien nannte, verhöhnte er mit schärfster Ironie diejenigen, welche plötzlich mit einem Montpensier, einem Ferdinand von Koburg oder einem Herzog von Aosta einen legitimen Thron errichten wollten. „Es gibt nur die eine Legitimität des wahren Monarchen Spaniens: Don Carlos ist unser König und wird es immer sein." Auf den Einwurf des Handelsministers, daß viele Karlisten zu Isabella II. übergegangen seien, antwortete er beißend genug, daß derartige Verräthereien in unserer Zeit nur allzu häufig vorkommen, wie denn jetzt die Mitglieder der Rechten, welche von Isabella mit Gnaden, Besoldungen und Ehren überhäuft worden seien, die Grundsätze der Revolution verkündigten.

Diesen beiden Karlisten stehen am nächsten die drei Vertreter der spanischen Geistlichkeit, der Neokatholik Kanonikus Manterola, der Bischof Moncescillo von Jaen und der Cardinal-Erzbischof von Santiago, drei Männer, die im Kreise der Ihrigen als die ersten Leuchten der katholischen Kirche in Spanien gelten. Ihr parlamentarischer Feldzug war ein ziemlich kurzer, da sie sich nur über die eine Frage, ob Glaubenseinheit oder Glaubensfreiheit, vernehmen ließen; er fiel aber um so unglücklicher für sie aus, als sie nicht nur überstimmt, sondern auch durch die von ihnen dabei an den Tag gelegte haarsträubende Unkenntniß in wissenschaftlichen und politischen Dingen zum Gelächter der Nation und Europas wurden. Kanonikus Manterola

war zuerst ausgerückt, um über das Dilemna zu predigen: Entweder Katholicismus als Staatsreligion oder Atheismus. Wir haben oben schon seine Auslassungen über die Glaubenseinheit angeführt. Was seine Ansichten über das Verhältniß von Staat und Kirche betrifft, so sind dieselben wol am besten durch die gelegentliche Aeußerung gekennzeichnet: „Die Prälaten stehen immer über der Kammer, über Spanien, über der ganzen Welt.“ Da die Kammer auf seine stets in einem sehr ermüdenden weinerlichen Ton vorgetragenen Ergüsse schließlich nur noch mit Lachen antwortete, so blieb der arme Kanonikus bald ganz von den Verhandlungen weg und predigte nur noch in den Conventikeln seiner Getreuen in Madrid; hier erklärte er rundheraus, wie seinerzeit die Gläubigen gegen die Sarazenen Krtuzzüge unternommen hätten, so müßten jetzt alle Katholiken zu den Waffen gegen die Freidenker greifen, unter denen er natürlich auch die gemäßigtsten Anhänger der Cultusfreiheit verstand. Da es bald zu tumultuarischen Auftritten bei diesen Predigten kam — es wurden mit Dolchen versehene Crucifixe geschwungen — und da die Absicht, zum Bürgerkriege zu treiben, immer deutlicher zu Tage trat, so mußte die Polizei dem Kanonikus auch diesen Wirkungskreis verschließen.

Der Ruf, der dem Bischof Moncescillo vorausgegangen war, und die verhältnißmäßig logischen Ausführungen sowie der versöhnliche, freundliche Ton, womit derselbe seine erste Rede einleitete, hatten von ihm Besseres erwarten lassen als von seinem unwissenden und fanatischen Vorgänger. Leider jedoch ist er gleich am

folgenden Tage, da er wieder das Wort führte, von der Höhe der Grundsätze und schönen Theorien ganz zum Gemeinplatz, zu rein pfäffischen Sophistereien und gar zu ordinären Geldforderungen herabgesunken; er protestirte nicht nur gegen die hinsichtlich der Jesuiten, Nonnen und Seminarien ergriffenen Maßregeln, sondern verlangte auch, daß man der Kirche entweder ihre frühern Güter zurückgebe oder dieselbe entsprechend dafür entschädige. Um sich die Ungeheuerlichkeit einer solchen Forderung zu vergegenwärtigen, möge man beiläufig folgende sichere Thatsachen ins Auge fassen: Der spanische Staat zahlt für 26000 katholische Priester jährlich 173 Mill. Realen, wozu noch 13 Millionen für Nonnen in 60 Klöstern und 6 Millionen für Mönche kommen, während Frankreich für 41000 Geistliche katholischen, protestantischen und jüdischen Bekenntnisses nur 160 Millionen bezahlt; dabei darf man nicht vergessen, daß die Geistlichkeit in Frankreich verpflichtet ist, zwischen Aufgang und Untergang der Sonne kirchliche Verrichtungen, wie Taufen, Beerdigungen u. s. w. im Nothfall unentgeltlich vorzunehmen, während der spanische Klerus auch nicht die geringste Handlung umsonst vollzieht; überdies besteht in einzelnen Städten die Sitte des freiwilligen Zehnten, und an unzähligen Orten bringen die Gläubigen zum Gottesdienst am Sonntag ein Brot und eine Kerze für die Geistlichen mit. In Burgos, einer Stadt von 14000 Einwohnern, verzehren die dort seßhaften 1500 Geistlichen mehr, als der Bodenertrag der ganzen Provinz einbringt. Wie man also sieht, ist die Trennung von Staat und Kirche in der That für Spanien eine wirthschaftliche

Lebensfrage. Daß sie aber auch eine Lebensfrage für den geistigen Fortschritt des Landes ist, das haben eben die von so tiefer Unwissenheit zeugenden Reden Manterola's und Moncescillo's am besten bewiesen. Wol schwerlich hätten in einem andern Parlament Europas solche Stimmen des Obscurantismus sich vernehmen lassen können. Und dabei verlangt Moncescillo noch, daß nicht blos der Volksunterricht, sondern auch der Unterricht in den politischen, administrativen, ökonomischen und sogar in den Naturwissenschaften ausschließlich dem Klerus überlassen bleibe. Er hat eine sehr hohe Meinung von der Bedeutung der gegenwärtigen Universitäten Spaniens und von dem wissenschaftlichen Einflusse derselben auf die Welt. Mit Verachtung dagegen redet er von der „anspruchsvollen“ Universität von Paris, und er theilt das Mitleid seines Collegen Manterola mit der armen deutschen Wissenschaft. „Der Congreß soll wissen“, rief er aus, „das, was man deutsche Wissenschaft nennt, stammt nicht aus Deutschland. Deutschland bringt nichts als Nebel und Träumereien hervor; was Deutschland Gutes besitzt, hat es von Teresa de Jesus, von Juan de la Cruz, von Fray Luis de Granada!“ Gefährlicher als solcher Unsinn klang es, als der Bischof schließlich versicherte, 3000 Männer haben ihm geschrieben, sie seien bereit ihr Blut für die Glaubenseinheit zu vergießen. So drohte denn auch dieser heilige Mann offen mit dem Bürgerkriege.

Auch das Ansehen des Cardinals von Santiago war dahin, nachdem derselbe seine erste Rede gehalten hatte. Er wollte die katholische Glaubenseinheit vom philosophi-

schen, geschichtlichen und politischen Standpunkte verthei-digen. In ersterer Beziehung verwechselte er die Einheit Gottes mit der Einheit der geoffenbarten Religion, das Gefühl mit der Vernunft, und erklärte den katholischen Glauben für das einzige Mittel der Erkenntniß Gottes. Als Geschichtskenner litt er Schiffbruch, indem er bestritt, daß die Kirche jemals die Ketzer verfolgt habe, und als Politiker, indem er Rom in Betreff der Duldung der Juden und Protestanten vertheidigte, da die erstern seit dem heiligen Petrus, die letztern seit der Intervention der Diplomatie in der päpstlichen Stadt wohnen dürften, Auf diese Ausführungen gab der damalige Justizminister Zorilla die ganz passende Antwort: „Die Geschichte unserer Unduldsamkeit ist die Geschichte unserer Sklaverei und Erniedrigung, des Untergangs unserer Industrie und Landwirthschaft. Die Gewissensfreiheit ist berufen, den Krebsschaden des Indifferentismus, der unsere Ge-sellschaft zerstört, zu beseitigen. Im Namen der Into-leranz werden die Katholiken in Schweden und Polen, die Christen in Syrien verfolgt; die in diesen Ländern verfolgten Katholiken und Christen verlangen nichts anderes als unser Verfassungsausschuß, nämlich Tole-ranz."

Ueber das ganze Auftreten dieser einst so mächtigen Partei sprach sich ein sehr gemäßigtes ministerielles Blatt: „El Imparcial", folgendermaßen aus: „Welch ein unglück-licher Feldzug, den die Neokatholiken in der constituirenden Versammlung führen! Selbst die unvorhergesehensten Umstände begünstigen dieselben, und doch wie wenig ent-sprechen sie dem Rufe, der ihren gefeiertsten Eminenzen

vorausgegangen! Was ist mit dieser Schule vorgegangen, die gestern noch so anmaßend und herrschsüchtig war, daß sie, obwol wesentlich religiös, doch Lösungen für alle gesellschaftlichen und staatlichen Fragen bereit hatte und sich im Alleinbesitz der Wahrheit glaubte? Man sieht dieselbe heute so verwirrt, so schwankend, daß sie kaum im Stande ist, in dem Kampf der großen Ideen die abgestandenen Spitzfindigkeiten einer discreditirten Rechthaberei vorzubringen."

Von dieser Gruppe sind nur durch eine dünne Scheidewand getrennt die Ueberbleibsel der Partei der Moderados. Dieselben hatten anfangs an den Verhandlungen und Abstimmungen so gut wie keinen Antheil genommen, da diejenigen, welche nach der Flucht der Königin im Lande geblieben sind und noch nicht auf alle politische Thätigkeit verzichtet haben, sich noch nicht über den unfruchtbaren Groll gegen jene Minister emporschwingen konnten, welche der Königin den nach ihrer Ansicht voreiligen Rath gegeben hatten, das Reich zu verlassen. Erst im Frühjahr ist einer ihrer Hauptführer, Graf San-Luis, dazu gelangt, an eine durchaus pessimistische Schilderung der Lage den Vorschlag zu knüpfen, die Partei solle sich auf der Grundlage der vollendeten Thatsachen neu bilden und vor allem die Täuschung aufgeben, es lasse sich eine Restauration mit bewaffneter Gewalt durchführen. Für die Grundsätze der Moderados kämpft, wenn er sich auch nicht offen unter die Fahne derselben stellt, Canovas del Castillo, ein Reactionär von reinstem Wasser. Derselbe hat seinen officiellen

Platz auf dem äußersten rechten Flügel der Liberalen Union. Er besaß Muth genug, zuerst offen in den Cortes auszusprechen, was so viele seiner Parteigenossen längst heimlich gedacht hatten, daß man bei der Septemberrevolution viel zu große Zugeständnisse an die Partei der Progressisten und Demokraten gemacht habe, und daß es sich jetzt darum handle, durch allmähliches strafferes Anziehen der Zügel den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Volkssouveränetät und Menschenrechte sind für ihn leere Worte, und sein Staatsideal ist ein aufgeklärter Despotismus. Canovas nahm einen besonders lebhaften Antheil an den Verhandlungen über die Regierungsform, und es versteht sich, daß er die neue Verfassung für zu wenig monarchisch erklärte. Er hatte bei dieser Gelegenheit einen glänzenden rednerischen Zweikampf mit Rios Rosas, seinem frühern Collegen, den er mit gutem Grunde des Abfalls anklagte und trotz verzweifelter Gegenwehr sehr bedenklich ins Gedränge brachte. Der Familienstreit zwischen den beiden wäre übrigens wol interessanter gewesen, wenn die Erörterung der Grundsätze die rein persönlichen und Parteirücksichten mehr in den Hintergrund gedrängt hätte. So aber hatten wir blos die Vertreter jener alten historischen Parteien Spaniens vor uns, die nicht sowol durch bestimmte Grundsätze und höhere politische Ziele als durch ehrgeizige Plane zusammengeführt worden sind. Canovas, Rios Rosas und andere rednerische Berühmtheiten der Mehrheit haben sich ihren Ruf hauptsächlich in den heißen Kämpfen erworben, in denen sich die einzelnen Parteien um die Herrschaft stritten; da sie aber niemals, wie die

Republikaner besonders in der Verbannung, ernstliche Studien gemacht haben, so reicht alle ihre natürliche Begabung nicht aus, um die großen Fragen des Tages gründlich zu erörtern.

Der alte „Löwe" Rios Rosas hat zwar bei einigen Gelegenheiten, in größern parlamentarischen Krisen und namentlich wenn er persönlich angegriffen war, noch etwas von dem Feuer und der Kraft früherer Tage gezeigt; aber sobald er das Gebiet rein grundsätzlicher Fragen betrat, sank seine Beredsamkeit auf ein sehr bescheidenes Mittelmaß herab und erschien matt und inhaltsleer, und man sah nur zu deutlich, daß er besonders durch die Transactionen mit den Progressisten und Demokraten den festen Boden unter den Füßen verloren hatte. Der Fortschritt war nie seine Sache gewesen, dagegen hatte er sich stets in seinem Glanze gezeigt, wenn er sich gegen eine Strömung, sei es seiner eigenen Partei, sei es der Kammermehrheit sperren und ein „Bis hierher und nicht weiter!" rufen konnte. Es war ihm beschieden, einen freilich kurzen Abglanz seiner Vergangenheit in dieser Session zu erleben. Als der progressistische Minister des Innern, Sagasta, gegen Ende des Juni seine mit frühern bestimmten Erklärungen in Widerspruch stehende reactionäre Auffassung der Ausübung der Menschenrechte zur Geltung brachte und sogar die der offenbaren Verletzung der neuen Verfassung angeklagten Statthalter nachdrücklich vertheidigte, da hielt Rios Rosas seine Zeit wieder für gekommen. Er suchte das Ministerium auf dieser Bahn weiter zu drängen, indem er für seinen Schüler, den damaligen unionistischen

Justizminister Martin Herrera, ein Rundschreiben an die Gerichtshöfe verfaßte, in welchem kurzweg jede mit der Monarchie unverträgliche „Handlung" und „republikanische Bestrebungen" insbesondere für strafbar erklärt wurden. In der Rede, mit der er dem unfähigen Martin Herrera in den Cortes zu Hülfe kam, erklärte er geradezu, es sei die höchste Zeit, allen Kundgebungen des Volkes ein Ende zu machen, und er hob zu gleicher Zeit sehr bezeichnenderweise seine volle Uebereinstimmung hierin mit dem Cabinet Prim's hervor. Auf der einen Seite wollte er also seinen Standpunkt ganz mit demjenigen der progressistischen Minister identificiren, auf der andern durch die ihm ergebenen unionistischen Minister dem ganzen Cabinet seine Verhaltungslinie vorzeichnen. Sein Endziel war offenbar, eine ähnliche Lage zu schaffen, wie sie im Jahre 1856 durch die Acta adicional geschaffen worden, durch welche nach dem Staatsstreiche der Unionisten Serrano, Rios Rosas, Dulce, Concha, Ros de Olano, nach der Entwaffnung der Bürgerwehr und der Niederwerfung des Volksaufstandes die Verfassung der Moderados von 1845 wiederhergestellt worden war. Allein Prim, der ohnedies erkannte, allzu lange mit dem von ihm im Grunde des Herzens herbeigewünschten Bruch mit der Union gezögert zu haben, erinnerte sich noch zur rechten Zeit, daß die Freundschaft von Rios Rosas noch keinem Glück gebracht habe. In der That hatte Rios Rosas am meisten beigetragen, das Ansehen der Liberalen Union, die er mitbegründet, zu zerstören; er hatte durch seine Streitigkeiten mit O'Donnell seinen Parteigenossen unberechenbaren Schaden zugefügt, und

die Union hatte sich erst wieder erholt, als Rios Rosas zur Opposition überging. Ohne offen zu brechen, entzogen sich denn die Progressisten, unter Prim's Führung, weislich den Schlingen einer so gefährlichen Bundesgenossenschaft.

Ein anderer, Rios Rosas ebenbürtiger Kämpe der unionistischen Partei, Posada Herrera, beobachtete während der ganzen Session Stillschweigen und trat nur ein einziges mal in die Verhandlung ein, als die übrigens nicht allzu wichtige Frage auf der Tagesordnung stand, ob der künftige Thronerbe „Kronprinz" oder „Prinz von Asturien" genannt werden solle; Posada Herrera vertheidigte mit warmer Begeisterung den durch die Ueberlieferung geheiligten Titel „Prinz von Asturien", der denn auch sein Recht behielt. Sonst übte er aber seinen Einfluß ganz im Verborgenen aus, in den Ausschußsitzungen, in den Parteivereinigungen, im Privatgespräch, und es schien ihm offenbar wichtiger, unter der Hand die einflußreichsten Stellen der Verwaltung und Gerichte mit den Männern seiner Partei zu besetzen, als vorübergehende parlamentarische Erfolge davonzutragen. Den liberalern monarchischen Parteien gegenüber äußerte er sich stets vollkommen zufrieden mit der neuen Verfassung; aber im Kreise der Seinigen gab er die Losung aus, die allzu freisinnigen Bestimmungen derselben einzeln und allmählich durch die Praxis sowie auf dem Wege der organischen Gesetzgebung zunichte zu machen. Posada Herrera hat mit seinem System des Schweigens auch thatsächlich seiner Partei besser gedient als diejenigen, welche die innersten Gedanken derselben ausplauderten und wie Romero Ro-

bledo, Santa-Cruz, Alvares Bugallal durch vorzeitige Angriffe auf das allgemeine Stimmrecht und auf die Religionsfreiheit das Mistrauen der Progressisten und Demokraten weckten. Alle diese reactionären Redner der Liberalen Union wurden aber durch die einzige Rede ihres Parteigenossen, des Ultramarministers Ayala, der bis dahin ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet hatte, weit in den Schatten gestellt. Um nämlich darzuthun, daß die Republik unmöglich das Ergebniß der Septemberrevolution sein könne, führte derselbe aus, daß nicht nur die republikanische Partei, sondern auch das ganze spanische Volk, „eine niedrige, gleichgültige und unpatriotische Menge", nicht den geringsten Antheil an der Septemberrevolution habe, sondern daß diese das ausschließliche Werk der Generale und der conservativen Klassen sei. Da er mit aller Ueberlegung und Ruhe sprach, so glaubte jedermann, er trete als Stimmführer jener unionistischen Fraction auf, die durch Canovas ihren ersten schüchternen reactionären Versuch gemacht hatte, und er wolle jetzt mit Einem Schlage die reactionären Unionisten von den liberalen Parteien trennen. So entstand denn eine ungeheuere Aufregung, namentlich unter den Progressisten; von allen Seiten rief man „Zur Ordnung!", und als endlich durch die Bemühungen des Präsidenten einige Ruhe hergestellt war, erhob sich Topete, um seinem Collegen entschieden zu widersprechen; er sagte, daß viele Republikaner sich ihm angeboten haben, um die Revolution zu machen, und er nannte einige derselben mit Namen. Serrano selbst erklärte, er bedauere herzlich den Zwischenfall; die Minderheit sei sehr

würdig, sehr loyal, sehr intelligent und patriotisch; sie habe bei der Revolution mitgewirkt; das Volk sei für diese vorbereitet gewesen; wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte die Revolution offenbar nicht statthaben können. Am folgenden Tage mußte Ayala seine Entlassung nehmen. Mit ihm schied der vollkommen richtige Typus eines durch ein Pronunciamiento emporgekommenen spanischen Würdenträgers aus dem Cabinet. Poet von Beruf, wurde er für seine Betheiligung an der Revolution, beziehungsweise für die Abfassung des cadixer Manifestes und des Briefes, den Serrano vor der Schlacht von Alcolea an Novaliches schickte, mit dem Portefeuille des Ultramarministeriums belohnt, d. h. es wurde ein gänzlich unerfahrener Mann an die Spitze der Colonien gestellt, in einem Augenblicke, wo auf Cuba der furchtbarste Aufstand losbrach und sonst Schwierigkeiten aller Art sich erhoben. Ayala betrachtete wie seine Vorgänger und Nachfolger seinen wichtigen Posten nur als angenehme Sinecure und als Mittel, seine sämmtlichen Verwandten und Freunde mit einträglichen Aemtern zu beglücken. Um von dieser Wirthschaft, die übrigens durchaus nicht vereinzelt dasteht, einen Begriff zu geben, sei nur die fast unglaubliche Thatsache berichtet, daß einmal auf einem und demselben Schiffe, das nach der Havana ging, drei für einen und denselben Posten ernannte Beamte sich befanden; zwei davon waren sogar an dem nämlichen Tage ernannt worden; der ersternannte erklärte, da er nicht abgesetzt sei, so werde er sein Amt gegen jeden andern mit den Waffen vertheidigen.

In ähnlicher Weise wie Ayala waltete der unionistische Minister des Auswärtigen, Lorenzana, seines Amtes. In der Kammer stammelte er nur einigemal einige Worte, gerade genug, um zu zeigen, daß er über das, was in seinem Departement vorging, schlecht unterrichtet war; im übrigen beschränkte sich seine Thätigkeit darauf, die Beschlüsse seiner Collegen, namentlich der militärischen, die mit der Feder nicht gut umzugehen wußten, in reines Castilianisch zu übersetzen. Lorenzana nahm seine Entlassung als Minister, nachdem er wiederholt von Olozaga bloßgestellt worden war, der hinter seinem Rücken bald in Portugal, bald in England, bald in Paris, bald in Florenz einen König für Spanien suchte und immer in einer für die Ehre des spanischen Namens empfindlichen Weise zurückgewiesen wurde.

Die hervorragendste Erscheinung im unionistischen Lager war General Serrano, bis er vom Ministertische (ein Meisterstück der Berechnung Prim's!) in die glänzende, aber jedes Einflusses bare Stellung des Regenten versetzt wurde. „Der hübsche General", der einst der Held des ersten Liebesromans Isabella's gewesen war, hat an männlicher Würde gewonnen, was ihm die Jahre von seiner Jugendschönheit geraubt; ein mit einem solchen gewinnenden Aeußern verbundenes Gefühl für Takt, das ihm freilich nicht immer ganz treu blieb, verlieh ihm den natürlichen Beruf, die Regierung der Septemberrevolution vor der Kammer und dem Lande zu vertreten. Er war es, der in der Sitzung, durch welche die constituirenden Cortes eröffnet wurden, nachdem durch die widersprechenden Hochrufe auf die Monarchie, auf

die demokratische Monarchie, auf die Republik ein großer Tumult entstanden war, mit Geistesgegenwart die Ordnung wiederherstellte, indem er ausrief: „Ich bringe das einzige Hoch aus, das in diesem Augenblicke angemessen ist, es lebe die Souveränetät der constituirenden Cortes!" Serrano hat sich auch am besten von allen Ministern gehalten, als es sich darum handelte, Rechenschaft von der Geschäftsführung der povisorischen Regierung abzulegen; er zeigte sich damals ganz von der schweren Verantwortlichkeit seiner Stellung durchdrungen, berief sich mehr auf die Nachsicht der Versammlung als auf seine Leistungen, und verrieth nicht die geringste Empfindlichkeit über die lebhaften Angriffe der Opposition; ein wohlthuender Gegensatz zu Prim, der in seinen Reden den Hintergedanken durchblicken ließ, daß die Geschicke Spaniens von seiner Persönlichkeit abhingen, und im Tone gekränkter Würde bemerkte, er bedürfe eine große Dosis von Liberalismus und Geduld, um sich Tag für Tag den Nadelstichen der Opposition auszusetzen. Einigemal freilich verließ auch Serrano sein Takt und er widerstand nicht der Anwandlung, wie sein College Prim mit dem Säbel zu rasseln; so namentlich einmal, als einige Demokraten und Republikaner den Antrag gestellt hatten, das Benehmen des bourbonischer Umtriebe dringend verdächtigen und gegen die Regierung widersetzlichen Patriarchen von Indien, Prokaplans des Palastes und frühern Almoseniers der Königin, für ordnungswidrig und ungeziemend zu erklären. Serrano gerieth über diesen Antrag in eine unerklärliche Aufregung und rief, wie wenn er ganz den Kopf verloren hätte, er werde fort-

gehen, wenn man den Antrag nicht zurückziehe. Das Haupt der Demokraten, Martos, und einige Republikaner antworteten hierauf, er möge nur gehen, und von anderer Seite vernahm man die Aeußerung, man drohe offenbar mit einem Staatsstreiche, worauf Serrano unvorsichtigerweise ausrief: „Wenn ich einen Streich ausführen will, so führe ich ihn aus, ohne zuvor davon zu sprechen; auf eine gewisse Art von Angriffen kann ich blos auf einem gewissen Terrain antworten.“ Dies war freilich weniger die Sprache des Siegers von Alcolea als des Generals, der seinerzeit die Cortes bombardirt hatte. Die Ungeduld, die auch ihn manchmal überkam, erklärte sich einfach daraus, daß eben auch ihm die Revolution weit über den Kopf hinausgewachsen ist. Er hatte geglaubt, das Schwierigste werde mit der Vertreibung Isabella's geschehen sein, deren Stelle einfach Montpensier einnehmen werde; und nun erhob sich durch den zum Gelingen der Revolution unerlaßlichen Bund mit den Progressisten und Demokraten und durch das Auftreten der republikanischen Partei eine unabsehbare Reihe von Schwierigkeiten und von Fragen, mit denen sich zu beschäftigen ihm seine Laufbahn und seine persönliche Neigung seither nicht gestattet hatten. Prim vereitelte nicht nur die Candidatur Montpensier's, sondern auch alle andern; und besonders die Republikaner brachten philosophische und staatswissenschaftliche Fragen auf das Tapet, die ihm gänzlich unbekannt und darum schon höchst widerwärtig waren. In letzterer Beziehung war Serrano's Haltung besonders während der Verhandlungen über die Religionsfreiheit sehr charakteristisch; er

ließ sich wol, getreu der Vereinbarung mit den liberalen Parteien, gern gefallen, daß die Religionsfreiheit durch die Verfassung festgestellt wurde; um so weniger aber waren gewisse religionsphilosophische Reden nach seinem Geschmack. Und als Suñer y Capdevila die Renan'schen Ansichten vortrug, that er die naive Aeußerung, er könne nicht dulden, daß man sich in das Privatleben Christi mische. Serrano umgibt sich vorzugsweise mit Männern von untergeordneter Bildung; ihnen klagt er seine Unlust über die ausgeartete Revolution, und ihnen bekennt er, daß er am liebsten alles im Stich ließe, ins Ausland ginge und daselbst ein ruhiges Leben führte. Er ist im Grunde des politischen Lebens herzlich müde.

Noch mehr als Serrano ist aber der Brigadier Topete, dem das Portefeuille des Marineministeriums zugewiesen wurde, durch den Gang der Revolution enttäuscht worden. Er hatte sich zum Verrath an seiner Königin nur durch die feste Zuversicht bestimmen lassen, daß der Herzog von Montpensier unmittelbar den Thron besteigen und daß sonst, etwa abgesehen von einigen liberalen Reformen, alles beim alten bleiben werde. Durch die Naivetät, womit er bei jeder Gelegenheit bekannte, daß er nur dem Herzog von Montpensier zu Liebe an dem Pronunciamiento sich betheiligt habe, wurde er das wahre enfant terrible des Cabinets. Wenn die Republikaner wissen wollten, wie es mit der Frage der Throncandidaten stehe, so brauchten sie nur einen Ausfall gegen Montpensier zu machen; Topete erhob sich sodann unfehlbar in großer Aufregung von seinem Sitze und theilte mit, welche Aussichten Montpensier habe und welches die

Anschauungen seiner Collegen im Ministerium überhaupt seien. Es half dann sehr wenig, wenn nach ihm Prim oder ein anderer Minister erklärte, Topete habe nur seine Privatmeinung ausgesprochen. Um Topete's Unmuth zu beschwichtigen, wandten seine Collegen stets das eine Mittel, das nie seine Wirkung verfehlte, an, daß sie das ganze Verdienst der Befreiung des Landes von der Tyrannei Isabella's seiner Tapferkeit und Vaterlandsliebe zuschrieben und ihn mit Lobsprüchen aller Art überhäuften. So bildete sich in dem biedern Topete immer mehr die Meinung aus, daß er durch sein Pronunciamiento von Cadix gewisse privatrechtliche Ansprüche auf die ganze Septemberrevolution erworben habe und diese vor Verunreinigung durch fremdartige Elemente schützen müsse. Er ließ sich hierdurch manchmal verleiten, Gebiete zu betreten, die ihm unbekannt waren, und richtete dann bedeutende Verwirrung an. So hatte er sich bei den Verhandlungen über die Religionsfreiheit, nachdem er sich wie seine militärischen Collegen im Ministerium mehrere Tage bei den einschlägigen religionsgeschichtlichen und philosophischen Ausführungen entsetzlich gelangweilt hatte, auf einmal mit seinem ganzen Ungestüm dagegen erklärt, daß der Atheismus unter der Aegide der Revolution sich einschleiche. Die Neokatholiken, die stets auf der Lauer waren, um jede Blöße der Regierung zu benutzen, formulirten flugs den Antrag: „Die Cortes erklären, mit tiefer Misbilligung die antikatholischen Kundgebungen während der Verhandlung über die Glaubensfreiheit vernommen zu haben"; und man hatte alle Mühe, diesen Streich zu pariren. Topete

selbst und Serrano beeilten sich, da sie denn doch, auch wenn sie sich durch ihr Temperament und den empfindlichen Mangel an staatsmännischer Bildung zu derartigen Misgriffen hinreißen ließen, immer noch mit Eifersucht auf ihren liberalen Ruf bedacht waren, die Zurücknahme jenes Antrags zu verlangen, da das Recht der Abgeordneten in keiner Weise beschränkt werden dürfe.

Man könnte fast zweifeln, ob man Salustiano Olozaga noch zu der Partei der Unionisten oder wirklich zu den Progressisten zu zählen habe, als deren Führer er sonst neben Prim gelten möchte. In allem, was er unmittelbar nach der Septemberrevolution that und sprach, konnte man wenigstens nicht so sehr einen Progressisten, der mit der Revolution demokratische Grundsätze angenommen, als einen Unionisten finden, der bemüht war, die ganze Bewegung gleich in ihren Anfängen wieder zum Stillstande zu bringen. Am 18. Oct. noch hatte die ganze Bevölkerung Madrids Olozaga mit Jubel begrüßt; man glaubte eben an ihm noch den freisinnigen Mann zu besitzen, der er zwei Jahrzehnte früher gewesen war; allein eine Enttäuschung folgte der andern, als derselbe damit begann, die Auflösung der Junten, der natürlichen Organe der Revolution, zu unterstützen, als er sich gegen die unverweilte Abschaffung der Sklaverei aussprach, der Proclamation der Cultusfreiheit entgegentrat und überall zu verstehen gab, das einzige und letzte Ziel der Revolution sei der Sturz Isabella's gewesen. Je mehr er durch ein solches Auftreten ein Mann der Unionisten wurde, desto mehr verlor er an Beliebtheit

und Ansehen bei denjenigen, welche das Pronunciamiento der Generale zu einer wirklichen Volksrevolution zu entwickeln trachteten. Schlagend zeigte sich dies im Februar bei der Wahl des Cortespräsidenten. Die Unionisten hatten Olozaga mit großer Zuversicht als den künftigen Präsidenten angekündigt; man hatte ihm wiederholt nach Paris, wo er Gesandter beim Tuilerienhofe war, geschrieben, daß seine Erwählung gar keinem Zweifel unterliege; man hatte ihn beschworen, nach Madrid zu kommen, da er allein die Situation retten könne, und man hatte endlich die frohe Nachricht von seiner bevorstehenden Ankunft durch alle Organe ausposaunt. Schon befand sich auch Olozaga auf der Fahrt, als die Unionisten zu ihrem Schrecken erfuhren, daß der Parteigenosse desselben, Prim selbst, und der Führer der Demokraten, Rivero, zusammen gearbeitet und schon eine erdrückende Mehrheit von Stimmen für Rivero's Präsidentschaft vereinigt hatten. Sie mußten gute Miene zum bösen Spiel machen, sich gleichfalls für Rivero erklären und Olozaga abtelegraphiren. Das Telegramm suchte denselben vergeblich von Irun an bis Valladolid. Inzwischen hatte Olozaga bereits eine Reihe tragikomischer Enttäuschungen erlebt. Von der Grenze an waren die Bevölkerungen auf jeder Station aufgestellt, um den herannahenden Zug mit Hochrufen zu begrüßen. Allein diese galten nicht Olozaga, sondern dem unscheinbaren Männchen, das neben ihm im Wagen saß, dem republikanischen Abgeordneten für Barcelona, Pi y Margall, der aus dem Exil nach Madrid zurückkehrte. Dies war noch nicht genug. In Miranda verlangte die Volksmenge

mit lautem Geschrei, das Zollamt solle genau die Koffer Olozaga's untersuchen, in denselben müsse der neue König und der Papst stecken — eine Anspielung auf Olozaga's Widerstand gegen die Religionsfreiheit und auf seine Bemühungen, den Herzog von Aosta auf den Thron zu bringen. Dies war so wenig nach seinem Geschmack, daß er verlangte, man solle ihm einen besondern Zug geben, er könne nicht abwarten, bis die Zollgeschäfte erledigt seien. Von Valladolid an, wo ihn das Telegramm seiner Freunde endlich traf, hatte er keine so große Eile mehr. Als er in Madrid ankam, empfingen ihn drei, vier Bekannte ganz in der Stille. Er machte dem unschuldigen Ultramarminister und dem Marschall Prim heftige Vorwürfe, umarmte seinen siegreichen Gegner Rivero mit diplomatischer Herzlichkeit und zog sich geräuschlos auf die Zeit von mehrern Wochen in das entfernte Vigo zurück.

Aus diesem Schmollwinkel kehrte er nur in die Hauptstadt und in die Cortes zurück, um in den Berathungen des Verfassungsausschusses mit unermüdlicher Thätigkeit und ohne Rücksicht auf die Mittel dafür zu wirken, daß, wie er gleich nach der Septemberrevolution angekündigt hatte, „die Monarchie mit allen ihren Attributen" errichtet werde, um an fast allen europäischen Höfen wegen eines passenden Monarchen anzupochen und um schließlich die Einführung der vollen Religionsfreiheit zu bekämpfen. In der erstern Beziehung wurden zwar seine Bemühungen von einem vollständigen äußern Erfolge gekrönt, indem der entschieden monarchische Charakter der neuen Verfassung selbst von einem Rios

Rosas und Posada Herrera anerkannt wurde. Um so mehr schädigte er aber das monarchische Princip selbst und das Ansehen der monarchisch-demokratischen Partei durch die Ungeduld und die Ungeschicklichkeit, womit er bald hier bald dort im Auslande einen König für Spanien erbettelte. Der eifersüchtige Nationalstolz der Spanier verübelte es ihm sehr, daß er es für seine erste Aufgabe hielt, den Kaiser der Franzosen darüber zu beruhigen, daß die Gründung einer neuen Monarchie das unfehlbare Ergebniß der Septemberrevolution sein, und daß nur ein dem Kaiserreiche angenehmer Monarch auf den Thron Spaniens berufen werden würde. Am meisten hat aber die unwürdige Komödie, die man hauptsächlich auf sein Betreiben mit der Candidatur Ferdinand's von Koburg vor dem spanischen Volke aufführte, dazu beigetragen, die Herstellung einer Monarchie in Spanien vorderhand unmöglich zu machen. Ferdinand hatte bekanntlich in der bestimmtesten Weise abgelehnt, und zwar mit dem beschämenden Beifügen, daß er nicht einmal eine Abgesandtschaft empfangen werde. Er hatte offenbar die vollkommen richtige Ueberzeugung, daß die Ränkemacher an der Spitze der monarchisch-demokratischen Mehrheit sich seiner nur als eines Werkzeugs für ihre ehrgeizigen Plane bedienen wollten; und er hatte hierin einen größern Scharfblick bewiesen als Olozaga, der in der That an die Geneigtheit eines Prim glaubte, seine Machtvollkommenheit in die Hände dieses Fremden niederzulegen. Das Maß aller denkbaren Lächerlichkeiten erschöpfte Olozaga jedoch, indem er noch an demselben Tage, an welchem die Ablehnung Ferdinand's eintraf,

in einer Vereinigung der Mehrheit seiner neuen Candidaten den Herzog von Aosta ebenso warm anpries, wie zuvor Ferdinand von Koburg. Dies war denn doch selbst seinen Parteigenossen zu stark; in der Bevölkerung aber erhob sich ein Sturm der Entrüstung, als dieselbe erfuhr, daß Olozaga, nachdem er soeben sein Vaterland vor Portugal erniedrigt, dasselbe nun auch noch vor Italien bloßstellen wollte.

Von der Mehrzahl seiner progressistischen Parteigenossen hatte sich Olozaga abgetrennt, indem er bei seiner Rückkunft auf die Frage derselben, ob die Religionsfreiheit nicht in seinem Programm Platz fände, mit aller Entschiedenheit antworten zu müssen glaubte: „Niemals, niemals!“ Zunächst hatte er eben damit nur eine schickliche Entschuldigung, ihn nicht zum Cortespräsidenten zu ernennen, geliefert. Namentlich die demokratische Partei aber erbitterte er durch die Umtriebe und Ränke, womit er im Verfassungsausschusse zuerst gegen die Religionsfreiheit überhaupt und dann gegen eine von allen Zweideutigkeiten freie Fassung des Artikels über die Religionsfreiheit zu wirken suchte. Olozaga opferte, was noch von seiner frühern Beliebtheit übriggeblieben war, um des im Grunde doch sehr unbedeutenden Erfolges willen, daß nach Beseitigung der freisinnigen Verbesserungsanträge der betreffende Artikel in der folgenden Weise, die für die Nichtkatholiken etwas Verächtliches in sich schließen sollte, abgefaßt wurde: „Die Nation verpflichtet sich, den Cultus und die Diener der katholischen Religion zu unterhalten; die öffentliche oder private Ausübung irgendeines andern Cultus ist allen in Spanien

wohnenden Fremden ohne weitere Beschränkungen als die allgemeinen Gesetze der Moral und des Rechts verbürgt; wenn etliche Spanier eine andere Religion als die katholische ausüben, so sind auf dieselben alle Bestimmungen des vorausgehenden Paragraphen anwendbar."

Bei einer solchen Haltung, die Olozaga gleich von Anfang an nahm, ist es nicht zu verwundern, daß man schon bei den Corteswahlen gar nicht hatte wagen können, ihn auf die Liste der monarchischen Candidaten in Madrid zu setzen, und daß ihm sogar von den Wählern seiner Heimat Vigo bedeutet wurde, er sei unmöglich, wenn er sich nicht zur Bekämpfung jedes auswärtigen Thronbewerbers verpflichte. Ja später erwies der Republikaner Castelar manchem in der Majorität selbst einen Dienst, indem er mit schneidender Ironie den nachgerade allen unbequem gewordenen Olozaga angriff und unter anderm darauf hinwies, daß derselbe, obwol eins der Häupter der großen progressistischen Partei, doch in fünf Bezirken von verhältnißmäßig unbekannten jungen Candidaten geschlagen und schließlich nur infolge der Protection Espartero's gewählt worden sei; ein Miserfolg, den Castelar lediglich daher leitete, daß Olozaga sich durch seine religiöse Unduldsamkeit, durch sein unrühmliches Werben um einen fremden König, durch sein Verkennen der modernen Ideen um alles Ansehen gebracht habe.

Ein bis ins Kleinliche gehender Ehrgeiz hat aus Olozaga den Hauptvertreter jener „politica personal" gemacht, die schon so viel Unheil über Spanien gebracht

hat, d. h. jener Politik, die blos die Interessen einer Partei oder einzelner Persönlichkeiten verfolgt und weniger durch offene Verhandlung in den Kammern, als durch geheime Abmachungen in den Salons und in den Parteiberathungen zu wirken sucht. Nur um der Mann der Situation zu werden, wie er es eine Zeit lang unter Isabella II. gewesen war, um neue Ehren und Auszeichnungen zu erringen, hat er als Gesandter in Paris seine Ränke für fremde Throncandidaten gesponnen, unbekümmert um die wirklichen Bedürfnisse, Wünsche und die Stimmung seines Volkes. Um sein Müthchen an dem ihm bei der Präsidentenwahl vorgezogenen Rivero zu kühlen, hat er die erste Gelegenheit benutzt, diesen auf hämische Weise in den Cortes zu verkleinern, und damit einen Sturm hervorgerufen, der die Zersprengung der Majorität herbeiführen konnte, freilich aber nur mit einem für Olozaga sehr beschämenden Vertrauensvotum endigte, das die Kammer für Rivero beschloß. Mit diesem seinem Ehrgeize hängt auch die schon früher erwähnte Vorliebe für äußere Repräsentation, Ceremonien und Pracht zusammen; hieraus ist es hauptsächlich zu erklären, daß er nie auf den glänzenden Posten eines Gesandten beim Tuilerienhofe verzichten und ein Ministerportefeuille in Madrid annehmen wollte.

Olozaga genoß früher den Ruf, der erste Redner der spanischen Kammer zu sein. Was auch jetzt noch bei ihm sehr wohlthuend wirkt, ist die Nüchternheit seines Ausdrucks, seine gewählte Sprache und sein correcter Satzbau. Aber statt mit gewaltiger Stimme wie früher seine Hörer zu erschüttern, nimmt er jetzt zu Klagen,

Seufzern und Thränen seine Zuflucht; und seine Rede, der er einen möglichst düstern Charakter leihen möchte, verliert sich oft in ein kaum verständliches Gemurmel. Er ist als Redner nur noch die Ruine des alten Olozaga, und während Castelar seinem frühern Ansehen den Gnadenstoß gab, mußte er es erleben, auch von weit unbedeutendern Gegnern auf den Sand gesetzt zu werden. Da er bei der Verhandlung über die Regierungsform auf die Unfähigkeit des spanischen Volkes für die Republik namentlich aus dem Umstande schließen wollte, daß dasselbe so lange das Joch Isabella's II. getragen habe, so erinnerte ihn der Republikaner Sorni daran, daß er ja selbst sehr bereitwillig von dieser Königin Orden und Besoldungen angenommen habe, und riß ihm überhaupt die Maske vom Gesicht, indem er auf unwiderlegliche Weise darthat, daß er im Grunde nie, wie er sich jetzt rühmt, Opposition gegen die Dynastie selbst gemacht habe. Nach der schon erwähnten Rede, in welcher Castelar so scharf mit ihm ins Gericht gegangen war, versuchte er keine Widerlegung, sondern brachte nur mit stumpfer Ironie ästhetische Bedenken über diesen und jenen Ausspruch vor, was der schlagfertige Castelar mit der vernichtenden Antwort bezahlte, er wünsche, es möchte nie mehr ein Ausspruch Spanien so viel Blut kosten wie der berüchtigte Olozaga's: „Dios salva à la Reina!"

Neben Olozaga muß von der Partei der Progressisten der Minister des Innern, Praxedes Mateo Sagasta, als parlamentarische Größe genannt werden. Auch Sagasta ist, wenn auch freilich nicht so weit wie Olozaga, nachdem er mit der Septemberrevolution zu Würden und Einfluß

gelangt war, hinter den Standpunkt zurückgewichen, den er zuvor eingenommen hatte. In den fünfthalb Jahren, während welcher das Staatsruder in den Händen der Liberalen Union war, hatte die Sache der Freiheit keinen thatkräftigern und ausdauerndern Vertheidiger als Sagasta, und seine flammenden Reden gegen die Regierung O'Donnell's wie die Artikel, die er als Redacteur des Blattes „La Iberia" schrieb, verschafften ihm in ganz Spanien eine große Beliebtheit, die nur noch wuchs, als er infolge der blutigen Ereignisse vom 22. Juni 1866 in die Verbannung wandern mußte. Als er nach der Septemberrevolution auf den wichtigen Posten des Ministers des Innern berufen wurde, hoffte die öffentliche Meinung in ihm den kräftigsten Vorkämpfer der neuen Freiheit und den besten Bürgen dafür zu erhalten, daß die Versprechungen, durch welche man das Volk zur Theilnahme an der Revolution gewonnen hatte, erfüllt würden. Allein der Minister Sagasta schien vergessen zu haben, daß einst der Volkstribun Sagasta für eine vollständige Aenderung der öffentlichen Verwaltung, für Abschaffung der Conscription, der Lotterie, des Salz- und Tabacksmonopols, für Verminderung der Beamtenschaft und des Standes des Heeres unermüdlich und leidenschaftlich gesprochen und geschrieben hatte. Und als das Volk über die Nichterfüllung aller jener Versprechungen unruhig wurde, als Handel und Gewerbe durch die Nichtlösung der schwierigsten, der wirthschaftlichen Frage ins Stocken gerieth, da wußte Sagasta nichts Besseres zu thun, als fort und fort der republikanischen Partei die Schuld an allen Uebelständen zuzu-

wälzen und schließlich Ausnahmsgesetze für das einzige Mittel des Weiterregierens und für den wahren Beweis, daß die neue Regierung eine starke sei, zu erklären, Wenige Wochen, nachdem die Menschenrechte durch den Código fundamental sanctionirt worden waren, erklärte der frühere Freiheitsmann in dem Congreß, daß „die Menschenrechte mit bleiernem Gewicht auf der Regierung lasten". Sein ferneres Walten im Ministerium unterschied sich nur wenig von demjenigen des gestürzten Gonzalez Bravo und erinnerte ganz an das Auftreten jener Progressisten vom Jahre 1856, eines Infante, Ulloa, Zabala und anderer, welche, nachdem sie eine Zeit lang mit ihrer „Unversöhnlichkeit" geprahlt, während fünf Jahren alle reactionären Maßregeln des Cabinets O'Donnell unterstützten. Der Zwiespalt zwischen seiner frühern und neuen Haltung wirkte entschieden lähmend auf das rednerische Talent Sagasta's; es besitzt eben nicht jeder die Gabe eines Billault oder Rouher, reactionäre Maßregeln oder Gesetze mit freisinnig klingenden Redensarten zu vertheidigen und zu empfehlen. Sagasta vertheidigte vielmehr seinen neuen Standpunkt mit derselben heftigen, leidenschaftlichen Beredsamkeit, die allein dem Volkstribunen anstand, und da er, was ernste Gründe und Principien betrifft, den sichern Boden unter den Füßen verloren hatte, so ging er fast immer darauf aus, die allgemeinen Fragen in persönliche zu verwandeln. Hierin überschritt er leicht alles Maß, und mußte seinen Ausfällen nicht selten Entschuldigungen und Abbitten nachfolgen lassen, sodaß er der Würde der Regierung großen Eintrag that, und daß seine leidenschaftlichen

Angriffe seinen Gegnern nicht immer unwillkommen waren. Ein ungünstiges Aeußere, eine heisere Stimme und unedle Geberden bilden für ihn fast unüberwindliche Hindernisse, wenn er je einmal seiner Rede einen höhern Schwung verleihen will.

Durch seine Wirksamkeit als Justiz- und Unterrichtsminister und durch sein Auftreten in der Kammer bildet Ruiz Zorilla in vielen Beziehungen den geraden Gegensatz zu seinem Collegen Sagasta. Während dieser den von ihm einmal eingenommenen Parteistandpunkt als den alleinseligmachenden vertheidigt, und zwar vertheidigt nicht sowol gegen die rückwärts als gegen die vorwärts Drängenden, kehrt sich Ruiz Zorilla eher gegen diejenigen Mitglieder seiner Partei oder der übrigen Fractionen der Mehrheit, welche die Revolution zum Stillstand oder Rückgang zwingen möchten, als gegen diejenigen, welche das begonnene Werk in liberalem Sinne fortzuführen suchen. Er will die Republikaner überzeugen, daß ihr Programm nicht zeitgemäß sei, so edel und vernünftig auch sonst ihre Grundsätze sein mögen; hauptsächlich aber gegen die Ultramontanen, gegen die Intoleranz, gegen das Bemühen, das spanische Volk zu verdummen, ist seine derbe Beredsamkeit gerichtet. Niemand wird seine kunstlosen, von der augenblicklichen Aufregung zeugenden Reden für Meisterwerke halten; aber aus jedem Satze spricht der aufrichtige, uneigennützige Ehrenmann. Als Prim die schon erwähnten Unterhandlungen mit den Republikanern pflog, war Ruiz Zorilla der Vermittler, und als Prim beim Scheitern derselben den muthlosen Entschluß äußerte, sich ins Ausland zurückzuziehen, war

Zorilla vielmehr der Meinung, man solle, um die Reactionsgelüste der Liberalen Union zunichte zu machen, vielmehr ohne Rückhalt das republikanische Programm annehmen. Damit, daß er die Kirchenbehörden zwang, ein Inventar ihrer Schätze, namentlich der literarischen und künstlerischen, mitzutheilen, mit der Gründung des Nationalmuseums aus den vor sicherm Untergange bewahrten Kirchenschätzen, besonders aber mit dem Entwurf eines neuen Unterrichtsgesetzes, hat sich Zorilla ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Als einer der gewandtesten Redner ist noch Moret y Prendergast zu nennen, unübertroffen in schlagfertigen Antworten und dabei Meister im gewählten Ausdruck, und an allgemeiner Bildung wol der erste unter der Mehrheit. Man kann ihn, den Demokraten, wol in ähnlicher Weise zu den Progressisten stellen, wie den Progressisten Olozaga zu den Unionisten. Es war, abgesehen davon, daß er selbst aus seinem ehrgeizigen Streben kein Geheimniß machte, kaum anders möglich, als daß ihm bei dem raschen Wechsel der Ministerportefeuilles ein solches gleichfalls eines schönen Tages in den Schos fiel. Er löste Becerra ab und kam Balaguer zuvor, indem er zum Ultramarminister ernannt wurde. Balaguer, der catalonische Poet, ist der richtige Typus der haltungslosen Mehrheit der Progressistenpartei, deren letztes Programm am besten durch den gelegentlichen Ausruf eines ihrer Mitglieder in der Kammer gekennzeichnet wird: „Wir gehen dahin, wohin General Prim geht.“ Ohne feste Ueberzeugung, ohne Charakterstärke weiß Balaguer wie so viele seiner Genossen keinen andern Ausweg als

die bedingungslose Unterwürfigkeit unter die jeweilige von Prim gegebene Losung, und ihn in diesem Diensteifer zu erhalten, hat Prim seinerseits das einfache Mittel in der Hand, daß er ihm von weitem das Portefeuille des Ultramarministeriums, für das einmal, wie Ayala's Beispiel zeigt, die Poeten in Spanien prädestinirt scheinen, in Aussicht stellte. Mit der Bereitwilligkeit, auf Prim's Geheiß bald einen Antrag zu machen, bald zurückzuziehen, und zwar immer im Gefolge von rauschenden und überschwenglichen Reden, hat sich Balaguer mehr als einmal aufs empfindlichste bloßgestellt. Eines Tages war eine Abgesandtschaft des demokratischen Vereins von Barcelona angekommen, welche die Erklärung überbrachte, daß die dortigen Demokraten sich mit den Republikanern vereinigt haben, weil die andern monarchischen Fractionen den Versprechungen des September untreu gewesen seien. Balaguer, dem sehr viel an seiner Beliebtheit in seiner Heimat Catalonien liegt, entschloß sich zu einer kühnen That; er stellte nämlich den Verbesserungsantrag, man solle der neuzuerrichtenden Monarchie den Titel „demokratisch" beilegen, und vertheidigte denselben mit nicht geringem Feuer. Allein selbst dieses unschuldige Beiwort war dem Vorsitzenden des Verfassungsausschusses, Olozaga, nicht angenehm, und er bat Balaguer, seinen Antrag zurückzuziehen. Da derselbe kurz zuvor auf Prim's Bitte einen mit großem Nachdruck vertheidigten Verbesserungsantrag, die Aushebung betreffend, und auf Olozaga's Bitte einen andern über die religiöse Frage zurückgezogen, so schien er sich denn doch eine Zeit lang zu bedenken, diese Rolle nochmals zu

spielen. Nach langen poetischen Redensarten, in denen er wie gewöhnlich von nichts anderm als von Patriotismus und wieder von Patriotismus sprach, erklärte er endlich: „Der Verbesserungsantrag zieht sich selbst zurück.“ Diese poetische Licenz wurde von der Versammlung und den Tribünen mit schallendem Gelächter aufgenommen, und der arme Dichter mußte zum Lohn für die bewährte Parteidisciplin auch noch den Spott des Präsidenten selbst hinnehmen. „Der Verbesserungsantrag“, sagte dieser, „zieht sich auf den Flügeln zurück, die ihm Herr Balaguer geliehen.“

Es ist nicht der geistigen Bedeutung oder dem rednerischen Talente des Mannes, auch nicht blos seiner einflußreichen Stellung als Kriegsminister und später als Ministerpräsident und als Haupt der mächtigen Progressistenpartei zuzuschreiben, wenn tiefste Stille und gespannteste Aufmerksamkeit in der Versammlung platzgreift, so oft Don Juan Prim sich zum Sprechen erhebt. Alle sind vielmehr von dem Gefühl beherrscht, es könne jeden Augenblick aus diesem Munde, der sich nur widerstrebend zu öffnen scheint, ein gefährliches, entscheidendes Wort hervorgehen, geeignet, mit einem male alle Voraussetzungen umzustürzen und eine neue Lage zu schaffen. Und Prim selbst ist sichtlich bemüht, den Nebel des Räthsels, der seine Person und seine Absichten umhüllt, mehr und mehr zu verdichten. Im Anfang seiner Reden pflegt er zu versichern, er wolle nach militärischer Art „freimüthig und nicht diplomatisch“ sprechen. Allein seine Reden klingen nie orakelhafter und dunkler, als wenn er sich über die wichtigste und

brennendste Frage, diejenige der Throncandidatur, äußert. Und zwar hat er das System, den Knoten in dieser Frage noch mehr zu verwirren, vom Anfang mit Glück bis auf den heutigen Tag beibehalten. Im März 1869 antwortete er einmal, als der Republikaner Castelar die Monarchisten, denen ein Monarch fehle, verspottete: „Wir wünschen die monarchische Form, und demgemäß wünschen wir hernach, daß ein König komme. Wo ist dieser König? Was liegt Herrn Castelar hieran? Weiß der Herr Abgeordnete nicht, wer dieser König ist? Aber der Abgeordnete, der jetzt die Ehre hat das Wort an die Kammer zu richten, weiß wie viele Herren Abgeordnete bereits, wer dieser König ist und mehr als ein König. Wer wird König sein? Derjenige, welchen die Herren Abgeordneten wollen, denn wir wünschen hier einen König zu schaffen; und ich sagte neulich und wiederhole es heute, daß diese Frage gelöst ist, da jeder der Herren Abgeordneten bereits weiß, wer sein König sein wird. Dies ist nicht formulirt worden, aber Herr Castelar kann sicher sein, daß, wenn zu ihrer Zeit die Regierungsform beschlossen wird, die Persönlichkeit, welche die Cortes bezeichnen, König von Spanien sein wird." Und als später, im Monat Mai, das öffentliche Gerücht seine geheimen Unterhandlungen mit den Republikanern und seine Absicht, mit Hülfe derselben sich zum unumschränkten Herrn der Lage zu machen, verrieth, da wurde der Sinn seiner Reden noch dunkler. Er sprach damals: „Man hat gesagt und die Abgeordneten werden es gehört haben, daß ich nicht blos Präsident der Republik werden, sondern mich von einem Tage auf den

andern als König von Spanien ausrufen lassen wolle. Welche ungeheuere Thorheit! — Dies ist jedoch noch nicht das Ernsteste. Ernster ist, daß auch in den Gängen des Congresses, hier in dem Conferenzsaale, einige Abgeordnete, wie ich glaube ohne Absicht, dasselbe gesagt haben; denn wenn eine Absicht vorläge, so würde ich dieselben herausfordern, mir die Anklage ins Gesicht zu schleudern, denn ich bin hier bereit, auf jede Frage zu antworten. Doch wie kann man von diesem allen reden, wenn es nur ein Fiebertraum ist? Liegt eine Absicht hierbei vor? Ich kann nicht erkennen, welches dieselbe sei. Wie konnte man eine ähnliche Anklage gegen mich erheben? wie mich des Treubruchs anklagen, da ich doch in meinem Wappenschilde die Worte trage: «Ehre und Loyalität?» Ja, ich habe es schon mehrmals gesagt, und die Kammer muß mir erlauben es zu wiederholen, ich habe keinen Ehrgeiz, ich verlange nichts; ich wünsche nichts, was nicht würdig, edel und erhaben wäre, und ich habe die Ehre, denjenigen, welche das Gegentheil behaupten, wenn sie es glauben, zu sagen, daß sie sich täuschen; und wenn sie es nicht glauben und doch alles dies sagen, so überlasse ich sie ihren Gewissensbissen, wofern gewisse Leute dieses Gewissen, was ich fast bezweifle, haben. Glücklicherweise werden die Zeit und die kommenden Ereignisse nicht sowol die große Mehrheit der Abgeordneten, welche dies nicht bedürfen, sondern das Land überzeugen, dieses Land, das mir macchiavellistische Absichten zutrauen kann — und ich denke an nichts dergleichen — da die Thatsachen mehr Werth haben als die Worte, und so wie sich in meinem Leben

keine That findet, die man für illoyal halten kann, so wird man bei den kommenden Ereignissen sehen, daß ich nicht ehrgeizig bin und daß ich nicht entfernt illoyal sein kann. Was ich aber von ganzer Seele wünsche, das ist, mein Land constituirt, die Freiheit verbürgt und siegreich zu sehen."

In diesen und ähnlichen Reden legt es Prim offenbar darauf an, die Spannung seiner Zuhörer fort und fort zu steigern, ihre Erwartung scheinbar jetzt zu befriedigen, um einen Augenblick darauf durch eine plötzliche Wendung alles wieder fraglich und zweifelhaft erscheinen zu lassen. So erklärt sich der, von uns getreu nachgebildete Satzbau, der aller Regeln der Grammatik und Syntax spottet, so der abgerissene, sprunghafte Gedankengang, so die Manier seines Vortrags, welcher bald langsam dahinschleicht, hängen bleibt, ins Stocken geräth, als koste es den Redner Mühe, die Worte, die seine Gedanken verbergen sollen, zu finden, und welcher dann wieder, wie von wahrer Leidenschaft belebt, auf einen kurzen Augenblick pathetisch oder drohend wird und häufig in ein kaum verständliches Knurren und Murren ausartet. Wenn nicht überall Berechnung im Spiele ist, so können einzelne seiner Reden als Spiegel der Unentschlossenheit gelten, welche Prim vor jeder großen Entscheidung zeigt. Wie oftmals mußte er darauf bedacht sein, den Verdacht der Unionisten, daß er sie an die Republikaner verrathen habe, einzuschläfern, die Eifersucht Serrano's zu beschwichtigen, wie oftmals ließ er in der letzten Stunde wieder den Entschluß fallen, mit der Union endgültig zu brechen und mit den Demo-

kraten ganz gemeinschaftliche Sache zu machen, und wie mußte er sich sodann abquälen, sich öffentlich von Republikanern und Demokraten lossagen, ohne doch die Fühlung mit denselben aufzugeben, das Bündniß mit den Unionisten neu zu besiegeln, ohne sich doch rückhaltslos an dieselben auszuliefern! Wenn er jemals in die Verhandlung einer Principienfrage eintritt, so begegnet es ihm wol, daß er sich sehr verwirrt und widerspricht; es zeigt sich dann ein bedenklicher Mangel an allgemeiner Bildung, der sich übrigens auch schon äußerlich durch die Anwendung unrichtiger Worte, durch die Vermischung seiner heimischen Sprache, des Catalonischen, mit dem Spanischen, durch geschichtliche Schnitzer u. dgl verräth. Um so mehr liebt er es, von seiner eigenen Person zu sprechen, von seinen Freunden, ja von seiner Familie, seiner Frau und seinem Söhnchen, ins Licht zu setzen, was Spanien und die Freiheit ihm verdanke und noch von ihm zu hoffen habe.

Als im Exil die verschiedenen Aemter und Würden des Staats ausgetheilt wurden, erhielt der Demokrat Becerra das bestimmte Versprechen eines Ministerportefeuille, das ihn für das sauere Brot der Verbannung entschädigen sollte. Der „Exdemagog“ hielt es denn für gut, bei zeiten Wasser in den Wein seines Radicalismus zu gießen und sich auch in seiner äußern Erscheinung für einen so hohen Posten zurechtzumachen. Früher hatte er sich in den öffentlichen Localen der Toledostraße nur mit einem dicken Prügel bewaffnet gezeigt und von allen schlecht gesprochen, welche Handschuhe und gute Kleider trugen; im Exil zu Paris aber

hat er sich inzwischen sein schielendes Auge operiren lassen; er zwängt seine Fäuste jetzt in Glacéhandschuhe und schwingt ein dünnes Stutzerstöckchen, wenn er in den Sitzungssaal tritt; kurz er hat sich in jeder Beziehung hoffähig gemacht. Auch hier ist wie bei so vielen andern der Fraueneinfluß unverkennbar. So manche Frau wird ihrem Gatten die Septemberrevolution nie verzeihen, wenn es nicht bald wieder feierliche Empfangstage und Hoffeste im königlichen Schlosse gibt. Die Bemühungen Becerra's blieben nicht unbelohnt; in dem Augenblicke, da der Führer seiner Partei, Martos, erklärte, daß die Stellung, welche die Regierung in der Frage der Ausübung der Menschenrechte eingenommen habe, den Demokraten verbiete, einen Ministerposten zu bekleiden, wurde Becerra die Sinecure des Colonial- oder Ultramarministeriums angetragen; er nahm mit beiden Händen an, blieb aber freilich doch nicht lange genug auf seinem Posten, um seine Frau einem neuen Monarchen Spaniens vorstellen zu können. Becerra ist der richtige Typus jener „Empleomanen", jener Aemtersüchtigen, die schon so schweres Unheil über das spanische Staatswesen gebracht haben; die Revolutionen gelten solchen Menschen nur als Mittel, andere von ihren Aemtern zu verdrängen und sich selbst emporzubringen, und sei es auch um den Preis des niedrigsten Servilismus und des Verraths an den Ueberzeugungen eines ganzen Lebens.

Martos hatte zwar auch wie Becerra im Jahre 1854 für die Republik gestimmt, aber die Republikaner selbst zweifelten nie daran, daß er sich, frei von eigennützigen

Nebenabsichten, nach der Septemberrevolution für die Monarchie erklärt habe. Er wiederholte gleich nach dem Zusammentritte der Cortes und in der Folge noch öfters, daß er und seine demokratischen Parteigenossen mit den Republikanern in den Grundsätzen durchaus übereinstimmen, daß sie aber für jetzt die Republick als nicht zeitgemäß ansehen. Und es liegt kein Grund vor, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln, wenn er anfangs äußerte, man dürfe von seiten der Liberalen Union keine Gefahr fürchten: die Union habe die Demokraten aufgesucht, nicht umgekehrt; diese letztern haben den Unionisten die Annahme demokratischer Grundsätze zur Bedingung des Bündnisses gemacht, und die Unionisten würden einen Selbstmord begehen, wenn sie diese Grundsätze wieder verleugnen wollten; oder wenn er den Republikanern die bestimmte Versicherung gab, daß die Ausübung der Menschenrechte in keiner Weise beschränkt werden dürfe. Denn er machte kein Geheimniß aus seiner Enttäuschung, als die unionistischen Generale im Ministerium nach alter Manier einmal wieder mit dem Säbel zu rasseln versuchten; er schlug ein Ministerportefeuille aus, als die Regierung zwischen seiner und der reactionären Anschauung eines Rios Rosas und Olozaga in Betreff der Menschenrechte schwankte, und er trat förmlich aus der monarchischen Coalition aus, als die Verletzung der Verfassung in Betreff der Menschenrechte eine offenbare Thatsache geworden war. In der denkwürdigen Sitzung vom 8. Juli erklärte er, zwei Richtungen seien in der Kammer vertreten, die conservative und die revolutionäre; er sei der Meinung, die Mehrheit müsse eine

Schwenkung nach der äußersten Linken machen, während Rios Rosas dieselbe nach der äußersten Rechten zu führen suche; er rufe den Progressisten, indem er sich mit seiner Partei von denselben trenne, nicht ein Lebewohl, sondern ein Aufwiedersehen zu, und hoffe, daß dieselben bald nachkommen würden. Als ihm der Unionist Topete vorwarf, er stehe nicht blos wie er sage „fast", sondern ganz auf der äußersten Linken, so erwiderte er, hierdurch nicht eingeschüchtert, Topete möge, wenn es ihm beliebe, allerdings das „fast" streichen. Prim zögerte auch damals wieder, und zwar, nach der Ansicht der meisten aus Furcht, die entscheidende Schlacht mit den Unionisten aufzunehmen; allein der Bruch blieb bekanntlich nicht aus, und heute sind, wie Martos damals hoffte, die Progressisten den Demokraten „nachgekommen".

Der demokratischen Partei und mit ihr der ganzen monarchischen Mehrheit war die angenehme Ueberraschung beschieden, in ihrem Mitgliede Echegaray einen Redner zu entdecken, der den großen Rednern der Minderheit, namentlich aber Castelar, die Spitze bieten konnte. Es war der schönste Tag in der Geschichte der parlamentarischen Beredsamkeit Spaniens, als bei der Verhandlung über die Religionsfreiheit vor Olozaga, dem großen Redner der Vergangenheit, und vor Castelar, dem glänzendsten Redner der Gegenwart, Echegaray, ein bescheidener Professor der Mathematik, von sehr anspruchslosem Aeußern, das Wort ergriff, um in einer von echt humaner Gesinnung und liberaler Ueberzeugung durchdrungenen Rede für die religiöse Duldsamkeit zu kämpfen.

Mit den glühendsten Farben schilderte er das Unheil, das im Namen der Glaubenseinheit über die Menschheit und namentlich über Spanien gebracht worden. Bei der folgenden Stelle insbesondere brach die ganze Versammlung, ohne Unterschied der Parteien, in begeisterten Beifall aus: „Ich wollte, unsere Verhandlungen fänden auf dem Quemadero (Ort des Scheiterhaufens vor Madrid) de la Cruz statt, um zu sehen, ob noch jemand die Glaubenseinheit vertheidigen kann. Unter den Schichten des Quemadero findet ihr Schichten von Kohlen, durchtränkt von menschlichem Fett, und dann Ueberbleibsel von menschlichen Knochen, und dann eine Schicht von Sand, die über alles dies geworfen ist, und dann wieder eine Schicht von Kohlen, wieder eine von Knochen u. s. w. Vor wenigen Tagen spielten Kinder daselbst mit einem Stocke, und gruben aus dieser Asche drei Gegenstände hervor, die sehr beredt sind zur Vertheidigung der religiösen Freiheit. Sie gruben ein Stück oxydirten Eisens aus, eine bei demselben liegende menschliche Brust und schließlich eine Locke halbverbrannten Haares. Dies sind drei sehr beredte Beweisgründe. Ich wünschte, daß die Herren, welche die Glaubenseinheit vertheidigen, dieselben berücksichtigten; ich wünschte, daß diese Locke ihnen zeigte, welcher kalte Schweiß die Wurzeln jener Haare bedeckte, und wie die Haare des Opfers sich sträubten, als dasselbe sich von den Flammen des Scheiterhaufens ergriffen sah. Ich wünschte, daß sie diese Brust befragten, wie unter derselben das Herz des armen Juden oder Protestanten klopfte; ich wünschte, daß sie dieses Stück Eisen befragten, das vielleicht ein

Knebel war, wie viele schmerzlichen Wehe, wie viele Schreie der Angst es erstickt hat, ob dasselbe sich nicht mehr erweichte als die ruchlosen Henker dieser ruchlosen Theokratie.“ Es ist sehr bezeichnend für den Werth, den man in Spanien auf die bloße Beredsamkeit legt, daß es nach dieser Rede für eine ausgemachte Sache galt, Echegaray werde Minister werden; übrigens war der fleißige und gebildete Mann ganz an seinem Platze, als ihm das Portefeuille des Unterrichtsministeriums übertragen wurde.

Als das einflußreichste Mitglied der demokratischen Partei und als das fähigste Mitglied der monarchischen Mehrheit überhaupt muß man, was man auch von seinem Charakter denke, Rivero anerkennen, Alcalde von Madrid, früher Kammerpräsident und dann Minister des Innern. Die Rolle, welche dieser Mann in der jüngsten politischen Entwickelung seines Landes gespielt hat, pflegte Fernando Garrido im Freundeskreise durch folgendes Gleichniß zu kennzeichnen: „Die spanische Demokratie, etwas schwerfällig in ihren Bewegungen, kräftig, aber nicht von glänzendem Aeußern, befand sich in der traurigen Lage eines Wagens, der nicht weiter konnte. Eines Tages stellte sich vor diesen schweren und mit dem köstlichsten Inhalt beladenen Wagen ein stattliches und kräftiges Maulthier, und die Demokratie rückte voran; dieses Maulthier ist Rivero; aber sobald die Revolution begonnen war, ergriffen die Generale der Regierung, welche sich des Wagens bemächtigen wollten, um ich weiß nicht was damit anzufangen, das Maulthier beim Zügel. Sie trieben das gute Thier so

mächtig an, daß die Stränge rissen und nur das Maulthier bei ihnen blieb. Der Wagen aber, der einmal im Gange war und sich auf abschüssiger Bahn befand, hörte nicht auf zu rollen. Er wird beim geringsten Widerstande, dem er begegnet, zerbrechen und, verlassen Sie sich darauf, aus seinen geöffneten Seiten wird die Republik hervorgehen." Unbefangene Beurtheiler werden jedenfalls nicht ohne weiteres in das Verdammungsurtheil einstimmen, das die meisten Republikaner über Rivero fällen, daß er, der schon 1854 für die Republik gestimmt und seitdem offen und geheim für das republikanische Programm gewirkt hatte, zum Verräther geworden sei, indem er im Herbst 1868 das monarchische Manifest der Regierung unterzeichnete. In der letztern Thatsache wird man wol eher die unvermeidliche Folge des Bundes erkennen müssen, den er, um die Septemberrevolution zu ermöglichen, mit den Progressisten und Unionisten geschlossen hatte, und man wird nicht vergessen dürfen, daß es seiner geheimen Agitation und Organisation vor allem zuzuschreiben ist, wenn die demokratischen Junten Spaniens das Pronunciamiento der Generale zu einer wirklichen Volkserhebung umgestalteten. So wäre Rivero also nur sich selbst treu geblieben, wenn er bei der Constituirung der Cortes erklärte, Spanien befinde sich jetzt unter der vollen Herrschaft der Demokratie, die demokratischen Ideen und Freiheiten stehen höher als jede Staatsgewalt und Institution, und der große Schritt, den Spanien auf dem Wege der Freiheit gemacht, sei nur möglich gewesen durch das Zusammenwirken der drei Parteien, der Unionisten, Pro-

gressisten und Demokraten. Man mag Rivero des Macchiavellismus in der Wahl seiner Mittel beschuldigen, aber man thut ihm sicher unrecht mit der Voraussetzung, er sei sich nicht darüber klar gewesen, was die nothwendigen Folgen der Begründung der vollen Demokratie in Spanien sein müssen. Wir glauben allerdings, seine Voraussagung, die republikanische Partei allein vermöge nicht das Land zu constituiren, sei durch die seitherige Entwickelung nicht Lügen gestraft worden; und wir glauben, daß er durch sein im ganzen doch höchst liberales Wirken in der Kammer und im Ministerium, durch das Beispiel, das er als madrider Alcalde den sämmtlichen Gemeindebehörden seines Landes gab, durch sein oft sehr energisches Auftreten gegenüber den Ultramontanen und den militärischen Häuptern der Mehrheit, der Freiheit in Spanien wichtigere Dienste geleistet hat als mancher heißblütige Republikaner.

10.

Ankunft des Königs Amadeus.

Madrid, 2. Januar 1871.

„No vendrá el Rey! Der König wird nicht kommen!“ hatten die Republikaner mit fatalistischer Zuversicht seit zwei Jahren in den Cortes, den Clubs und der Presse versichert; sie hatten es noch gerufen, als der Herzog von Aosta gewählt worden war, als er die Krone aus den Händen des Cortesausschusses angenommen, ja als er bereits den Fuß auf spanischen Boden gesetzt hatte; sie riefen es, bis heute Mittag um 2 Uhr der König feierlichen Einzug in der „sehr edeln und sehr getreuen und sehr heldenmüthigen“ Hauptstadt Spaniens hielt. Es gehörte allerdings auch einiger Muth und sehr viel Ehrgeiz dazu, auf den Ruf der schwachen Mehrheit einer ihres Ansehens längst verlustigen Kammer das Scepter über ein durch leidenschaftliche und empörungslustige Parteien unterwühltes Land zu ergreifen, ein Scepter, an das so mancher andere aus Furcht nicht zu fassen gewagt, ein Scepter, auf das wiederum andere ein göttliches Recht bean-

sprochen. Noch schwebte das Schiff des Königs Amadeus auf hoher See, da kam ihm ein Bote mit der erschütternden Nachricht entgegen, daß der Staatsmann, der ihn auf den Thron geleiten und seine mächtige Stütze sein sollte, General Prim, von Meuchelmördern überfallen und schwer verwundet worden sei; er steigt in Cartagena ans Land und wird statt von einem Anhänger von dem Brigadier Topete empfangen, den er seinem gefährlichsten Nebenbuhler, dem Herzog von Montpensier, ergeben weiß; und wenn irgendwo Freude über seine Ankunft sich laut und sichtbar machen wollte, so muß er selbst Einhalt gebieten, da inzwischen die Kunde von Prim's Tod eingetroffen. Seine ersten Schritte in Madrid lenkte er zu der Kirche von Atocha, um an der Bahre des Mannes niederzuknien, der ihm als Märtyrer für seine Dynastie erscheinen mag, und von dem Congreß, wo er die Verfassung beschworen und die Huldigung der Cortes entgegengenommen, begibt er sich zu der unglücklichen Witwe Prim's, um ihr und ihren Kindern Trost zuzusprechen. Gewiß ein trauriger Anfang einer königlichen Laufbahn! Gewiß Wahrzeichen genug, um manchen zurückzuschrecken! Den jungen Fürsten aber schienen alle diese Schwierigkeiten eher anzuspornen als einzuschüchtern; unbesorgt ritt er durch die Straßen, die eben erst der Schauplatz eines grauenhaften politischen Mordes gewesen, durch die Volksmenge, die sich durch die Hochrufe der Soldaten kaum hier und dort aus ihrer schweigenden Haltung reißen ließ; und als er mit seinem Gefolge aus der Alcalastraße auf die Puerta del Sol einlenkte, den in der Geschichte der

Revolutionen Spaniens so oft genannten Platz, da war es sogar, als ob er sich noch stolzer auf seinem Pferde aufrichtete; und die Spanier, die sein ernster Blick und Gruß traf, können ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er Muth besitze, die hier geschätzteste und auch nöthigste Eigenschaft eines Königs.

Nachdem sich die Cortes um 2 Uhr mittags versammelt, ließ der Vorsitzende zunächst das Protokoll der Sitzung vom 16. November verlesen, in welcher der König gewählt worden war. Alsdann wurde der Ausschuß von 24 Mitgliedern abgeschickt, um den König zu empfangen; bei der Ankündigung: „Señores Diputados, el Rey!“ und beim Eintritt des Königs selbst erscholl der Ruf: „Viva el Rey!“ Die Abgeordneten erhoben sich alle, mit Ausnahme des Vorsitzenden. Der König nahm zur Rechten des letztern Platz, hinter ihm standen die Minister; zur Linken des Vorsitzenden stellte sich der Regent, der mit folgenden Worten seine seitherigen Vollmachten niederlegte:

„Die Revolution von 1868, die von der Flotte und dem Heere begonnen, von der öffentlichen Meinung des Volkes vorbereitet worden war, hat sich in dieser constituirenden Versammlung verkörpert, welche, indem sie sich von den Bedürfnissen des Landes durchdrang, den freisinnigen Bestrebungen desselben und seinem Drange nach Ordnung und Ruhe genügte, eine Verfassung aufstellte, die als die politische Grundlage des Vaterlandes die demokratischen Grundsätze gibt, verbürgt durch eine Monarchie, die um so höher und achtunggebietender dasteht, als sie aus der Volkssouveränetät erfließt. Nach-

dem die Verfassung einmal beschlossen war, glaubte die Versammlung, mit der Entwickelung des von ihr angenommenen Systems beginnen zu müssen, und während sie sich vorbereitete, den Fürsten für den Thron zu wählen, setzte sie auf mich ihr Vertrauen und erwies mir die hohe Ehre, meiner Sorge die Bewahrung der Staatsgewalt und die Leitung der von der Kammer verkündigten Politik anzuvertrauen. Von diesem Augenblick an bedacht, die mir auferlegte Pflicht mit völliger Unparteilichkeit zu erfüllen, habe ich mit der Kammer die Verantwortlichkeit für den so schweren Zeitabschnitt getheilt, der heute endigt, und ich bedauere nicht, so viele und schwierige Prüfungen durchgemacht zu haben, weil von denselben uns allen die Erinnerung bleibt, die Pflichten erfüllt zu haben, die das Vaterland uns auferlegt." Er schloß mit den Worten: „Möge der Himmel meine feurigen Wünsche für das Wohl und die Zukunft meines geliebten Vaterlandes erhören; und wenn mein Wunsch mich nicht trügt, so hoffe ich, daß unsere Mitbürger eine dankbare Erinnerung dieser Versammlung bewahren werden, deren Werk sich unter dem heute beginnenden Königthum entwickeln und hoffentlich das Glück dieser edeln Nation bilden wird."

Nachdem hierauf die Verfassungsurkunde verlesen worden war, erhoben sich der König, der Regent und die Abgeordneten; der Vorsitzende richtete an den König die Frage: „Nehmt Ihr die Verfassung des spanischen Volkes von 1869 an und schwört Ihr, dieselbe zu achten und ihr Achtung zu verschaffen?" Der König legte die rechte Hand auf die Evangelien und sprach

mit lauter und kräftiger Stimme: „Ich schwöre!“ Der Vorsitzende: „Schwört Ihr, die Gesetze des Königreichs zu achten und ihnen Achtung zu verschaffen?“ Der König: „Ich schwöre; ich nehme die Verfassung an und schwöre, die Verfassung und die Gesetze zu achten und ihnen Achtung zu verschaffen!“ Der Vorsitzende: „Wenn Ihr also thut, möge Euch Gott lohnen, wenn nicht, möge er Rechenschaft von Euch verlangen.“

Hochrufe auf den König, den Regenten, den Vorsitzenden und auf die Freiheit erschollen, bis der König und der Regent den Saal verlassen hatten. Der Vorsitzende erklärte sodann, nachdem er noch dem Andenken des Generals Prim einige Worte gewidmet, die Geschäfte der constituirenden Cortes für beendigt.

Heute, am Tage, da die constituirenden Cortes auseinandergehen und die ganze Staatsgewalt vom Congreß nach dem königlichen Palast zurückkehrt, erinnern wir uns jenes schönen 11. Februar 1869, da die provisorische Regierung der Septemberrevolution ihre Vollmachten in die Hände der souveränen Cortes niederlegte. Manche angenehme Hoffnungen des Volkes waren zwar schon damals getäuscht, aber doch lebte noch im Volke das Vertrauen, daß durch diese seine Vertreter der Freiheit eine dauernde Stätte in Spanien werde bereitet werden. Und so wurde denn auch jener 11. Februar als ein wahrer nationaler Festtag gefeiert. Mehr und mehr aber griff im Volke der Verdacht Platz, daß es der Mehrheit der Cortes weniger um die öffentlichen Rechte und Freiheiten, als darum zu thun sei, eine Monarchie herzustellen. Durch eine Art parlamen-

tarischen Staatsstreiches gelang es, nachdem einmal die monarchische Regierungsform mit 214 gegen 71 Stimmen beschlossen war, die weitern Berathungen über den Verfassungsentwurf so zu beschleunigen, daß die mit 214 gegen 55 Stimmen beschlossene Verfassung am 3. Juni von den Cortes unterzeichnet und am 6. feierlich verkündigt werden konnte.

Wir erinnern uns noch sehr lebhaft an den Gegensatz, den schon damals die frostige Haltung des Volkes zu dem Ceremoniell bei diesen Festlichkeiten bildete. Um 2 Uhr mittags erschienen damals die Abgeordneten der Mehrheit nebst den Ministern auf der festlich geschmückten Tribüne vor dem Congreßgebäude. Das Schweigen, womit die Volksmasse dieselben empfing, erklärte sich hinreichend daraus, daß dieselbe in ihren Reihen keinen der Männer wie Figueras, Castelar, Pi y Margall sah, welche durch ihr Talent die wesentlichsten Ideen der Revolution, die Glaubensfreiheit und die Menschenrechte, gerettet hatten, wohl aber so manchen, der bis zuletzt die neuen Freiheiten offen oder geheim zu verhindern oder zu beschränken gesucht. Zwei Kammersecretäre lösten sich in dem ermüdenden Geschäfte ab, die Verfassung vorzulesen. Ein auf diese ausgebrachtes Hoch misglückte gänzlich, und das Volk wäre ganz stumm geblieben, wenn nicht der Commandant der Miliz plötzlich ein mächtiges Hoch auf die Freiheit ausgebracht hätte, in das dann alle einfielen. Es erfolgte darauf der Vorbeimarsch der Freiwilligen und der Truppen. Die erstern zogen zum großen Theil schweigend vorüber und wurden dann vom Volke lebhaft beklascht, aus

dessen Mitte häufig die Rufe: „Fest! Standhaft!“ erschollen. Unter den Truppen rief besonders laute Vivas die Guardia Civil, welche die blutige Arbeit in der Nacht San-Daniel's vollbracht hatte, und einige den Madridern wohlbekannte Hauptleute, welche sich in den Junikämpfen gegen das Volk ausgezeichnet.

Mit noch größerer Theilnahmlosigkeit sah das Volk den Festlichkeiten zu, mit welchen der von 193 gegen 45 Stimmen gewählte Regent Serrano am 18. Juni in sein Amt eingesetzt wurde. Wir haben dieselben schon früher geschildert. In einer Ansprache an die Cortes hatte damals der Regent die Hoffnung ausgedrückt, daß während der Zwischenregierung die Verfassung des Staates ehrlich gehandhabt, die Menschenrechte friedlich ausgeübt werden, damit der neue von den Cortes zu ernennende Monarch seine Herrschaft zum Wohle des Vaterlandes antreten könne.

Die Zeit zwischen jenen Verfassungsfesten, bei denen die Feierlichkeit des Ceremoniells in einen immer schreiendern Gegensatz zur Theilnahmlosigkeit des Volkes trat, und dem heutigen Feste, dem ohne Zweifel trübseligsten von allen, hat die damaligen Hoffnungen des Regenten nicht gerechtfertigt. In dem Kampfe und den Fragen, ob ein Montpensier, ein Carlos, ein Alfonso, ein Fernando, ein Herzog von Genua, ein Espartero, ein Hohenzollern den Thron besteigen, oder ob trotz der Verfassung doch noch die Republik siegen solle, kam es zu manchen vereinzelten und zu drei größern Aufständen, die in Blut erstickt wurden; die Bürgschaften der Verfassung wurden einmal für das ganze Land, ein andermal für

die drei baskischen Provinzen aufgehoben, und ihre Aufhebung eben in diesen letzten Tagen konnte nur durch den kräftigen Widerstand der Demokraten verhindert werden. Unter solchen Auspicien nun hat König Amadeus den Muth, seine Herrschaft zu beginnen; er hat den Muth, die ganze Staatslast auf sich zu nehmen, nachdem Prim gestorben ist, der den Republikanern zum Trotz das Königthum begründet und den Conservativen zum Trotz Montpensier beseitigt hatte; nachdem der Regent abgedankt, die Minister ihre Entlassung eingereicht, die Cortes ihre Auflösung beschlossen haben. Wir wollen nur wünschen, daß die Weisheit des Königs Amadeus seinem Muthe gleichkomme, damit eine Wahrheit werde, was in den Cortes ausgesprochen worden ist, daß nämlich die Revolutionszeit Spaniens, die 1808 begonnen, mit der Thronbesteigung Amadeus' I. ein Ende habe und einer friedlichen Entwickelung Platz mache.

11.

Madrid im Winter 1870—71.

I.

Das öffentliche und gesellschaftliche Leben Madrids war während des Winters 1870—71 ausschließlich durch das große Ereigniß beherrscht, das sich zur Zeit der Jahreswende vollzogen, durch die Ankunft des neuen Königs Amadeus I. Den Anhängern desselben, größtentheils dem besitzlosen Beamtenstande der Hauptstadt angehörig, lag alles daran, der Mahnung des Königmachers Prim und seines Genossen Ruiz Zorrilla entsprechend, „eine Atmosphäre" für den hohen Ankömmling zu schaffen. Das niedrige Volk rächte sich durch Spottlieder und schlechte Witze für die Zumuthung, plötzlich in heißer Liebe für den Sohn des Landes der Maccaroni zu entbrennen, und der Adel ließ es an nichts fehlen, um demselben den Aufenthalt an dem Ufer des Manzanares unleidlich zu machen. Ein wahrer Krieg aller gegen alle erfüllte Monate hindurch das sonst stillstehende Leben in den Cafés, Straßen, Theatern, Casinos, Salons von Madrid, und in manchen

seiner Episoden spiegelt sich der gegenwärtige Zustand der spanischen Gesellschaft vollkommen ab.

Die Ueberfüllung der Schaufenster mit Photographien Amadeus' und seiner Gemahlin, durch welche die unverkäuflich gewordenen Leopold's von Hohenzollern und seiner Gemahlin ersetzt wurden, die begeisterten Schilderungen des ehrenvollen Empfanges, den man den Abgesandten der Cortes im Palast Pitti bereitet, die Erzählungen von den Tugenden des jugendlichen Fürsten wollten nicht recht bei dem Volke verfangen. Dasselbe blieb in seiner ablehnenden Haltung, sogar als man ihm den freilich leichten Beweis erbrachte, daß Amadeus ein Nachkomme Jaime's I., Königs von Aragonien sei, jenes Allerweltsvetters, mit dem verwandt zu sein kaum irgendeine europäische Familie sich wird erwehren können; und selbst die Nachricht machte keinen Eindruck, daß die Königin einen spanischen Geistlichen eingeladen hatte, der Geburt ihres jüngsten Kindes anzuwohnen und demselben den Tauffegen in der Sprache des Cervantes zu ertheilen.

Die Königlichen hielten es für unerläßlich, zu kräftigern Mitteln zu greifen, um die Madrider zur Liebe für den Erwählten der Nation zu zwingen. Sie riefen die „Partida de la porra" ins Leben, eine Gesellschaft, vergleichbar den „Gourdins réunis" in Frankreich, schmählichen Angedenkens. Die Mitglieder derselben hatten die Spazierwege, die Schauspielhäuser, die Zeitungsredactionen heimzusuchen, um diejenigen, welche durch Wort, Schrift oder Geberde ihre Abneigung oder Gleichgültigkeit gegen den Sprößling aus dem Hause Savoyen

kundgaben, durchzuprügeln, beziehungsweise todtzuschlagen und niederzuschießen. Wochen hindurch stand Madrid unter der Schreckensherrschaft des Prügels und Revolvers; man wagte sich nur noch schwer bewaffnet in den Prado und in die Theater. Die Zustände wurden dadurch nicht eben gemüthlicher, daß sich endlich ein entschlossener Mann, Paul y Angulo, seiner Mitbürger erbarmte und eine „Contraporra" ins Leben rief, welche mit Einbruch der Nacht die Straßen durchzog und die Porristen zum Kampfe herausforderte. Mit einem Zweikampfe, der am hellen Tage in der Alcalastraße stattfand, und in welchem der Anführer der Porra, ein gewisser Ducascal, von Paul y Angulo durch mehrere Revolverschüsse schwer verwundet wurde, schien dieser Straßenkrieg sein Ende gefunden zu haben, um so mehr, als „die Staatseinrichtung" der Porra den Gegnern Prim's und seines Königs in den Cortes Stoff zu den leidenschaftlichsten Angriffen geliefert hatte. Allein es folgte noch ein schreckliches Nachspiel. Eines Abends nahmen die Schutzmänner in der Straße del Turco ein verdächtiges Treiben und eine Anzahl vermummter mit Trabucos bewaffneter Gestalten wahr, die auf jemand zu lauern schienen; die Schutzmänner glaubten, daß sie es mit der Porra zu thun hätten, die auf irgendeinen Karlisten oder Republikaner paßte, und sie entfernten sich vorsichtig; das Opfer der Mörder aber war niemand anders als Prim.

Um die Republik in Spanien zu gründen, bedürfen wir nur einen Brutus oder vier Männer von Muth — dies war das Losungswort gewisser radicaler Blätter,

Maueranschläge und Clubredner gewesen. Die vier Männer hatten sich gefunden, aber ihre Mordthat hatte nur die natürliche Folge, Prim selbst denjenigen, die ihn im Leben wenig geachtet, als Märtyrer für eine gute Sache erscheinen zu lassen und dem neuen Monarchen die Wege zu ebnen. Mit königlichen Ehren wurde Prim's Leichenbegängniß abgehalten; alle Gutgesinnten steuerten zu einem Mausoleum für ihn bei; und die Progressisten, die in ihm verloren hatten, was für eine politische Partei in Spanien unerläßlich ist, ein militärisches Oberhaupt, suchten während langer Zeit ihren Trost in überschwenglichen Lobreden des Hingeschiedenen, den sie in ihrem Eifer „unsterblich, den Cid Afrikas, den Metternich Amerikas, den Lincoln Europas" nannten.

Das Wort Camille Desmoulins': „Tous les règnes ont la joyeuse entrée", war Lügen gestraft; aber der Muth des jungen Königs, der unter solchen Vorzeichen den Thron in einem fremden Lande zu besteigen wagte, entwaffnete einigermaßen das gemeine Volk, an dessen ritterliche Gefühle man sich selten umsonst wendet; nur der Adel gefiel sich darin, kindische Kundgebungen zu machen, bei der Begegnung des Königs sich den Hut fester aufzusetzen, bei seinem Erscheinen im Schauspielhause geräuschvoll die Sitze zu verlassen. Die einfachen Sitten, welche mit dem Könige im Palacio Real einzogen, waren dem Adel ein Aergerniß, während sie dem Volke Achtung abnöthigten. Die altspanischen Katholiken, die in Amadeus nur den Sohn des mit dem Kirchenbanne belegten Victor Emanuel sehen wollten, ärgerten

sich über seine häufigen Kirchenbesuche; die nächtlichen Einbrüche des Franz von Assis in die Nonnenklöster hatten ihnen besser gefallen.

Der König fuhr, scheinbar harmlos, fort, die gemeinbürgerlichen und hausväterlichen Tugenden zu entwickeln, welche die neue demokratische Verfassung Spaniens dem Staatsoberhaupte auszuüben gestattet. Erbittert hierüber, versäumte die adeliche Gesellschaft der Hauptstadt keine Gelegenheit mehr, ihm Nadelstiche zu versetzen. Die Frauen wallfahrteten nach dem Gefängniß, wo man ein paar bourbonische Offiziere eingesperrt hatte, die dem Könige den Fahneneid verweigerten; man schmückte die Empfangs- und Ballsäle der Paläste mit bourbonischen Lilien; und man gelobte sich mit fürchterlichen Eiden, keinen Fuß in den Palacio Real zu setzen. Die Junta der Grandeza löste sich, um in keiner Weise zum Dienst am Hofe herangezogen werden zu können, in feierlicher Sitzung auf. Von den stolzen Reden, die bei diesem Anlaß gehalten wurden, sei ein für diese Gesellschaft sehr bezeichnendes Stück aus derjenigen des Marquis de Molins, eines übrigens neugebackenen Granden, mitgetheilt: „Euere Vorfahren erschienen beim Ursprung der spanischen Nationalität; einige von euern Familien rühmen sich zu stammen Gothorum ex sanguine regum; andere, und ihrer sind nicht wenige, erheben noch ältere Ansprüche und haben zum Wahlspruche: No de Reyes descendemos, sino los Reyes de nos; auch fehlt es nicht an solchen, welche auf ihren Erbtitel den Grundsatz des göttlichen Rechtes anwenden und wie die alten Könige schreiben: Don N., von Gottes Gnaden Graf von N.

Aber diesen Zeiten, welche wir die Sagenzeit unserer Geschichte nennen können, folgen andere größere und ruhmvollere, in denen die Dynastien von Castilien, Aragonien und Navarra auftreten, und ich sehe unter uns Abkömmlinge jener Könige und Erben ihrer Namen. Und die Zeiten schritten weiter — und es kam nach Spanien jene berühmte Dynastie von Oesterreich, welche die Oranien, Brandenburg und Savoyen, die heute Könige sind, unter ihren Vasallen zählte; und die Genossen dieser, gleich ihnen den spanischen Monarchen unterthan, waren euere Väter, welche die Banner Castiliens durch Europa trugen und als Vicekönige die großen modernen Nationen beherrschten. Endlich kam die Dynastie der Bourbonen, und die gesunkene Monarchie lebte wieder auf. Und schließlich haben wir in unsern Tagen gesehen, daß viele von der letzten Königin zu Granden Spaniens erhoben wurden, zum gerechten Lohn für ihre persönlichen Dienste, und mancher, wie ich, aus hoher Gnade. Aber die einen wie die andern: wir alle haben derjenigen, die unsere Königin war, treu gedient und ihr mit treuem und gewissenhaftem Rathe zur Seite gestanden."

Die Granden, welche der Königin Isabella II. in den Tagen ihres Unglücks zur Seite gestanden, sind bald gezählt; seit vielen Jahrzehnten taucht kaum ein Name des alten Adels unter den Rathgebern der Regierung auf. Der spanische Adel, zum großen Theil in geistige und sittliche Fäulniß versunken, bedeutet so gut als nichts mehr für die Entwickelung seines Vaterlandes, und es steht demselben übel an, jetzt Ränke zu spinnen

gegen die neue Ordnung der Dinge, welche zu verhindern er nichts gethan. Es fehlte denn auch nicht an derben Antworten auf die Anmaßung der Grandeza. „Diese reactionäre Aristokratie“ — hieß es in dem Zornergusse eines Progressisten — „welche mit dem Grafen Julian und dem Bischof Opas den Sarazenen die Thore des Vaterlandes aufthat; welche mit dem Sohne des französischen Grafen, Heinrich von Bourbon, Castilien ein Stück seines Herzens, Portugal, entriß; welche mit dem Infanten Don Juan die Mauren anführte, die Belagerer Tarifas, und welche, nicht vermögend den Platz zu erobern, den Sohn Guzman's des Treuen grausam ermordete; welche mit dem Grafen von Urgel, wenn auch fruchtlos, der Anerkennung Ferdinand's I. sich widersetzte, des vom Parlament von Caspe erwählten Königs von Aragonien; welche mit dem Marquis de Villena und dem Erzbischof von Toledo, die Waffen in der Hand, das Recht Isabel's der Katholischen bekämpfte, und welche, mit dem Condestable Velasco und dem Admiral Enriquez, Villalar in das Grab unserer Freiheiten verwandelte, um sich, wohldienerisch und knechtisch, zu den Füßen der willkürlichsten Herrscher niederzuwerfen — diese Aristokratie macht jetzt echt spanische Gesinnung zum Aushängeschilde.“

Im Namen des guten Geschmacks wäre freilich zu wünschen gewesen, daß man auf beiden Seiten mehr von der Wirklichkeit und etwas weniger von längstvergangenen Jahrhunderten gesprochen hätte. Aber die immerwährende Berufung auf die Vergangenheit ist eine wahre Krankheit dieses Volkes, das sich hiermit nur

allzu leicht über das Heute wegtäuscht. Kann sich doch auch der Republikaner Castelar nicht enthalten, gegen den fremden Fürsten immer und immer wieder die Schatten der Kämpfer von Sagunt und Numantia, der Gothenkönige, Cids, der katholischen Könige und der Philippe heraufzubeschwören, die mit dem constitutionellen Königthum der Neuzeit doch sehr wenig zu schaffen haben.

Die Aufregung der adelichen Gesellschaft stieg noch, als endlich auch die Königin Doña Maria Victoria in Madrid ankam. Während die Leute des Volkes nicht vergaßen, welche Achtung sie, wenn nicht der Königin, so doch der Frau schuldig waren, und demgemäß zwar nicht begeistert, aber anständig grüßten, traten die Junker des Velozclubs im Augenblick, da die Königin vorüberzog, auf die Balkone und trieben sich die Hüte bis zum Kinn ein; die Paläste Medina-Celi, Vistahermosa, Sexto, Xifré, Retortillo und wie alle die Namen mittelalterlichen Angedenkens heißen mögen, waren nicht blos ungeschmückt, sondern sogar geschlossen. Und des andern Tages begann der offene furchtbare Frauenkrieg gegen die Fremde, die Emporkömmlingin; unter den Kämpfenden thaten sich durch besondere Erbitterung hervor die Herzogin von Medina-Celi und die Herzogin von Sexto, bekanntlich eine geborene Russin, die als Herzogin von Morny französische Vaterlandsliebe getrieben und jetzt wie eine Vollblutspanierin sich gegen den Extranjerismo empört. Die adelichen Frauen erschienen bei ihrer beliebten Spazierfahrt an der Fuente Castellana in ganz bourbonischer Verkleidung, mit weißen Mantillen, Lilien,

riesigen Kämmen à la Isabel. Als das Königspaar kam, wollte der Statthalter von Madrid, wie üblich, die Schönen einladen, rechts oder links zu fahren und die Mitte dem königlichen Wagen zu lassen. Aber in einem Nu war dieser letztere allein, und die übrigen Wagen waren davongefahren. Des andern Tages derselbe Auftritt mit dem erschwerenden Umstande, daß die Dienerschaft des Adels in Trauergewand erschien. Den Gipfel aber erreichte die adeliche Entrüstung, als die Königin es wagte, gegen die vielhundertjährige spanische Etikette sich im Prado allein in ihrem Wagen zu zeigen. Seitdem brütet der Adel über dem finstern Plane, seine Residenz von Madrid nach Sevilla zu verlegen; die Blätter der adelichen Frauen, die isabellinische „Lilienblume“ und die karlistische „Margarita“, drohen mit einer allgemeinen Auswanderung.

Des Königs Anhänger lassen es nicht an löblichem Eifer fehlen, denselben über die Einsamkeit zu trösten, in welcher der Palacio Real bleibt; sie empfehlen ihm, sie selbst in den Adelstand zu erheben und aus ihnen seinen Hofstaat zu bilden; die ganze Tertulia progresista träumt von der Grandeza; bereits ist es ihr gelungen, die Witwe Prim's zur Camarera mayor der Königin ernennen zu lassen. Amadeo I. ist also jetzt der Ausweg gelassen, als demokratischer König eines hochadelichen Hofstaates ganz zu entrathen, oder nach dem Vorbilde Mazarin's so viele in den Adelstand zu erheben, daß man sich ebenso schämt adelich wie nichtadelich zu sein.

II.

Die Volkstheater, besonders in dem Arbeiterviertel des Rastro, hatten nach der Septemberrevolution angefangen, mit wenig Witz und viel Behagen die Ereignisse und Helden des Tages darzustellen; aber das im Grunde sehr unschuldige Spiel wurde ihnen, nicht gesetzlich, sondern gewaltsam gelegt, als sie sich auch an der neuen Majestät vergreifen wollten; eine Vorstellung von „Maccaronini I.“ wurde dadurch unterbrochen, daß die Porra die Bühne erstürmte, die Schauspieler und die Musikanten prügelte und unter die Zuschauer schoß. Nach diesem Vorfall blieb ihnen nur übrig, wie zuvor, mit schlecht übersetzten und dem Volke ganz unverständlichen Offenbach'schen Possen aufzuwarten, die seit vielen Jahren das spanische Theater, von dessen kläglichem Verfall man sich kaum eine Vorstellung machen kann, beherrschen.

Die Tertulias (Kränzchen, Clubs) der verschiedenen Parteien und die Casinos, sofern dieselben nicht ausschließlich Spielhöllen sind, waren den Winter über besuchter und belebter als seit Jahren, und auch die wissenschaftlichen und gelehrten Gesellschaften konnten sich dem Einfluß der Ereignisse in Spanien selbst, besonders aber des großen deutsch-französischen Krieges, nicht entziehen.

Am 26. November hat der bekannte Schriftsteller und frühere Minister Antonio Cánovas del Castillo die abendlichen Vorträge in dem Ateneo cientifico y

literário durch eine geistvolle Rede eingeleitet, in welcher er die weltgeschichtliche Bedeutung der Ereignisse des Jahres 1870 ins Licht zu setzen versuchte. Indem er seine zahlreiche Zuhörerschaft begrüßt, unter welcher sich die politischen, wissenschaftlichen und schriftstellerischen Größen Madrids vollzählig eingefunden, erinnerte er an die Leistungen dieser wissenschaftlichen und literarischen Anstalt seit den 35 Jahren ihres Bestehens, und machte von den durch den Tod entrissenen Mitgliedern namhaft einen Herzog von Rivas, einen Martinez de la Rosa, Alcalá Galiano, Pacheco, Pidal, Donoso Cortès, Lista, Mora, Estébanez Calderon, Pastor Diaz. „Das Ateneo war zu verschiedenen Zeiten der lebendigste Herd des Lichtes für die spanische Gesellschaft"; und „niemals war der Nutzen des hier geübten freien Unterrichts und der gewissenhaften und leidenschaftslosen Erörterung von Ideen und Thatsachen für Spanien wie für die Menschheit einleuchtender als jetzt."

Die Unerschrockenheit, womit der stolze Spanier und glaubenstreue Katholik die Thatsache, die sich ihm unzweifelhaft aus den Ereignissen des Jahres 1870 ergibt, nämlich das Verfallen der lateinischen und das Wiederaufblühen der germanischen Rasse, ins Auge faßte, bildet einen erfreulichen Gegensatz zu der Aufgeblasenheit, womit sich in Italien ein Bonghi und Genossen hierüber ausgelassen haben. Und wenn wir selbst lange nicht so weit gehen können wie Cánovas, so regt doch die Art, wie er und seine Landsleute denken, unsere ganze Theilnahme an. Mit dem Zusammen-

brechen der weltlichen Macht des Papstes und mit dem Unterliegen der Heere Frankreichs scheinen ihm die beiden Bollwerke des Romanismus zerstört zu sein. Rom, Italien, die lateinische Rasse könnte heute keinen ernstlichen Widerstand mehr leisten, wenn etwa der Reformation ein neuer Aufschwung beschieden wäre, wenn der deutsche Protestantismus danach streben würde, zu der kriegerischen und staatlichen Vorherrschaft des einstigen Kurfürstenthums Brandenburg die religiöse und sittliche Leitung der europäischen Gesellschaft zu fügen.

Cánovas glaubt anerkennen zu müssen, daß das gegenwärtige Wachsthum Deutschlands alle nur denkbaren Anzeichen der Dauer trage, ob man nun die von ihm entwickelten Truppenmassen oder die unvergleichliche Tüchtigkeit derselben, oder die guten gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen, aus denen die eigentliche kriegerische Leistungsfähigkeit natürlich fließe, oder die überraschende kriegerische Unfähigkeit ins Auge fasse, an der Frankreich und, wie man leider zugeben müsse, die andern lateinischen Völker leiden. Dieses neudeutsche Reich ist nach seiner Ansicht „nichts anderes, als jener verworrene deutsche Staat des Mittelalters, der, bis zu den Anfängen des 16. Jahrhunderts durch die geistlichen Strahlen des Vaticans beschränkt und geschwächt, sodann durch den lateinischen Genius, wie derselbe mächtig den großen Karl V. erfüllte, gefesselt, später durch den Dreißigjährigen Krieg erniedrigt, lange Jahre in den feinen Netzen der österreichischen Monarchie, die inzwischen fälschlicherweise, als ob sie ihr gehörten, die Abzeichen des deutschen Kaiserreichs zur

Schau trug, gelähmt und verwickelt, bereits einigermaßen beim Geräusch der Waffen und Blasphemien Friedrich's II. auferweckt worden und endlich seiner selbst Herr war, voll Selbstvertrauen und Muth nach den Schlägen des ersten Bonaparte, bis es schon halb seinen Triumph genoß auf dem blutigen Gefilde von Waterloo", — „niemand weiß mehr, niemand kann mehr als dieser Staat, und niemand weiß besser als er, was er will, und will mit größerer Ausdauer das, was er kann." Das Wiederemporkommen dieser furchtbaren Macht haben wesentlich die Franzosen verschuldet, und zwar nicht blos ein Napoleon III., sondern schon ein Richelieu, mit dessen Hülfe die Protestanten den Dreißigjährigen Krieg zu ihrem Vortheil beendigten, indem sie die Verträge von Münster durchsetzten, welche den Spaniens Verfall besiegelnden Pyrenäenfrieden und zugleich die Schwächung der österreichischen Monarchie zur nothwendigen Folge hatten. Die Kurzsichtigkeit der französischen Staatskunst ist um so weniger verzeihlich, als die Geschichtsbücher Europas auf jeder Seite von dem Dualismus zwischen germanischem und lateinischem Wesen zeugen, und schon zu Zeiten eines Karl V. Don Luis de Avila geschrieben hat, daß nach menschlichem Ermessen die ganze übrige Christenheit zusammen nicht mächtig genug scheine, um sich gegen den Germanismus zu wehren. Trotzdem daß damals die spanischen Arcabuceros und die italienischen Reiter der lateinischen Rasse das Uebergewicht sicherten, so erklärte es doch Don Bernardino de Mendoza, der erste Kriegsschriftsteller seiner Zeit, für unumgänglich nothwendig, in den großen Heeren

Europas den größern Theil der Reiterei wie des Fußvolks aus Deutschen bestehen zu lassen. Während ihm die politische Einheit fehlte, Karl V. und sein „noch spanischerer" Bruder Ferdinand sein Scepter hispanisirten, Religionsstreitigkeiten seinen innern Frieden zerstörten, war Deutschland mehr als zwei Jahrhunderte lang nur noch ein großer Markt von Kriegern, auf dem sich ganz Europa versah. „Jetzt aber hat Europa einen neuen Karl V. oder einen neuen Ludwig XIV. hervorgebracht, so mächtig wie nur einer der beiden, und dem erstern, wenn an Geist nicht gewachsen, an Glück überlegen." „Sehe man doch, wie jene Mauern von Metz, an denen unser großer Karl scheiterte, mit einem Heere, unter dessen Soldaten sich Markgrafen von Brandenburg befanden, diesmal dem deutschen Anprall nicht widerstehen konnten; und andererseits werden wenige zweifeln, daß Wilhelm I. zufriedener in seinen Palästen sterben wird, als Karl V. in Yuste." „Und zu denken, daß der, welcher heute zwar nicht den Ruhm, aber das Glück des großen Kaisers verdunkelt, niemand anderer ist als ein protestantischer Kaiser!" „Welche Geberde des Zorns oder Entsetzens würden nicht bei dem Vernehmen so seltsamer Kunde jene ersten Gäste im Pantheon des Escorial (Karl V. und Philipp II.) machen, wenn sie durch Zauber zum Leben erweckt würden?"

Indem Cánovas nach den Gründen der germanischen Ueberlegenheit forscht, führt er aus dem für Philipp II. von Antonio de Herrera ins Spanische übersetzten Werke Botero's: „De la razon de Estado", die Worte an: „Wie die Männer des Nordens aus übergroßem Trieb

nach Freiheit dahin gelangt sind, die Würde des Statthalters Christi zu leugnen, so sind die südlichen oder lateinischen Völker knechtisch von Natur, und durch Religion und Aberglauben zu lenken.“ Er bemerkt aber hierzu, daß einerseits nicht blos die religiöse Freiheit, sondern die Freiheit überhaupt das ausschließliche Erbtheil der Germanen zu sein scheine, andererseits der Freiheitsdrang der Germanen nicht ungezügelt sei, sondern daß diese eine kräftigere und strengere Zucht beobachteten, als die von Botero für knechtisch gehaltenen Lateiner. Schon Tacitus habe zu verstehen gegeben, wie weit er die öffentlichen Gebräuche der Deutschen denjenigen Roms vorziehe; „was er aber nicht bewundern konnte, wie wir heute nach so vielen Jahrhunderten thun, das ist die eigenthümliche Fähigkeit jener Rasse, die Menschenrechte zu üben und zu achten, und dabei das sociale System allmählich und auf dauerhafte Weise auszubilden“. Das englische Selfgovernment, der Geist der demokratischen Regierung der Vereinigten Staaten, die merkwürdige deutsche Verfassung, welche das allgemeine Stimmrecht neben dem Geburtsadel und dem Königthum von Gottes Gnaden verträgt, scheinen Cánovas klare Beweise, „daß, wenn die lateinischen Völker nicht unwiderruflich zur Knechtschaft und zum Regiertwerden durch Aberglauben verschiedener Art verdammt sind, sie sich doch in nichts schon so lange und so beharrlich der germanischen Rasse unebenbürtig gezeigt haben als in den politischen Dingen“.

Aus dem Grundsatze der Germanen, daß die Freiheit sich einzig durch das Recht vertheidige, fließt nach

Cánovas ihre Ueberlegenheit, während die Romanen, Sklaven willkürlicher Abstractionen, sich in ewigen Versuchen und Unruhen erschöpfen; aus demselben fließt auch die Thatsache, daß in Deutschland die sociale Zucht mit der unbedingten Unabhängigkeit der Vernunft und der wissenschaftlichen Untersuchung verträglich ist. „Im Schatten dieser glücklichen Eintracht zwischen Freiheit und Ordnung ist die deutsche Wissenschaft so gediehen, daß Karl V., wenn er heute wieder auferstünde, nicht blos seine Krieger von Mühlberg und sein kaiserliches Scepter geringer achten würde, sondern auch seine Herrschaft über die größten Denker des Menschengeschlechts, da diese sich Francisco Vitoria und Domingo de Soto nannten, statt Kant oder Fichte, Hegel oder Krause; — die Deutschen sind nicht nur, nach allgemeinem Zugeständniß, die größten Metaphysiker der Neuzeit, selbst die neueste Invasion des Materialismus muß aus Deutschland ihre Apostel empfangen."

Zum Schlusse seiner Rede verwahrt sich Cánovas gegen den Vorwurf der Schwarzseherei und Muthlosigkeit. Zunächst verfalle ja nicht die Menschheit selbst mit dem Verfall einer bahnbrechenden Nation oder Rasse; jedem theilweisen Verfall folge vielmehr ein allgemeiner Fortschritt nach, und immer noch habe ein besserer Stamm die Stelle eines besiegten Stammes besetzt; das Glück der Waffen entscheide am Ende eben doch immer für den Würdigern, und außerdem verhindern unsere mildern Sitten die Vernichtung des Besiegten, auch wenn diese möglich wäre. „Den gefallenen Rassen und Völkern bleiben immer noch die Thore der Erneuerung offen, und

sie kehren, gleich verschwenderischen Söhnen, zum Genusse der gemeinsamen Güter im Schose der Menschheit zurück, im Vaterhause aller. Es ist nicht nöthig, daß Völker untergehen oder in der Gesittung zurückgehen, damit sich in andern der Fortschritt verkörpere. Es genügt, daß von Zeit zu Zeit einer jener furchtbaren Zusammenstöße von Rassen oder Heeren, ein Steigen und Fallen stattfinde, wie wir jetzt erleben." „Den Lateinern bleibt ihr natürlicher Beruf für Theologie und Dichtung, und Kunst und Metaphysik, und wenn es uns beschieden ist, nochmals zu sein, was wir schon gewesen sind, so ist dies unter der Bedingung, daß wir es nicht gering achten, unsere eigenthümlichen Fähigkeiten zu üben; denn die Fähigkeit eines jeden ist gleichsam der göttliche Wegzeiger, der ihn vor Irrthum bewahrt und lehrt, die ihm zukommende Rolle in dem ungeheuern Schauspiel der Geschichte zu spielen."

Nicht wenigen Mitgliedern des Ateneo schien diese Ausführung Cánovas' eine harte Rede, und fast den ganzen Winter hindurch wurde die von ihm angeregte Frage mit großer Lebhaftigkeit von allen möglichen Standpunkten beleuchtet. Hierbei ist uns einigermaßen aufgefallen, daß Männer wie Canalejas, die einen guten Theil dessen, was sie sind, den Deutschen verdanken, am schärfsten mit den Cánovas'schen Anschauungen zu Gericht gingen. Nicht überrascht wurden wir dadurch, daß auch diese Frage, wie alle übrigen in diesem Lande, sich alsbald zu einer Frage der Parteien gestaltet hat. Im allgemeinen sind die Progressisten und Demokraten, als Individualisten und Anhänger des Selfgovernment,

am leichtesten bereit, die Ueberlegenheit der Deutschen anzuerkennen, während die Republikaner, die zum größern Theil, trotz ihrer föderalistischen Grundsätze, im Grunde doch nur die Nachäffer der centralistischen Jakobiner Frankreichs sind, unbeschadet ihres Weltbürgerthums und aller Redensarten von allgemeiner Republik und Völkerliebe, den Deutschen durch den Mund ihrer Redner, eines Emilio Castelar und Fernando Garrido, die Würde gesitteter Menschen absprechen und unfehlbaren schmählichen Untergang weissagen.

Wenn es uns vergönnt ist, kurz unsere eigene Meinung hier darzulegen, so glauben wir allerdings, daß man mit Recht im Anfang des Jahres 1870 die Vorgänge im Concil, welche die Gemüther in unserm Vaterlande tiefer aufregten als in irgendeinem andern Lande, wesentlich als einen Zweikampf zwischen deutscher Wissenschaftlichkeit und lateinischer Bigoterie und Herrschsucht aufgefaßt habe. Dagegen wird sich noch streiten lassen, ob der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich in dem Maße, wie viele Deutsche und Lateiner behaupten, ein Krieg zwischen Deutschthum und Romanenthum sei, und ob wir wünschen dürfen, daß Frankreich als Vorkämpfer des letztern sich nicht mehr von seinem Fall erhebe.

Es ist wahr, die Franzosen haben das Recht verwirkt, uns wegen unsers Heiligen Römischen Reiches zu verspotten; sie selbst haben ja, so oft sie in neuerer Zeit zu besonderer Machtentfaltung gediehen, altrömisches Wesen nachgeäfft. Zeugen dessen sind die Triumphbogen des Roi-Soleil, die classischen Tragödien aus

seiner Zeit, die Brutusse der Revolution, die „Commentaires de Napoléon Ier", die „Vie de Jules César" des dritten Napoleon, die kaiserlichen Adler, welche den gallischen Hahn, das echtere Sinnbild dieses Volkes, verdrängten. Auch haben wir gesehen, daß ihr größter zeitgenössischer Dichter, freilich, seitdem er sich selbst für einen Lothringer ausgegeben, eine zweifelhafte Autorität in der Völkerkunde, die Völker jenseit der Pyrenäen und Alpen als Stammesbrüder gegen die deutschen Barbaren zu Hülfe rief. Aber wer längere Zeit unter den Franzosen gelebt, weiß, daß dieselben trotz der Freundschaftsschwüre zwischen spanischen und französischen Republikanern, und trotz des Schwindeljahres 1859, Spanier und Italiener im Grunde des Herzens verachten, nichts mit ihnen gemein haben, daß sie nicht Romanen, sondern echte Sprößlinge der Gallier, daß sie wie die Deutschen eine Nation für sich sein wollen, Tantum sui similis.

Wir glauben auch, Frankreich hat tüchtigere Bürgschaften für seine Zukunft als die Chimäre eines lateinischen Bundes. Diesem Lande, das auf eine fast unabsehbare Reihe von Rednern, Staatsmännern, Feldherren ersten Ranges aus seiner Revolutionszeit, auf die großen Leistungen in den Wissenschaften und Künsten unter der Restauration und der Juliregierung zurückblicken kann, diesem Lande, das noch in seiner Erniedrigung unter dem zweiten Kaiserreiche einen so großen Einfluß auf das politische Leben, die Literatur, das Kunstgewerbe, das Theater Europas ausgeübt hat, diesem Lande die Lebensfähigkeit abzusprechen, scheint uns vermessen. Auch wenn die Elsässer und Deutsch-Lothringer nunmehr aus

der Reihe der Stämme Frankreichs scheiden, bleiben nicht die wackern Normannen übrig, die zähen Bretonen, die leichtlebigen Gascogner, die tüchtigen Burgunder, die beweglichen Söhne der Insel Frankreichs, um in glücklicher Mischung und Ergänzung ihrer Eigenschaften die nationale Einheit und Größe zu wahren? Frankreich mag nach dem Ende dieses furchtbaren Krieges schwerer daniederliegen als nach den Schlägen der Jahre 1812, 1813, 1815; aber sein Zustand wird doch nicht entfernt demjenigen ähnlich sein, in dem sich Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege befand. Würde nach dem Westfälischen Frieden jemand, der geweissagt hätte, die Herrlichkeit Deutschlands werde wieder auferstehen, gläubige Ohren gefunden haben? Wir hatten damals unsere beste Kraft ausgegeben, um durch die Reformation das menschliche Bewußtsein von dem Joche Roms zu befreien, und wir hatten dies mit dem Dreißigjährigen Kriege und mit zweihundertjähriger politischer Schwäche bezahlen müssen; so leidet das heutige Frankreich an den Folgen jener großen Revolution, welche die menschlichen Grundrechte in Europa zum Siege gebracht. Gewiß ist die neueste Republik in Frankreich eine wahre Caricatur auf jene erste, und die Pygmäen, die wir in Paris, Bordeaux, Marseille und Lyon am Werke gesehen, erinnern uns eher an die lächerlichen als an die erhabenen Erscheinungen in jener ersten; aber ebenso wenig konnte man seinerzeit in den Zänkereien der Theologen und den kleinlichen Händeln der deutschen Landesherren, welche das Jahrhundert nach Luther erfüllen, die großen Motive der Reformatoren,

der Fürsten und Reichsstädte, die jenen zur Seite standen, wiedererkennen.

Wir Deutsche haben uns durch lange, ernste Arbeit, durch eine völlige Erneuerung des Volksgeistes aus sittlicher und politischer Erschlaffung wieder emporgearbeitet, und so wünschen und hoffen wir auch, daß die ernsten Lehren der jüngsten Zeit den Franzosen nicht verloren seien, sondern ihnen den Weg zu durchgreifender Wiedergeburt zeigen. Schon haben wir aus Frankreich Stimmen vernommen, die das Unglück des Landes nicht sowol den Rüstungen, den Kanonen, der Zahl der Gegner, dem Verrath und der Unfähigkeit der eigenen Führer, als der eigenen leichtfertigen Ruhmsucht, Selbstüberhebung, Leichtgläubigkeit, Lügenhaftigkeit und Phrasenmacherei zuschreiben. Daß die Stimme der Vernunft diejenige der Leidenschaft ganz übertöne, dürfen wir freilich zur Stunde noch nicht erwarten, aber die chinesische Mauer, welche der französische Eigendünkel um das Land gezogen, ist einmal durchbrochen und durch die Breschen wird die Schätzung des Gegners und die Selbsterkenntniß einziehen. Frankreich wird seinen Platz statt über den andern Völkern zu suchen, neben ihnen finden, und im geistigen Austausch mit denselben ein noch werthvolleres Rüstzeug der Bildung und Gesittung Europas sein können als seither. —

Eine Reihe höchst lehrreicher Vorträge, die sich unmittelbar auf die neuere Geschichte und Politik Spaniens bezogen, hielt der frühere Staatsminister Don Antonio Benavides, Vorstand der Akademie der Geschichte. Unsere Kenntniß der neuern europäischen Staatengeschichte wird

durch die bevorstehende Veröffentlichung der Fülle von Mittheilungen, die Benavídes aus eigener Anschauung und Erfahrung besonders über die Anfänge der Misregierung Ferdinand's VII. geben kann, in erfreulichster Weise bereichert werden. Scharfe Wortgefechte mit meist unentschiedenem Ausgang entbrannten über die Frage des Ursprungs des Menschen. Büchner, Moleschott, Darwin sind längst hinter den Pyrenäen keine unbekannten Größen mehr; aber die berühmte Affentheorie steht, wie die Debatten im Ateneo zeigten, in Spanien noch allzu unvermittelt der Anschauung gegenüber, welcher die Offenbarung für die einzige Quelle der Weisheit und die Theologie für die Wissenschaft der Wissenschaften gilt, als daß sie auf eine sehr rasche Ausbreitung rechnen dürfte.

III.

Unbekümmert um ihre Gegner und Verkleinerer, unbekümmert um die Gleichgültigkeit und Undankbarkeit der Menge, hat die Academia Española fortgefahren dem Lande werthvolle Früchte ihrer Arbeiten zu spenden und die Freunde der spanischen Literatur zu ihren Festen zu vereinigen, die sich nicht blos wegen der bescheidenen Zahl der Gäste, der fast mehr als bescheidenen Ausstattung des Festsaales, sondern namentlich wegen des anspruchslosen einfachen Tons, der hier herrscht, zu einer Art von Familienfesten zu gestalten pflegen. Von einem

dieser Feste, dessen Würze eine Rede von dem bekannten Dichter Don Patricio de la Escosura war, dürfte ein kurzer Bericht willkommen sein. Die Würdigung der drei zeitgenössischen Dichter, Don Felippe Pardo, Don Ventura de la Vega und Don José de Espronceda, die mit ihm zu Don Alberto Lista's Füßen gesessen hatten und bis zu ihrem Tode seine Freunde gewesen waren, hat sich in Escosura's Rede zu einem fast vollständigen Bilde der Bestrebungen entwickelt, welche die spanische Dichtung im Anfang unsers Jahrhunderts bis in die vierziger Jahre beherrschten; ein äußerst wohlthuender, gemüthvoller Ton klingt durch diese Schilderungen gemeinsamen Jugendstrebens und seltsamer Lebensschicksale hindurch, welche der einzig Ueberlebende des vierfachen Dichterkleeblattes als Kränze auf das Grab seiner Kunst- und Lebensgenossen niederlegt.

Pardo, in Lima 1806 geboren und seit 1828 wieder Bürger von Peru, bewahrte durch sein wechselvolles, von den politischen Stürmen seiner Heimat erschüttertes Leben die Eindrücke, die er durch seine Erziehung in Madrid erhalten, von dem unbeugsamen Classiker Hermosilla die Achtung vor der Formenstrenge, von dem mildern Lista die sanfte Empfindung. Als er Spanien verließ, richtete er folgenden Abschied an seine Geliebte:

Amor, tus raudas alas
Al céfiro, confia:
Lleva á la amada mia
Mi postrimer adios,
Y díle que, en la ausencia
Que fiera nos divide,

La sacra fé no olvide
Jurada por los dos!

Verse, die so einschmeichelnd süß klingen, wie die bekannten Metastasio's:

Dille che si consoli:
Dille che m'ami; et dille
Che partò fido, Achille,
Che fido tornerà.

Dagegen erinnern seine von glühender Vaterlandsliebe und heiligem Zorn gegen die Feinde der wahren Freiheit, die Demagogen, erfüllten meist satirischen Gedichte politischen Inhalts mehr an Jovellanos, wie seine „Oda á Olmeda", „La Lámpara" und sein „Perú". Wie mächtig rauschen in dem letztern seine Octaven dahin:

Ah! Cien hombres de noble sentimiento
Bastan, de la divina Providencia
Las miras á llenar. No mas que ciento!
Dónde están? Los sumerge la indolencia
En torpe sueño? Y ceden sin aliento
El campo á la atrevida turbulencia?
Qué! No veis que ese sueño es tan funesto,
Como al provecho de la patria el vuestro?

Die politische Satire entsprach offenbar am meisten dem Temperament und Talent des Dichters; dabei ist nur zu bedauern, daß die Zustände und Personen, die er in „Constitucion politica", in „Vaya una República" u. s. w. geiselt, uns Europäern nicht hinreichend bekannt und wichtig sind, und daß er sich häufig durch seine Leidenschaft hinreißen läßt, statt des Misbrauchs gewisser

Grundsätze diese selbst anzugreifen. Pardo wäre kein spanischer Dichter, wenn er sich nicht auch auf dem dramatischen Felde versucht hätte. Während seiner Studienjahre in Madrid wurden zwar noch viele Stücke des alten spanischen Theaters aufgeführt, aber dieselben galten in den Schulen nur noch als alterthümliche Ueberbleibsel einer untergegangenen Cultur. Der Pseudoclassicismus der Franzosen, der am Ende des 18. Jahrhunderts in Spanien eingeführt worden, stand noch in Blüte; Moratin's Schule herrschte, kaum wagte noch Quintana ein schüchternes Wort zu Gunsten der Nationaldichter des goldenen Zeitalters einzulegen; Moratin's begabtester Schüler Breton, der erste Stern des Dichterhimmels der Zeit, war mit Pardo befreundet, und dieser verließ Spanien, bevor daselbst die Romantik mit „El Trovador" und „Los Amantes de Teruel" Einzug hielt. So ist es denn nicht zu verwundern, daß in den drei Lustspielen, die er uns hinterlassen, dem dreiactigen „Los frutos de la educacion", dem fünfactigen „Una huérfana en Chorillos" und dem zweiactigen „Don Leocadio" die drei berühmten Einheiten sorgfältig beobachtet sind, und daß der Dichter selbst als einen besondern Vorzug des erstern rühmt: „Die Handlung geht in weniger als 24 Stunden vor sich." Das erste Stück, das in Lima 1829 zur Aufführung gekommen, ist ein wesentlich literarisches Drama, die „Huérfana" ist ein bewegtes Sittenbild, „Don Leocadio", in Stil und Vers den beiden andern ähnlich, dem französischen Theater entlehnt.

Während äußere Lebensschicksale Pardo nicht gestatteten, sein Talent auf diesem Gebiete völlig zu ent-

wickeln, hat Don Ventura de la Vega mit seinem „Hombre de Mundo" dem spanischen Theater eine ebenso kostbare Perle geschenkt, als Moratin mit seinem „El Sí de las Niñas". „Diese beiden bescheidenen Lustspiele", sagt Escosura, „ohne tiefe Leidenschaft, ohne sichtbare Kunstmittel, mit einem Wort: ohne andere Hülfsmittel als die Wahrheit des Gedankens, die Einfachheit des Stils, die tiefe Kenntniß der Gesellschaft und des Menschen, haben im ersten Augenblick ihres Erscheinens auf der Bühne triumphirt, die Zuschauermenge begeistert, die Verständigen in Erstaunen versetzt, die Kritik zum Schweigen gebracht, Epoche und Schule gemacht." Die in Paris 1866 gedruckte und schön ausgestattete Sammlung Vega's enthält noch die beiden ziemlich verunglückten geschichtlichen Dramen „Don Fernando de Antequera" und „La Muerte de César", das seinerzeit mit Beifall aufgeführte dramatische Bruchstück „Los dos Camaradas" und verschiedene unbedeutendere Stücke. Aber sein dauernder Ehrentitel ist allein „El Hombre de Mundo", wo er sein Talent als dramatischer Dichter, seine Beobachtungsgabe, Stilcorrectheit, Mäßigung in Anwendung von Bildern und in Einflechtung von Episoden und seine feine Anmuth am reichsten entfaltet hat. Als Lyriker der classischen Schule nennt ihn Escosura: mehr Denker als Mann der Leidenschaft, streng in der Sprache, untadelig im Stil, im dichterischen Ausdruck immer glücklich, ein vollendetes Muster im Geschmack, einen würdigen Nachfolger Rioja's, den würdigsten Nebenbuhler des Herzogs von Frias, Don Juan Nicasio Gallego's und seines Lehrers selbst, des unvergeßlichen Don Alberto

Lista. Etwas von dem Geiste des Meisters Leon (in seiner Ode „A Felipe Ruiz"), etwas von der Form der unsterblichen „Coplas" von Jorge Manrique nehmen wir wahr in dem anspruchslosen Gedicht „A orillas del Pusa", welches Escosura hatte entstehen sehen dürfen. Wir führen nur die Anfangsverse an:

Tu raudal, de ese elevado
Monte al Tajo, en raudo giro
Se derrumba,
Tan humilde, que sentado
Desde aquí su cuna miro
Y su tumba.

No importa que el Tajo ufano
Tu breve curso no iguale;
Corre ledo;
Y que nunca el cortesano
En la carta te señale
Con el dedo. . . .

Mit besonderer Vorliebe spricht Escosura von dem bedeutendsten unter den dreien, Don José de Espronceda, der auch seinem Herzen am nächsten stand. Er ergänzt die treffliche Lebensgeschichte des Dichters, die wir von Don Antonio Ferrer del Rio haben, durch manchen Zug aus seiner eigenen Erinnerung. Er nimmt auf sich selbst, den Jugendfreund, auch den Vorwurf, welchen man dem jungen Espronceda gemacht, ein unruhiger Kopf, ein Buscaruidos, gewesen zu sein; „das Lesen Calderon's stachelte beide auf, das Beispiel jener Edelleute nachzuahmen, die stets mit dem Degen in der Hand für die Männer und mit einer Liebeserklärung

auf den Lippen bereit standen für die erste wie für die letzte Frau, der sie begegneten". Was Escosura hierüber erzählt, erinnert uns lebhaft an die Abenteuer, womit der ältere Zeitgenosse, der Maler Goya, Hof und Volk von Madrid im Athem gehalten hatte. Bekannt ist, wie Espronceda nach einer unglücklichen militärischen Erhebung in Estremadura nach Portugal floh, von dort nach London, wo er sich in das Studium der englischen Literatur vertiefte und sich besonders dem Einflusse der Byron'schen Dichtung überließ; wie er 1830 im Juli auf den Barrikaden von Paris kämpfte, dann sich an allen spanischen Pronunciamientos bis zum September 1840 betheiligte und sich alsbald unumwunden als Republikaner bekannte. Bei einer Begegnung, die er damals mit Escosura hatte, gab der Dichter seinem Schmerz, sich „außerhalb der gewöhnlichen Lebensverhältnisse" zu finden, rückhaltslosen Ausdruck; das revolutionäre Fieber hatte seine Kräfte untergraben; eine unglückliche Liebe aus Lissabon, über welche Escosura wie seine übrigen Biographen einen Schleier breiten zu müssen glaubte, und die Byron'sche Weltschmerzpoesie hatten damals schon seinen Geist mit tiefer Schwermuth umnachtet, sodaß sein „vorzeitiger Tod als eine besondere Gnade der Vorsehung für den großen Dichter und vielleicht selbst für seine Bewunderer erscheinen mußte". Unwillkürlich gemahnt es uns bei diesem Dichterlose an unsern Hölderlin, und noch mehr an Lenau.

Mit Recht bezeichnet es Escosura als die wahre Eigenthümlichkeit des Dichters des „Diablo Mundo", daß in seinen Werken alles persönlich, alles der unmittelbare

Ausfluß des Gefühls sei. In dieser Beziehung nimmt Espronceda eine ganz einzige Stellung in der zeitgenössischen Literatur Spaniens ein. Allem Anschein nach berufen, ein Nachfolger Herrera's und Quintana's zu werden, ringt er sich mit ungestümem Drang aus den heimischen Ueberlieferungen los, freilich nur um unter den Einfluß der Dichtung, ja der Persönlichkeit Byron's u gerathen — einen Einfluß, der nach unserer Meinung viel unbeschränkter war, als Escosura zugeben möchte. Der letztere will seinen Freund liebreich in Schutz nehmen gegen den Vorwurf, daß er der Dichter der Verzweiflung und des Unglaubens gewesen sei, und führt zu diesem Zwecke seinen prachtvollen „Himno al Sol", classische Strophen aus dem „Pelayo" und die lieblichen Verse aus seinem Nachtgesang an:

Todos suave reposo
En tu calma, oh noche! buscan;
Y aun las lágrimas, tus sueños
Al desventurado enjugan;

Oh qué silencio! oh qué grata
Oscuridad y tristura!
Cómo el alma contemplaros
En sí recogida, gusta!...

Wir finden aber, daß ein Byron, ein Heinrich Heine, selbst ein Alfred de Musset die Wunder der Natur auch nicht weniger innig gefühlt haben als ihr spanischer Genosse. Und wenn Espronceda in seinem Gedicht „A Jarifa en una orgía" ausruft:

Qué la virtud, la pureza?
Qué la verdad y el cariño?

Mentida ilusion de niño,
Que halagó mi juventud....

so kommt uns mehr als ein ähnlich klingender deutscher, französischer und englischer Vers in den Sinn von Dichtern, die nicht wenig über die Versicherung erstaunt gewesen wären, womit Escosura seinen Freund schützen will; derselbe habe nämlich nie vergessen, daß er als Caballero geboren sei. Es will uns sogar fast philisterhaft scheinen, wenn Escosura seinen Freund und Verwandten gegen den Namen eines zweiten Don Juan Tenorio verwahrt und sagt: „Ich muß wiederholt erklären, daß es unmöglich ist, in dem Leben meines Freundes einen einzigen Umstand anzuführen, der ihm diesen Namen verdient hätte, wenn man nicht von seinem stattlichen Aeußern und seiner großen Liebenswürdigkeit sprechen will." Da wir bei den Freunden der spanischen Literatur eine hinreichende Kenntniß der Dichtungen des lyrischen Espronceda voraussetzen, so eilen wir über dasjenige hinweg, was Escosura hierüber, und insbesondere über „El Estudiante de Salamanca" und „El Diable Mundo" ausführt. Ueberraschend war für uns die Mittheilung, daß Escosura im Besitz eines ungedruckten, aber vollständigen Trauerspiels: „Blanca de Borbon", von Espronceda ist. Die in Romanen, Legenden, Ueberlieferungen gefeierte Generalin von Don Pedro El Cruel, oder El Valiente y Justiciero, ist bekanntlich die Heldin von Stücken Lope's, Calderon's, Tirso's, Moreto's, Alarcon's, Veler de Guevara's, Claramonte's, Hoz y Mota's, Cañizares'. Die beiden ersten Acte, welche Espronceda vielleicht noch in Spanien geschrieben, gehören ganz der

alten classischen Schule an. Hermosilla und Lista würden ihren Zögling hier nicht verleugnen; die drei letztern verrathen den Einfluß Shakespeare's und der romantischen Schule. So steht auch dieses Trauerspiel Espronceda's, das uns durch Auszüge von Escosura kennen zu lernen vergönnt war, am Scheidewege der beiden Richtungen, der classischen und der romantischen, welche fast die ganze zeitgenössische Dichtung Spaniens bestimmen.

Um auch denjenigen unserer Leser, welchen die Dichtungen Espronceda's unbekannt sind, einen annähernden Begriff von dem Grundton derselben zu geben, möge uns verstattet sein, in deutscher Uebersetzung einen kleinern lyrischen Erguß hier mitzutheilen, welcher in seiner tief schwermüthigen Weise allerdings stark an Lenau erinnert:

An einen Stern.

Wer bist du, räthselvoller Stern, der immer
So trüben Schein vor tausend Sternen trägt,
Daß mir bei deinem ungewissen Schimmer
Beklommen stets das Herz im Busen schlägt?

Ein dämmernd Rückerinnern wol voll Trauer
An deines Urlichts längst erloschne Pracht,
Da du, getäuscht wie ich, des Glückes Dauer,
Des nun verlornen, ewig dir gedacht?

Vielleicht hat einst mit goldnen Traumessonnen
Die Hoffnung deiner Jugend Pfad erhellt,
Und mit des Friedens, mit der Liebe Wonnen
Dein erstes Licht erfüllt die Erdenwelt.

Und als die Lieb' auf heiligem Gefilde
Zum ersten mal bezwang die Menschenbrust,
Da strahltest du, o Stern voll Zaubermilde,
Ein trauter Freund des Schweigens und der Lust.

Dein war das Licht, das einst mit holdem Prangen
Sich über Edens Rosenflur ergoß,
Und in der Brust dies glühende Verlangen
Nach ewiger, endloser Lieb' erschloß.

Doch, ach wie bald ist dir die Freud' entschwunden!
In Leid und Weh verkehrte sich dein Glück,
Von düsterm Flor ist nun dein Glück umwunden,
Und nur Erinn'rung noch blieb dir zurück!

Voll Schwermuth nun seh' ich dich niederschauen,
Doch ist dein Blick für mich ein Pfeil der Qual;
Magst du auch Liebe noch ins Herz mir thauen,
Ist's eine Lieb', ach, ohne Hoffnungsstrahl!

Der unverkennbare Einfluß, welchen Byron und Victor Hugo auf Espronceda ausübten, tritt unter anderm auch in seinem „Gesang des Piraten" und seinem „Kosackengesang" hervor:

Der Gesang des Piraten.

Wind im Rücken, volle Segel,
Kommt geschwommen, kommt geflogen
Eine Brigg durch Meereswogen,
Zehn Geschütz' an jedem Bord.
Des Piraten kühne Barke
Ist es, die, genannt „der Schrecken",
Auf des Meeres weiten Strecken
Furcht ausstreut nach Süd und Nord.

Silbern strählt der Mond die Fluten,
Frischer Ost stöhnt in den Tauen
Und erregt zu sanften, blauen
Wellen rings den Ocean.
Eine muntre Weise singend,
Sitzt der Kapitän am Steuer,
Vor ihm dehnt sich, ungeheuer
Hinter ihm die Wasserbahn:

„Fürder segle, wackrer Schwimmer,
Durch die Flut!
Feindlich Fahrzeug soll dir nimmer,
Nimmer Stürm' und Meeresstillen
Kreuzen deines Kieles Willen,
Noch bezähmen deinen Muth."

„Zwanzig Prisen
Sind erstritten,
Selbst dem Briten
Sprach ich Hohn;
Mir zu Füßen
Mußte streichen
Flagg' und Zeichen
Mancher schon."

„Ja, mein Schifflein ist mir alles, —
Freiheit schirmt's mit starker Hand, —
Mein Gesetz sind Wind und Wellen,
Und das Meer mein Vaterland!"

„Mögen sich mit wilden Haufen
Könige immer
Um ein Stückchen Erde raufen:
Hier, so weit die Wellen branden,
Bin ich Herr in meinen Landen, —
Menschensatzung zwingt sie nimmer."

„Keine Flagg' ist,
Daß ich wüßte,
Keine Küste
Längs der Flut,
Die nicht meine
Macht empfände,
Sich entwände
Dem Tribut."

„Ja, mein Schifflein ist mir alles, —
Freiheit schirmt's mit starker Hand, —
Mein Gesetz sind Wind und Wellen,
Und das Meer mein Vaterland!"

„Heißt es nur: «Es naht der Schrecken»,
Hei, wie da
Gleich sich's rührt auf den Verdecken
Und die Segel dreht zur Flucht:
Schwer wiegt meines Zornes Wucht —
Meereskönig bin ich ja!"

„Gleichen Theil hat
An der Beute
Meiner Leute
Troß zumal;
Nur die Schönheit
Beim Ereilen
Darf mir theilen
Kein Rival!"

„Ja, mein Schifflein ist mir alles, —
Freiheit schirmt's mit starker Hand, —
Mein Gesetz sind Wind und Wellen,
Und das Meer mein Vaterland!"

„Haben mich verdammt zu sterben!
Doch ich lache.
Meinem Richter zum Verderben
Läßt mich wol das Schicksal leben,
Bis am eignen Maste schweben
Ich ihn seh' am Tag der Rache!“

„Fall' ich auch, was
Ist das Leben?
Preisgegeben
War's ja doch,
Als ich müd' des
Sklavenharmes,
Starken Armes
Brach mein Joch.“

„Ja, mein Schifflein ist mir alles, —
Freiheit schirmt's mit starker Hand, —
Mein Gesetz sind Wind und Wellen,
Und das Meer mein Vaterland!“

„Wie Gesang, wie heller Chor
Klingt das Stöhnen
Wilder Stürme meinem Ohr,
Wie Musik der Segel Sausen,
Und des dunkeln Meeres Brausen,
Und der Feuerschlünde Dröhnen.“

„Ob des Himmels
Donnerstimme
Auch der grimme
Sturm bekriegt:
Schlaf' ich ruhig,
Traumumflogen,
Von den Wogen
Eingewiegt.“

„Ja, mein Schifflein ist mir alles, —
Freiheit schirmt's mit starker Hand, —
Mein Gesetz sind Wind und Wellen,
Und das Meer mein Vaterland!"

Der Gesang des Kosacken.

„Wohin mein Roß die Hufe setzt,
Da soll nimmer Gras wachsen."
Worte Attila's

Chor.

Sitzt auf, hurrah, Kosacken, auf, zu Pferde!
Europa winkt mit heller Beute Schein;
Ein rothes Meer von Blut soll rings die Erde,
Die Feindesschar ein Mahl der Geier sein!

Hurrah, zu Roß! Aus düstrer Nebelwolke,
Verhängten Zügels, stürmt herbei zur Schlacht!
Seht ihr das Land? Nur von entnervtem Volke
Ist es bewohnt, das euch so reizend lacht.
Paläste, Häuser, Gärten und Gefilde
Sind dort von Glanz und Freuden licht erhellt,
Die Weiber scheinen himmlische Gebilde,
Und von Azur das blaue Himmelszelt.

Des Kampfes Müh', des kühnen Zugs Gefahren
Lohnt ihre Sonn', ihr Gold und ihre Flur;
Den Weibern gleich sind ihre Söldlingsscharen,
Und feile Schächer ihre Kön'ge nur.
Schon fliehen sie hinab die goldnen Stufen,
Der Feigheit Thräne rollt in ihren Schos;
Hurrah, heran! Zerstampft von Rossehufen —
So wende sich ihr königliches Los!

Dort werden wir in stolzer Hofburg wohnen,
Vor unsrer Willkür sinkt das Recht in Staub,
Und all der Pomp von Sceptern und von Kronen —
Das Knabenspiel — sei flücht'ger Winde Raub!
Hurrah, zu Roß, die heiße Lust zu büßen,
Wo liebeshold manch schönes Auge lacht!
Gewährungsvoll wird es den Wilden grüßen,
Der herrlich strahlt in hehrer Siegespracht.

Den Tigern gleich, die sich am Raube weiden,
Zerreißen wir Europens Länderschar,
Der blutbespritzte Mantel wird uns kleiden
Wie eines Kaisers purpurner Talar.
Und unser Roß, den fetten Haber witternd,
Zieht wiehernd in den Königsmarstall ein,
Und hundert Sklaven werden, vor uns zitternd,
Dem stummen Wink des Blicks gehorsam sein.

Sitzt auf, halloh, auf hurt'ger Rosse Flügeln,
Wie schwarze Wetterwolken schwebt heran!
Schweifenden Blicks, mit weggeworfnen Zügeln,
So stürmt daher, gedränget Mann an Mann!
So braust dahin in Kampfesungewittern,
Der Trombe gleich, die wild der Wirbel packt;
Wie Stromeseis, das sich, in tausend Splittern
Zerschellend, stürzt von jähem Katarakt!

Von unsern Vätern kam, so geht die Kunde,
Nach Rom voreinst ein froher Wanderzug,
Prachtvolle Schlösser lagen in der Runde,
Der Himmel eine schönre Sonne trug;
Im Tiberstrome schwemmten sie die Pferde,
Zur Wüste ward das Land auf ihrem Gang,
In Schlummer wiegte, nach des Kampfs Beschwerde,
Sie mild der Fata zaubrischer Gesang.

Was zögert ihr? Der Schaft der Lanze zittert,
  Nach Blute lüstern, schon in eurer Hand;
Die Geisterschar, die euch im Duft umwittert,
  Beut grüßend euch des Sieges Unterpfand. —
Ein starker Schild für all das Volk im Westen
  War jener Mauern nun geschleifter Wall;
Schaut hin! Auf blutgedüngten Ueberresten
  Beweinet Polen seiner Größe Fall.

Und wer verkehrt' ihm seine Lust in Klagen?
  Wer löschte seiner Ruhmesfackel Glut?
Wer hat in Fesseln siegreich es geschlagen?
  Wer es erstickt in seinem eignen Blut? —
Hurrah, wohlauf! Mit schleuderndem Geschosse
  Heb' an, mein Volk, den neuen Siegeslauf!
Es präge tief der Hufschlag deiner Rosse
  Der Feindesstirn ein blutig Schandmal auf!

Bei jedem Lanzenstich, bei jedem Streiche,
  Der fällt im Kampf, fühlt ihr mit Wonne schon,
Daß unterm Sattel dampfend sich erweiche
  Des rohen Mahles blutige Ration.
Wie nun, wenn einst in Tempeln, Schlössern, Villen —
  Steht uns als Tisch ein Altar zu Gebot —
Erst unsern Durst die süßen Weine stillen,
  Und unsern Hunger köstlich Weizenbrot?!

Dann kehren heimwärts wir, zu unsern Füßen
  Das morsche Reich, den Siegeskranz im Haar;
Um jeden Sohn als König zu begrüßen,
  Naht wonnebebend uns der Mütter Schar.
Die junge Brut freut sich am Waffenglanze,
  Der ihr ins Haus Europens Kronen trug,
Und rüstet thatendurstig Roß und Lanze
  Zu neuem Kampf und neuem Beutezug.

Sitzt auf, hurrah, Kosacken, auf zu Pferde!
Europa winkt mit heller Beute Schein;
Ein rothes Meer von Blut soll rings die Erde,
Die Feindesschar ein Mahl der Geier sein!

Die glühende Freiheitsliebe des Dichters spricht sich in dem folgenden leidenschaftlich bewegten Sonett aus, das bisjetzt noch nicht veröffentlicht worden ist:

Sieg oder Tod.

Mueran los Carlistas!

Ihr möchtet gern den lichten Tag verhängen —
Die Sonne scheint zu hell auf eure Lügen —
Ihr möchtet gern, daß wir die Binde trügen
Und blind des Wahnes blut'ge Fahne schwängen.

Wohl mögt den Aar ihr in den Käfig zwängen —
Stumm wird er sich der Kraft der Stäbe fügen, —
Doch nimmermehr nach seinen Sonnenflügen
Könnt ihr die Sehnsucht aus der Brust ihm drängen.

So wie vom Uranfang der Welt geschieden,
Versöhnungslos, in stets erneutem Kampfe,
Das Licht sich und die Finsterniß bekriegen,

So auch ist zwischen uns und euch nicht Frieden.
Wir hassen euch! Und noch im Todeskrampfe
Bleibt unsre Losung: Sterben oder Siegen!

Diese schönen Uebersetzungen rühren von Herrn Dr. O. Braun, Redacteur der augsburger „Allgemeinen Zeitung", her. Wir haben von der freundlichen Erlaubniß des Herrn Verfassers, dieselben hier mitzutheilen, in der Hoffnung Gebrauch gemacht, Herr Braun, der dem spanischen Vorbilde so herrlich nachzufühlen und so getreu nachzubilden versteht, möchte sich endlich bewegen lassen, den Freunden spanischer Dichtkunst die gesammelten Früchte seiner Muse vorzulegen.

IV.

Die Academia Española sieht auf das Jahr 1869 bis 1870 als auf eins ihrer fruchtbarsten zurück. In dem „Resúmen de la tareas y actos" bemerken wir, betreffend die Nachrichten über ihre Mitglieder, hauptsächlich die Erwählung von D. Adelardo Lopez de Ayala und D. Manuel Silvela. Man weiß, welche Rolle die beiden in der Septemberrevolution gespielt haben. Ayala war zum Ultramar-, Silvela zum Justizminister ernannt worden; da der erstere schon lange aufgehört hat, als dramatischer Dichter thätig zu sein, und der letztere weder als Kammerredner noch als Schriftsteller einen großen Ruf genießt, so hat ihre Wahl einen wesentlich politischen Charakter. Jahre hindurch rekrutirte sich die spanische Akademie fast ausschließlich aus Moderados, jetzt ist die Reihe wieder an den Unionisten und Progressisten: ein Beweis, wie eben alles in diesem

Lande eine politische Farbe annimmt. Unter den zu correspondirenden Mitgliedern ernannten Fremden sehen wir einen Landsmann, Dr. Johann Fastenrath aus Köln, der seine jugendliche Begeisterung für Spanien und spanische Dichtung bereits in einer ansehnlichen Reihe von Büchern zum Ausdruck gebracht hat, als da sind: „Klänge aus Andalusien, Romanzen"; „Die Wunder Sevillas, Romanzen und Lieder"; „Ein spanischer Romanzenkranz"; „Hesperische Blüten, Lieder, Sprüche und Romanzen"; „Immortellen aus Toledo, Romanzen und Sonette".

Die Akademie bereitet Verbesserungen und Ergänzungen zu einer neuen Auflage ihres „Diccionario vulgar" vor, da die elfte, welche im vergangenen Jahre zur Veröffentlichung gekommen, sich sehr rasch erschöpft. In derselben sollen die von der Comision de Diccionario (Breton de los Herreros, Segovia, Olivan, Hartzenbusch, Puente y Apecechea, Ferrer, Tamayo, Monlau, Cutanda) vorgeschlagenen und von der Akademie gebilligten Reglas zur Anwendung kommen, und die Rathschläge von nicht akademischen Sachverständigen Berücksichtigung finden. Die Comision de Gramática (Breton de los Herreros, Segovia, Hartzenbusch, Monlau, Catalina) hat endlich ihre Aufgabe gelöst und die castilianische „Prosodia" in ihr Werk aufgenommen und manche Verbesserungen der Rechtschreibung festgestellt. Von den einzelnen Theilen des Werkes, „Compendio", „Epítome de Analogia", „Sintáxis", „Prontuario de Ortografia", sind die drei letztern bereits veröffentlicht. Ebenso ist in Bälde die Veröffentlichung des „Diccionario de la Rima" zu erwarten. Die

Verfasser desselben, Cueto und Tamayo, haben sich ein höheres Ziel gesteckt als diejenigen, welche lediglich den Verseschmieden mit einem Gradus ad Parnassum unter die Arme greifen wollen; sie suchen die Bedeutung der an die Stammsilben angehängten Endungen, die den Sinn des Wortes ändern, klar zu machen, die Zweifel über die Bildung vieler Wörter, namentlich auch vieler Eigennamen zu heben, deren Betonung endgültig eben nach der Kategorie festgestellt wird, in welche sie das „Diccionario de la Rima" einreiht. Demselben wird ein von Escosura, Cañete, Cánovas ausgearbeiteter „Tratadito de arte métrica" beigefügt. Das den Akademikern Escosura, Puente y Apecechea und Cueto anvertraute große „Diccionario de Autoridades" rückt vorwärts; das frühere Verzeichniß der Schriftsteller ist durch ein neues ebenso vollständiges ergänzt worden; beide enthalten eine Fülle gelehrter Mittheilungen, Nachweise über seltene Werke, kritische Untersuchungen über Classiker.

Neben den Arbeiten der Akademie selbst und ihrer Ausschüsse verdienen diejenigen einzelner Akademiker Erwähnung, wie die Veröffentlichung des Marquis de Molins: „La Sepultura de Miguel de Cervantes". In derselben ist, mit vielleicht etwas zu großem Aufwande von Gelehrsamkeit, alles zusammengestellt, was uns beweist, daß die irdischen Reste des Dichters in dem Kloster der Religiosas Trinitarias zu Madrid ruhen; von D. Manuel Cañete ist zu nennen ein Vorwort zur Ausgabe des „Viaje entretenido de Rojas", die demnächst in die „Biblioteca selecta de Autores Clásicos" aufgenommen wird, und der letzte Band seiner Sammlung dramatischer

Stücke von Lope de Vega, die gleichfalls einen Theil der „Biblioteca selecta" bilden soll; in diesem Bande sind unter anderm enthalten „Farsa del mundo y moral" (1528) von Lopez de Yánguas, einem Dichter, welchen Moratin nicht kannte und dessen Blütezeit Wolf und Barrera nicht richtig angeben, und die Moratin, Barrera und Wolf nicht bekannte „Égloga de la paz y concordia entre el Emperador y el Rey de Francia". Auf Beschluß der Akademie sind die Untersuchungen, durch welche D. Aureliano Fernandez Guerra nachwies, daß Rodrigo Caro allein das Verdienst gebührt, die berühmte „Cancion á las Ruinas de Itálica", die man lange Zeit Rioja zugeschrieben hatte, „recomponirt" zu haben, in einem Band herausgegeben worden. Schließlich muß eine neue Veröffentlichung der Akademie erwähnt werden: „Las Memorias de la Academia Española", von denen seit letztem Juli monatlich eine Nummer erscheint und je vier Nummern einen Band ausmachen.

In echt spanischer Art hat die Akademie am 2. Januar ein Fest zu Ehren des Principe de los ingenios españoles begangen, indem sie in der Kirche der Religiosas Trinitarias eine Messe singen ließ gelegentlich der Aufstellung zweier Gedenksteine für Cervantes. Auf dem einen, im Presbyterium, ist die Inschrift zu lesen:

En este monasterio yacen
Miguel de Cervantes Saavedra
Y Doña Catalina de Salazar, su esposa,
Doña Isabel de Saavedra, hija de Cervantes,
Y sor Marcela de San Félix,
Hija de Lope de Vega.

Ueber dem Haupteingange des Klosters ist die folgende Inschrift angebracht worden:

A
Miguel de Cervantes Saavedra,
Que por su última voluntad yace
En este Convento de la Orden Trinitaria
A la cual debió principalmente su rescate,
La Academia Española.

Einem literarischen Feste mehr im Geschmack unserer Zeit hatten wir im Jahre 1869, am Todestage des Dichters, 23. April, im Saale des Senats angewohnt. Dasselbe war von der Academia de Conferencias y Lecturas públicas de la Universidad de Madrid veranstaltet worden. Die madrider Gesellschaft hatte gehofft, künftig alle Jahre, wie wir in Deutschland bei den Schiller-Festen, sich zur Feier des Gedächtnisses ihres Lieblingsdichters vereinigen zu können. Allein dieser Gedanke gehört zu den vielen schönen Vorsätzen und Unternehmungen, die nach der Septemberrevolution auftauchten, um alsbald wieder einzuschlafen. Inzwischen besitzen wir wenigstens in den Reden und Gedichten, die damals vorgetragen und dann in einem Bändchen herausgegeben wurden, einen angenehmen Beitrag zu der großen Cervantesliteratur, für welche das verflossene Jahr überhaupt ein sehr fruchtbares war. „La Sepultura de Miguel de Cervantes" von dem Marquis de Molins, „Cervantes y el Compas de Sevilla" von José Maria Asensio, „Cervantes y la Filosofia española" von dem Krausisten Fernando de Castro, „La Jurispericia

de Cervantes" von Antonio Martin Gamero, „Cervantes Teólogo" von José Maria Sturbi sind Einzelschriften, die uns schon durch ihre Titel die große Theilnahme beweisen, welche die Spanier noch allem entgegenbringen, was irgendeine Seite ihres Dichterfürsten berührt. Der verdienstvolle Biograph Murillo's und Pablo's de Céspedes, D. Francisco Maria Tubino, von dem wir aus dem Jahre 1862 ein Buch „El Quijote y la Estafeta á Urganda" besitzen, hat in der „Ilustracion de Madrid", einer neuen spanischen illustrirten Zeitung, die wir bei dieser Gelegenheit der Beachtung empfehlen wollen, eine Reihe von Artikeln unter dem Titel: „Bellezas del Ingenioso Hidalgo" zu veröffentlichen begonnen, die wir als Vorläufer eines Werkes ansehen dürfen, welches die ästhetische Würdigung des Dichters auf ganz neue Grundlagen stellen will.

Rechnen wir die Fortsetzung früher begonnener Werke, wie die „Historia de la guerra civil" von D. Antonio Pirala ab, so fällt uns eine trostlose Unfruchtbarkeit an größern Werken auf. Die leidige Politik und Zeitungsschreiberei lenkt fast alle Kräfte von ernstern literarischen Erzeugnissen ab. Eine Ausnahme bildet der erste Justizminister der Septemberrevolution, Romero Ortiz, der noch Muße genug fand, um in der „Revista de España" eine Reihe von Aufsätzen über die neuere portugiesische Literatur zu veröffentlichen und sodann in einem besondern Bande herauszugeben.

V.

Der erste Novellist der Pyrenäischen Halbinsel, Castellano Branco, sagt in „Onde está á felicidade": die spanische und die chinesische Literatur seien in Portugal gleich unbekannt; und auch in Spanien sind die Zeiten längst vorüber, da man sich mit dem Portugiesischen zu beschäftigen liebte und, wie Cervantes im „Ingenioso Hidalgo" erzählt, selbst portugiesische Lustspiele aufführte. Paris und London sind heute nicht so weit entfernt von Madrid als Lissabon. Während früher die hervorragendsten Schriftsteller Portugals das Castilianische zu handhaben wußten und pflegten, dürfte heute keiner mehr castilianisch zu schreiben wagen, und es erscheinen zu Lissabon wol französische und italienische Werke, aber keine spanischen; zu Madrid hinwiederum sind die zeitgenössischen Dichter Portugals fast ganz unbekannt, man findet in den Büchersammlungen daselbst wol russische und amerikanische, nicht aber portugiesische Dichter.

Don Antonio Romero Ortiz will nun durch seine literarische Studie: „La Literatura Portuguesa en el Siglo XIX" eine Brücke schlagen, um die durch alle natürlichen Bedingungen angezeigte Verbindung der iberischen Länder zunächst wieder auf dem geistigen Gebiete herzustellen. Die portugiesischen Schriftsteller selbst geben zu, daß der Mangel einer literarischen Kritik bei ihnen es ungemein erschwere, die Geschichte ihrer neuern Literatur zu erzählen. Selbst die Beiträge der Portu-

giesen zu ihrer frühern Literaturgeschichte sind sehr unbedeutend. Die zehn Bände des „Ensaio critico sobre os melhores poetas portuguezes" von Costa é Silva (Lissabon 1855) sind im Grunde nichts als eine Sammlung ausgewählter Stücke aus den portugiesischen Dichtern bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts; der „Primeiro ensaio sobre a historia litteraria de Portugal desde á sua mais remota origem ate o presente tempo, seguido de differentes opúsculos" von Francisco Freire de Carvalho (Lissabon 1845) gibt nur Nachricht über die literarischen Anstalten und Berühmtheiten Portugals, und der Sammler José Gomes Monteiro hat es leider nicht weiter gebracht, als zur Veröffentlichung von Einzelschriften, wie „Ensaio sobre a vida é escriptos de Gil Vicente". Die schätzenswerthesten Beiträge sind immer noch, wie Romero Ortiz anerkennt, die „Studien zur Geschichte der spanischen und der portugiesischen Nationalliteratur" (Berlin 1859) von unserm Ferdinand Wolf.

Von portugiesischen Arbeiten über die neueste Literaturgeschichte Portugals verdienen kaum Erwähnung das planlose Werk von A. Lopez Mendonça: „Memorias de litteratura contemporánea" (Lissabon 1855), und dasjenige von J. C. Fernandes Pinheiro: „Curso elementar de litteratura nacional" (Rio de Janeiro 1862), wo die literarischen Größen Brasiliens auf Kosten derjenigen des Mutterlandes gepriesen werden. Eine Fülle von Daten ist in den acht Bänden des „Diccionario bibliográfico portuguez" von Inocencio Francisco da Silva (Lissabon 1862) enthalten. Der Mangel an Vorarbeiten ist um so empfindlicher, als die Zahl der Werke

und Schriftsteller Legion ist; wie Latino Coelho sagt, „gibt es in Portugal fast mehr Dichter als Wähler". Unter solchen Umständen hat Romero Ortiz wol den richtigen Weg eingeschlagen, indem er, statt einer methodischen Literaturgeschichte, die Lebens- und Entwickelungsgeschichte der Dichter gibt, die sich nacheinander im Laufe unsers Jahrhunderts einen Platz auf dem portugiesischen Parnaß errungen haben. Er will in Spanien bekannt machen „die Geschichtschreiber, Novellisten, epischen, lyrischen, dramatischen Dichter des Nachbarvolkes, seine Geschichten, seine Novellen, seine Dichtungen, seine Satiren, seine Legenden, seine politischen und geistlichen Reden und sein Theater, worin sich wie in einem Spiegel die Schicksale, die Fortschritte, die Anschauungen und die Bestrebungen der Nation malen".

Romero Ortiz glaubt sich ausdrücklich verwahren zu müssen, daß seine Feder von dem Wunsche der Herstellung der iberischen Union geleitet sei. Es wird uns aber gestattet bleiben zu zweifeln, ob der alte Anhänger dieser Idee so ganz auf alle Nebenzwecke verzichtet habe. Wenigstens ist uns der Eifer auffallend, womit er am Schlusse seines Werkes sich gegen ziemlich bedeutungslose Flugschriften, in denen man neuerdings zu Lissabon die iberische Union bekämpft hat, gegen die Spottlieder des portugiesischen Volkes über die Spanier, die nur denjenigen anderer Nachbarvölker in Europa gleichen, gegen die Lehrbücher der Geschichte, in denen der Nationalstolz nach gewohnter Weise auf Kosten des Fremden genährt wird, und besonders gegen den Localpatriotismus des Schriftstellers Tomas Ribeiro ausläßt. Romero Ortiz

kann sich nicht enthalten, doch der Hoffnung auf Herstellung der iberischen Union Raum zu geben. Er verwirft jede gewaltsame Eroberung von seiten Spaniens, glaubt aber, daß durch friedliche Mittel, durch den unwiderstehlichen Drang der Rassen nach Einigung, durch die Gesetze der Geographie und der Geschichte, durch den Fortschritt der Ideen und durch die Gemeinsamkeit der socialen Interessen früher oder später die spanische Nationalität sich vervollständigen werde; die Tyrannei habe die Bruderbande Spaniens und Portugals zerrissen, die Freiheit werde dieselben wieder knüpfen. Freilich überkommt ihn selbst aber auch gelegentlich wieder eine Anwandlung spanischen Stolzes, die ihn also sprechen läßt: „Nachdem Portugal zur Bedeutungslosigkeit in wissenschaftlicher und literarischer Beziehung herabgesunken, nachdem es sich unter das Joch Englands geschmiegt, findet es sich heut ohne Heer, ohne Flotte, ohne Festungen, ohne Colonien, ohne Landwirthschaft, ohne Handel, ohne Künste, ohne Finanzen, ohne parlamentarische Gewohnheiten und ohne Bürgschaften der Dauer für seine erlogene Unabhängigkeit; wenn dies aber unbestreitbar, wenn das Volk des Marquez de Pombal von der Unsittlichkeit der Verwaltung zerfressen ist, eine ungeheuere Staatsschuld und ein wachsendes Deficit hat, wenn es sich im Zustande der Agonie befindet, wenn seine Stunden gezählt sind: was hat es dann gewonnen mit seiner Trennung von Castilien?" Wir fürchten, solche Worte möchten die brüderliche Liebe bei den Portugiesen nicht fördern, die Portugiesen, die bekanntlich an Großsprecherei den Spaniern nichts nach-

geben, möchten alles, was Romero Ortiz ihnen vorwirft, den Spaniern zurückgeben, und wir fürchten, der unparteiische Fremde müßte beiden in ihren gegenseitigen Anklagen beipflichten.

Nach der Darstellung von Romero Ortiz selbst leisten die Portugiesen der Gegenwart auf manchen Gebieten der Literatur, namentlich im Roman und in der Novelle, mehr als die Spanier, die sich durch ihren Stolz und ihre Abneigung gegen die Gavachos nicht abhalten lassen, die Brosamen von dem reichbesetzten Tisch ihrer französischen Nachbarn so gierig aufzulesen, wie nur die Italiener und — Deutschen. Und zwar findet ganz wie über dem Rhein und den Alpen so auch diesseit der Pyrenäen die französische Waare um so leichtern Eingang, je weniger sie werth ist. Sehen wir ab von den Romanen Erckmann-Chatrian's, welche von Freunden der Volksbildung, und von den Romanen des Verfassers des „Maudit", welche von kirchenfeindlichen Aufklärern verbreitet werden, so finden wir in den Händen der Spanier hauptsächlich die Schauerromane eines Ponson du Terrail, die liederlichen Romane eines Feydeau, eines Paul de Kock, sowol des Vaters als des Sohnes. Die Bestrebungen, dieser Sündflut einen Damm zu setzen, sind bisjetzt nicht mächtig genug. Die spanisch-volksthümlichen Geschichten der deutschen Frau, die unter dem Namen Caballero schreibt, würden sich vielleicht eines größern Anklangs erfreuen, wenn hier nicht mit einer allzu offenbaren Absichtlichkeit die Umkehr zur alten Sitteneinfachheit, zum alten Glauben und Aberglauben gepredigt würde. Es ist bekannt, daß

Kaiser Maximilian mit feinem Geschmack die Sittenschilderungen von „Ayer, Hoy, Mañana" (von Antonio Flores) in seinem Tagebuche zu würdigen gewußt hat. Ein eben erschienener Roman: „Doña Francisca", von Cutanda, gehört derselben Gattung an. Die Sitten der Hauptstadt Spaniens im Anfang unsers Jahrhunderts, besonders die Gebräuche des niedrigen Volkes, sind von kundiger Hand gezeichnet; nur verräth sich in der Entwickelung der Handlung, beziehungsweise der Handlungen, eine gewisse Unbeholfenheit, und unter dem Gestrüpp vielerlei Beiwerkes, unter den vielen sich durchkreuzenden und verschlingenden Pfaden droht uns mehr als einmal der richtige Weg, der zur Lösung führt, zu entschwinden.

Es verlohnt sich vielleicht noch eines Literaturzweiges zu gedenken, der ganz neuerdings in Spanien in Blüte gekommen ist, der zahllosen „Almanaques" oder „Calendarios". Je weniger die Spanier zu den bücherlesenden Völkern gerechnet werden können, einen desto größern Einfluß muß auf ihre geistige Entwickelung eine Literatur ausüben, die unfehlbar am Schlusse des Jahres ins Haus gebracht wird und Tag für Tag zur Hand ist. In der guten alten Zeit kannte man in Spanien nur Heiligenalmanache, das astronomische Observatorium von San-Fernando fertigte die astronomische Tafel, und jeder Bischof und Erzbischof für seinen Bezirk die Tafel der Feste und Feiertage; die beiden theilten sich in das Alleinrecht des Verkaufs. Im Jahre 1856 nun machte ein Buchhändler in einer Eingabe an die Cortes Vorstellungen gegen dieses Vorrecht; dasselbe wurde denn

auch wirklich aufgehoben, und es brach eine Sündflut von Kalendern über das Land herein. Einer besondern Verbreitung erfreute sich der portugiesische Kalender, der sich durch die Vollständigkeit seiner Angaben über Jahrmärkte und Schutzheiligenfeste und durch die Zuversichtlichkeit seiner Wetterprophezeiungen für jeden Jahrestag auszeichnete. Als einzelne Blätter anfingen, Almanache für ihre Abnehmer zu liefern, gewann diese Industrie sehr an Bedeutung; wie in so vielen andern Dingen führte auch hier Sevilla den Reigen unter den Städten Spaniens; der „Almanaque de la Andalucía" förderte mächtig die demokratische Bewegung in den Südprovinzen des Landes. Barcelona blieb nicht zurück. Hier entwickelte der bekannte republikanische Führer Suñer y Capdevila im Jahr 1866, unter der Herrschaft der Liberalen Union, zu ziemlich allgemeinem Entsetzen die Lehren Moleschott's in einem Volkskalender; die hohe und niedrige Geistlichkeit gerieth hierüber in Aufruhr, und demokratische Blätter, wie die „Discusion", die das Jahr 1868 noch nicht so nahe glaubten, stimmten in den Chorus der Verdammung eines solchen Skandals ein. Inzwischen hatte die Kühnheit des barceloneser Atheisten, wie im Revolutionsjahr 1869 die Propaganda der Protestanten, wenigstens die gute Folge, daß die katholische Geistlichkeit Spaniens sich genöthigt sah, die ketzerischen Lehren, gegen die sie ohne Unterlaß von der Kanzel donnerte, kennen zu lernen. Madrid folgte der Almanachbewegung in der Provinz nach, wie es der politischen und der philosophischen Bewegung derselben zu folgen gewohnt ist. Wissenschaftliche, litera-

rische, gewerbliche, religiöse, satirische, scherzhafte, novellistische Almanache erblickten in großer Menge das Licht der Welt; besonderes Aufsehen machten zwei prächtige Almanache, die von dem progressistischen Blatte „La Iberia" geliefert wurden, und die ein wahres Handbuch der Lehren der freisinnigen Opposition bildeten. Ein ausgezeichnetes Verdienst erwarben sich auf dem Gebiete dieser volksthümlichen Literatur Don Fernandez de los Rios, gegenwärtig Gesandter in Lissabon, der überhaupt sehr viel für wohlfeile Blätter und Schriften that, und Don Abelardo de Carlos, ein sehr einsichtiger Drucker aus Cadix, jetzt in Madrid ansässig, der in der von ihm gegründeten Modezeitung (mit literarischer Revue) und der „Ilustracion de Madrid" den deutschen und den englischen Druck an Stelle des französischen eingeführt hat. Der witzige Almanach, welchen der Verfasser und Zeichner des „Gil Blas", Ortega, herausgibt, darf sich kühn den besten Leistungen von Cham im „Charivari" zur Seite stellen. Neben diesen Almanachen von künstlerischer, literarischer, politischer und gewerblicher Bedeutung erfreut sich noch in ganz Spanien einer großen Beliebtheit „El Zaragozano" mit seinen untrüglichen Wetterprophezeiungen; demselben wird wol seit ein paar Jahren das Leben etwas sauer gemacht durch die Concurrenz des gleichfalls in Saragossa erscheinenden Almanach „Jagüe", dessen Verfasser sich nicht minder gut auf das Wetter versteht.

VI.

Um schließlich noch von den künstlerischen Zuständen Spaniens zu sprechen, so wurde uns in der Sitzung, mit welcher die Academia Nacional de Nobles Artes de San Fernando am 20. November ihr akademisches Jahr einweihte, ein wenig erfreuliches Bild von demselben entworfen. Schriftführer Don Eugenio de la Cámara beklagte im Eingang seines Berichts über das abgeflossene Jahr: daß der völlige Mangel an Geldmitteln die Akademie verhindert habe, ihre Veröffentlichungen fortzusetzen, daß die Theilnahmlosigkeit der Landeskörperschaften, der fortwährende Wechsel unter den Vertretern der Akademie auf dem Lande, der Mangel an künstlerischem Sinne bei Bevölkerungen und Ortsbehörden, die Versuche zur Erhaltung misachteter, zur Wiederherstellung leichtfertig zerstörter Kunstschätze lähmen. Jeder Staatsunterstützung während der beiden Jahre 1869 und 1870 beraubt, hat sich die Akademie genöthigt gesehen, ihre für die Oeffentlichkeit bestimmten Arbeiten einzustellen und sich auf die Vorbereitung späterer Veröffentlichungen zu beschränken; der Staat seinerseits war nur selten in der Lage, für Ausführung künstlerischer Arbeiten den Rath und Beistand der Akademie zu beanspruchen.

Inzwischen hat sich die Akademie nicht abschrecken lassen, durch Rundschreiben und freundliche Mahnungen die Denkmälerausschüsse anzuspornen und der Regierung

selbst gelegentlich die Erinnerung an den frühern künstlerischen und geschichtlichen Ruhm Spaniens nahe zu rücken. (Die Klagen des Jahresberichts selbst sind, wie wir jetzt schon melden können, nicht ohne alle Wirkung auf die Regierung geblieben; denn wenige Tage später wurde der Beschluß verkündigt, das nöthige Geld auszuwerfen, um den zur Aufnahme der seither im Handelsministerium kümmerlich untergebrachten Bilder nöthigen Ausbau des Museo Real in Angriff zu nehmen.) Die Provinzialausschüsse haben mit dem Eifer der Akademie nicht entfernt gleichen Schritt gehalten, nur mit wenig Ausnahmen die von der Geschäftsordnung verlangten vierteljährlichen Denkschriften über ihre Arbeiten eingesandt und ihre vorschriftsmäßigen Sitzungen abgehalten, sodaß weder von der Erhaltung künstlerischer Gegenstände und Denkmäler, noch von der Sammlung von Bruchstücken, Bildern, Büchern, Handschriften, Merkwürdigkeiten, und noch von der Gründung oder Erhaltung kleiner Provinzialmuseen die Rede sein kann. Rühmende Erwähnung verdient unter den Provinzialausschüssen derjenige von Granada, der, unterstützt von der Akademie, mit Eifer und Erfolg sich bemühte, den Schlössern der Alhambra ihre wunderbare künstlerische Einheit zu erhalten und die Abtrennung einzelner, an sich nicht wichtiger, aber für das Ganze unerläßlicher Theile zu hindern. Bewogen durch die Gründe der Akademie und des granadiner Ausschusses, hat die Regierung den von einigen mit allzu raschem Beifall begrüßten Plan, in den Sälen der Alhambra ein Museum von hebräisch-arabischen Alterthümern einzurichten, wieder

aufgegeben, und jenes merkwürdige Denkmal arabischer Kunst unter die Obhut und Leitung des Ausschusses von Granada gestellt.

In allgemeinern Zügen gibt Don Pedro de Madrazo im Eingang seiner Festrede ein ähnliches Bild von den gegenwärtigen Kunstzuständen seines Vaterlandes, wenn er sagt: „Die Kirchen sinken in Trümmer zusammen, die Thore der königlichen Paläste sind geschlossen, die Häuser der Adelichen, welche mit jenen an prachtvollen Gemäldesammlungen wetteiferten, liegen zum großen Theil ihres Schmuckes beraubt danieder; Staubwolken, Schutthaufen, trauriges Schweigen schleichen sich in ihre Eingänge ein. Die Behörden begreifen nicht die Bedeutung der Kunst für ihr eigenes Ansehen, noch die sittliche Wirkung, noch den Nutzen derselben als Quelle des Reichthums." Madrazo geht freilich zu weit, wenn er in seiner Rede, welche den großen Maler Philipp's IV., den Hauptvertreter des spanischen Realismus, Velasquez, zum Gegenstande hat, seine Klage verallgemeinert und über die Kunstschöpfungen der angeblich in eiteln Lebensgenuß versunkenen Gegenwart den Stab bricht, um die ernste Kunst der glaubensvollen Meister des 17. Jahrhunderts desto höher zu erheben. Er spricht von den entnervenden Schwelgereien in den Tuilerien, in Compiègne und Fontainebleau; es mag auch sein, daß ein Vergleich zwischen der Hofhaltung Napoleon's III. und dem Leben im Buen Retiro unter Philipp IV. zu Gunsten des letztern ausfällt; allein in der Geschichte der Malerei wird doch stets ein Ehrenplatz der Zeit und Nation verbleiben müssen, die uns Namen nebeneinander

nennt, wie Flandrin, Lacroix, Millet, Breton, Meissonier, Daubigny, Corot, Troyon und so viele andere.

Madrazo betrachtet Diego Velasquez de Silva von einem doppelten Standpunkt, als ergebenen treuen Diener seines Königs und als fruchtbaren lebensmuthigen, thätigen, geistreichen Künstler. Eine eingehendere Würdigung des Künstlers vom reinen Geschmacksstandpunkte scheint der Akademiker absichtlich ausgeschlossen zu haben; wir müssen ihm aber vollen Dank wissen für manche Mittheilungen, wodurch er unsere Kenntniß von Velasquez und seiner Zeit berichtigt und vervollständigt. Es wird allerdings jetzt nicht mehr gestattet sein, Philipp IV. als verdienstvollen Mäcenas von Velasquez anzusehen, wenn uns hier die ärmlichen Löhnungen bis ins einzelnste aufgezählt werden, die derselbe seinem Kammermaler zukommen ließ; wenn wir sehen, wie er ihn häufiger mit Titeln als mit klingender Münze bedachte, wie er ihn lange Zeit hindurch im gleichen Hofrange hielt mit seinem Barbier, seinem Zwerge und Hofnarren. Nicht Velasquez war der Schützling Philipp's IV. — dies will uns Madrazo nachweisen — sondern dieser König, dieser Hof, diese Gesellschaft waren unter dem Schutz von Velasquez. Wenn aber Madrazo meinte: lediglich die Malerei, und hauptsächlich die Schöpfungen Velasquez', haben damals die Ehre des sterbenden Spaniens gerettet, so hätte wol sein akademischer Genosse, der bekannte Literarhistoriker Amador de los Rios, im Namen der Dichtkunst eine bescheidene Einsprache erheben können.

Einer spätern Sitzung der Akademie von San-Fer-

nando erwähnen wir noch hauptsächlich um zu zeigen, daß auch die Künstler Spaniens den Kämpfen unserer Denker auf dem Gebiete des Geschmacks und der Philosophie nicht theilnahmlos zusehen. Jahrzehnte hindurch hatte die deutsche Philosophie, beziehungsweise die Krause'sche Schule die spanischen Akademien beherrscht, und jetzt scheinen Hegel und Krause den Boden, den sie verlieren, fast ausschließlich dem neuen deutschen Materialismus einräumen zu müssen. Nun haben wir zwar auch in andern wissenschaftlichen und literarischen Vereinen von den Feinden der neuern Philosophie gelegentlich noch hören können, daß im Grunde doch die Theologie die einzige wahre Wissenschaft sei; aber ganz ernst scheint es doch blos der officiellen Kunstakademie mit dem Streben zu sein, die bösen Lehren, die aus der Fremde und besonders aus dem ungläubigen Deutschland eindringen, einfach durch Berufung auf den christlichen Katechismus aus dem Felde zu schlagen. Don Francisco de Cubas, dessen Aufnahme die Sitzung veranlaßte, von der wir sprechen, trat nur in die Fußstapfen seiner akademischen Lehrer und Genossen, besonders des obenerwähnten Madrazo, indem er in seiner Eintrittsrede mit großer Ueberzeugung den Satz vertheidigte, daß sich hinter dem Lärm und Wortschwall der neuern Philosophie nur Dunkelheit und Verwirrung verstecke, und daß, wenn je ein Körnchen Wahrheit darin sei, dies lediglich das Christenthum zum Ursprung habe. Die Philosophie Kant's nennt er so dunkel und undurchdringlich wie die bekannten Soledades von Góngora, und unfähig den Leitstern für eine andere Kunst zu

bilden, als diejenige eines Borromino oder Churriguera; diese anspruchsvolle Philosophie sei in den dunkelsten und trostlosesten Pantheismus ausgeartet, in dem jeder Geistesschwung untergehe und die menschliche Vernunft die Stütze jedes Glaubens verliere. Die neuere Philosophie, die in den Nebeln des Skepticismus lebe, eher zerstöre als aufbaue, könne nicht die Lehrerin der Kunst sein.

Ebenso unbedingt als die neuere Philosophie verdammte Cubas die romantische Schule. Indem er — wir wissen nicht mit welchem Rechte — dem bekannten Ausspruche Victor Hugo's in seinem „Notre-Dame de Paris": „Ceci tuera cela", den doppelten Sinn beilegt, die Literatur, die Buchdruckerkunst werde der Kirche und der Baukunst ein Ende machen, hat er es sich ziemlich leicht gemacht, nachzuweisen, daß die Gegner der Romantik diese überleben:

Las gentes que vos matais,
Gozan de buena salud.

Solange das Leben der Völker sich erfüllt mit religiösen Ueberzeugungen, traurigen oder ruhmvollen Ereignissen, gesellschaftlichen Nothwendigkeiten von größerer oder geringerer Bedeutung, Bildern des Lasters und der Tugend, der Häßlichkeit oder Schönheit, werde die Aufgabe des Künstlers dieselbe bleiben, nämlich der Gottheit Tempel zu bauen, dem nationalen Ruhme Denkmäler zu errichten, Gebäude den Forderungen der Gesellschaft entsprechend aufzuführen, Gesetze der Schönheit und des Geschmacks

zu finden. Niemand wird dieser Ausführung widersprechen; aber auch Victor Hugo selbst wird mit beiden Händen unterschreiben, was Don Cubas als seinen letzten unwiderleglichen Beweisgrund anführt, daß nämlich seit der Erfindung der Buchdruckerkunst Hunderte von Denkmälern entstanden seien, welche dafür zeugen, daß die Baukunst ihre edle Aufgabe noch immer verfolge und sich der größten Lebenskraft erfreue. Eine andere Frage ist aber, ob, wie unser Akademiker meint, der Anblick Sanct-Peters für sich allein uns von dem endgültigen Siege des Christenthums überzeuge.

Amador de los Rios vertheidigte in seiner Begrüßungsrede die neuere Philosophie gegen ihren Angreifer mit der ganzen Sicherheit einer weit überlegenen Sachkenntniß. Er ging von der Thatsache aus, daß der Maler, Bildhauer, Architekt der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, frei von dem Joch ausschließlicher und unfruchtbarer Schulen, zu den Urquellen der Schönheit treten, aus der Kunst der Vergangenheit selbst fruchtbare Lehren schöpfen, daß er die Natur selbst zur Meisterin nehmen oder sich durch die reichen Erfahrungen der Kunst leiten lassen könne. Eben der wahren Philosophie aber verdanke man diese Befreiung der Kunst, da sie dem Geiste das Bewußtsein seines eigenen Werthes wiedergegeben und ihm den Weg zur Betrachtung der unsterblichen Schönheit gezeigt habe. „Von der Aesthetik, deren Elemente seit Plato bis Winckelmann, seit Aristoteles bis Baumgarten die Welt durchdrangen, wenn auch ohne sich zu einer Grundwissenschaft zu ge-

stalten — von dieser neuen Wissenschaft, welche die letzte und vielleicht edelste und höchste Entwickelung der Philosophie der Neuzeit bezeichnet, von dieser Wissenschaft der Kunst, welche mit der Enthüllung auftrat, daß es nicht blos ein einziges und ausschließliches Ideal der Schönheit, in den Schranken einer einzigen Civilisation, gebe, wie die Ultraclassiker verkündigt hatten, noch daß die Verwirklichung dieses Ideals in der einfachen Nachahmung der Natur bestehe, wie man auch behauptet hatte — von der Aesthetik sind geradeswegs und unmittelbar die neuen Lehren ausgegangen, auf welchen in der Gegenwart die Studien der Baukunst beruhen, wie von ihr auch die Grundsätze ausgegangen sind, welche alle Gebiete der übrigen schönen Künste befruchten".

Amador de los Rios erklärt schließlich den Gegensatz zwischen „Buch" und „Monument", welcher für den Sinn des Victor Hugo'schen „Ceci tuera cela" ausgegeben wurde, für unhaltbar; der Dichter müßte sonst, wenn sein Ausspruch nicht ein rein humoristischer sei, ganz außer Acht gelassen haben, was das „Buch" in der Geschichte der menschlichen Idee bedeute. Dasselbe sei, ob als Handschrift oder als Druckwerk, die Wissenschaft oder die Kunst; im erstern Falle könne es keineswegs einen Gegensatz zur Natur bilden, deren Geheimnisse und allgemeine Gesetze es zu erklären suche, sei es, daß es die reine speculative Philosophie zum Ziel habe, sei es, daß es die in dieser höhern Sphäre gewonnenen Regeln und Grundsätze auf die vielfachen Bedürfnisse

des Lebens anwende; im zweiten Falle, wenn das „Buch“ in den Sphären des Gefühls, der Einbildungskraft entstehe, so müsse es sich nothwendig auf die Gesetze jeder künstlerischen Schöpfung gründen und sich im wesentlichen mit allen „Monumenten“ der schönen Künste verbrüdern.

12.

Los desastres de la guerra.

Von Goya.

Madrid, Januar 1871.

Als im Gesetzgebenden Körper zu Paris seinerzeit die Einführung der Mobilgarde verhandelt wurde, fand ein Redner den Widerwillen des Volkes hiergegen seltsam, denn, wie er bemerkte, „la nation française a toujours passé pour être une nation militaire.“ „Militaire“, entgegnete hierauf Staatsminister Rouher, „non, mais belliqueuse“. Eine ganz treffende Unterscheidung. Die Abneigung der Franzosen gegen das Kasernenleben hat sich in dem erfolgreichen Widerstand gegen Napoleon's III. militärische Reformplane geoffenbart; sie offenbart sich in der geringen Achtung, die der Soldat in Friedenszeit genießt, in der Ausschließung jeder militärischen Uniform aus nichtofficiellen Salons. Diese Abneigung schien der kaiserlichen Regierung so bedenklich, daß dieselbe einmal ein Vaudeville: „Vie de garnison“, in dem nach Hackländer'scher Art das Soldatenleben im Frieden verspottet wurde, nicht aufzuführen erlaubte, bevor es in

eine Verherrlichung des französischen Heeres umgearbeitet worden war.

Aber ein kriegerisches Volk sind die Franzosen. Herrn Rouher's Gegner, Jules Favre, hat dies selber zugestanden in dem bekannten Rundschreiben, in dem er ausführte, daß zwar die Franzosen einmüthig den Krieg mit Deutschland verabscheut hätten, daß aber natürlich ein Volk sich immer hinreißen lasse, wenn man in die Kriegstrompete stoße; und einer der am wenigsten kriegslustigen Schriftsteller Frankreichs, Francisque Sarcey, sagt einmal: „Beim Klange der Hörner entsteht eine rasche Wallung des Blutes in uns, die uns in die Wangen steigt; eine kurze und heftige Bewegung; man marschirt, die Marseillaise singend, auf die Gefahr, gar rasch zu bereuen, daß man marschirt ist; wir mögen machen was wir wollen, wir werden doch immer die Söhne jener Gallier sein, welche unter ihrem Führer Brennus lustig nach Rom zogen, um die Ewige Stadt zu plündern.“ In der That, eine Redensart wie „Frei bis zur Adria“, eine Flugschrift gegen den russischen Czaren, einige Declamationen über die Bedrohung der lateinischen durch die angelsächsische Rasse, ein paar Artikel gegen den Kaiser von China, die Verkündigung des Nationalitätsprincips, die Forderung der natürlichen Grenzen, alles ist gut genug, die Kriegslust der Söhne des Brennus zu entzünden, dieselben bald nach Rußland, bald nach China, bald nach Mexico, heute an den Po, morgen an den Rhein zu hetzen.

Napoleon III. hat es denn auch eine seiner ersten Regierungssorgen sein lassen, diese kriegerischen Triebe

zu unterhalten und zu pflegen; er hat zu diesem Zwecke den Parisern ein eigenes Theater von ungeheuern Verhältnissen gebaut, das Châtelet, wo die neuesten Heldenthaten der französischen Heere verherrlicht, ganze Schlachten dargestellt werden, ganze Reiterschwadronen manövriren sollten. Hier oder in den Volkstheatern, die am Napoleonstage auf dem Invalidenplatze errichtet wurden, muß man gewesen sein, um zu wissen, wie leicht dieses Volk in Pulverdampf und Kanonenknallen und Siegesgeschrei zu berauschen, wie leicht es zu lehren war, die Feinde Frankreichs, ob diese nun als ungeschlachte Kosacken, plumpe Oesterreicher, wilde Mexicaner, zopfige Chinesen dargestellt waren, zu verachten, dieselben beziehungsweise noch dafür zu beglückwünschen, daß sie durch „nos bons petits soldats" doch wenigstens zu einiger Civilisation herangeprügelt wurden. Uebrigens verträgt der französische Geschmack den Soldaten auf der Bühne nur als Sieger, und nicht wie der deutsche etwa auch als Vertreter sittlicher Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit; ein „Tellheim" wäre ihm unverständlich und langweilig. Die Pariser lachten, als E. Augier am Schlusse seines „Maître Guérin" den Sohn seinem Vater gegenüber auf seinen Soldatenrock und seine Soldatenehre sich berufen ließ.

Thiers wird noch lange der beliebteste Geschichtschreiber der Franzosen sein; wenn ein Charras die von Napoleon begangenen Fehler und die Schrecken der Niederlage von Waterloo erzählt, wenn Lanfrey den italienischen Feldzug als einen planmäßigen Raubzug schildert, so behagte dies nur, weil man dachte, es werde

den Neffen des ersten Napoleon ärgern; Fesenzac behält doch immer recht, wenn er in seinen „Souvenirs militaires de 1804 à 1814“ sagt, alles was sich auf die Ausplünderung und Mishandlung der Bevölkerungen, auf die Ausbrüche der Verwilderung und Zuchtlosigkeit, auf die Leiter der Heere beziehe, werde von denjenigen, welche die Geschichte der französischen Feldzüge schreiben, übersehen, „man sieht nur ein tapferes Heer, ergebene Soldaten, die mit den Offizieren um den Ruhm wetteifern; man beachtet nicht, durch welche Leiden oft die glänzendsten Erfolge erkauft werden“.

Es ist wahr, die beiden Schriftsteller Erckmann und Chatrian, in deren Adern deutsches Blut rollt, haben auf ergreifende Weise in ihren prächtigen Romanen: „Le Conscrit“, „Madame Thérèse“ und „Waterloo“ geschildert, wie der gemeine Mann aus dem Volke den Kriegsruhm mit dem Verlust von Gesundheit, Familienglück und mit Leid aller Art bezahlen muß; und sie haben mit ihren Werken einen ungeheuern Erfolg erzielt. Aber es scheint fast, es gehe diesen Friedenspredigern wie den Tugendpredigern Alexander Dumas Sohn und Feydeau; gerade was sie bekämpfen, ist so glänzend und meisterhaft dargestellt, daß hier vor allem das Geheimniß ihres Erfolges liegt. Nicht umsonst hat der alte Kriegsminister Randon, wie mir Chatrian selbst erzählte, ihre Romane „patriotisch“ genannt; nicht umsonst spricht Ulbach von dem „talent chauvin“ der beiden.

Noch unbedingter als Wort und Feder, hat sich in Frankreich Pinsel, Meißel und Griffel dem Dienste des Kriegsruhms gewidmet. Die Standbilder von Generalen

aus dem ersten und zweiten Kaiserreich, womit Hauptstadt und Provinz bevölkert worden, sind unzählig; und welchen Raum nahmen nicht erst die Schlachtenbilder in dem Jahressalon und auf den beiden Weltausstellungen zu Paris ein! Welche fast religiöse Sorgfalt verwandte ein Horace Vernet, ein Meissonier darauf, das Bild des französischen Soldaten bis in die geringsten Einzelheiten so wiederzugeben, wie es vor dem Aug' und Herzen des Volkes stand; mit welcher Liebe und Geschicklichkeit hat ein Raffet, ein Charlet die beliebten martialischen Gestalten gezeichnet! Und wenn je einmal ein Callot unternahm, die „Misères de la guerre" zu graviren, Flüchtlinge, Verwundete, Brand der Städte, Verwüstung der Felder zu schildern, so geschah dies mit solcher Eleganz und Feinheit, daß unser Auge ausschließlich von den rein malerischen Einzelheiten, den gut ausgeführten Zeichnungen der Pferde, Trachten u. s. w. gefangen genommen wird.

Ein merkwürdiges Gegenstück zu dieser Behandlung der „Misères de la guerre" in Frankreich bildet das größte, unsterbliche Werk des Spaniers Francisco Goya, das die Real Academia de Nobles Artes de San Fernando zu Madrid im Jahre 1863 unter dem Titel „Los desastres de la guerra" herausgegeben hat, 80 Eau-fortes, die der Künstler gelegentlich auch unter dem Titel „Guerra de los Franceses" seinen Bekannten und Freunden gezeigt und geschenkt und theilweise sorglos verschleudert hatte. Hier ist der Krieg dargestellt, ohne Phrase, ohne Beschönigung, mit allen seinen Schrecken, mit allem seinem Wahnwitz, mit allen seinen

Verbrechen; keine kühne und erhabene Kriegsthat, kein lustiger Auftritt aus dem Soldatenleben hat hier Beachtung gefunden; nirgends kann das Auge sich am Anblick stolzer Reiterscharen weiden, und die schmucken Soldaten der französischen Künstler erscheinen hier als blutgierige Mordgesellen, die mehr vom Thiere als vom Menschen an sich haben; Blut, nichts als Blut, Schrecken, nichts als Schrecken, Verbrechen, nichts als Verbrechen füllen diese 80 Blätter, vom ersten bis zum letzten; hier ist keine Versöhnung, keine Erholung; die Natur selbst scheint die toll und wild gewordene Menschheit zu verleugnen; ein düsteres fahles Licht oder unheimliche Nacht sind die einzigen Zeugen dieser Unthaten und Greuel. Bleistift und Griffel genügen schließlich dem Künstler nicht; die Wuth des spanischen Patrioten, die Verzweiflung des Menschenfreundes macht sich noch Luft in Aussprüchen bittern Schmerzes und Hohns, welche den einzelnen Bildern als Randglossen beigefügt sind. „Dazu seid ihr geboren“, hat der Künstler unter ein Bild geschrieben, wo ein Verwundeter mit sich sträubenden Haaren, mit schmerzverzerrtem Gesicht, einen Strom Blutes ausspeiend auf einen wüsten Haufen von Todten niederstürzt; solche Haufen von Todten, die vergessen und unbekannt auf irgendeinem Schlachtfelde, in irgendeinem Winkel liegen bleiben, sind das trostlose Bild, das uns noch zu wiederholten malen vorgeführt wird; „Begraben und Schweigen“ ist die traurige Losung der armen Landleute, wenn sie auf ihren verwüsteten Feldern die Leichen finden, die mit ihrem Gestank die Umgegend erfüllen, und „Nächstenliebe“ wird es noch genannt,

wenn sie dieselben nächtlicherweile beiseiteschaffen oder alle zusammen in eine große Grube stürzen. „Sie können vielleicht noch dienen", bemerkt er, indem er uns zeigt, wie Verwundete und Halbverstümmelte vom Schlachtfelde weggeschleppt werden, und indem er uns selbst den Anblick eines Lazareths nicht erspart mit seinem Chaos von Sterbenden und von Verwundeten, an denen sich noch die ärztliche Kunst versucht. Die Genialität und Sicherheit in der Zeichnung, welche Goya auf diesen Bildern entfaltet, besonders die Kühnheit und Sorgfalt zugleich, womit er hier die Verkürzungen der Körper behandelt, ist wahrhaft erstaunlich und ein Beweis, wie ganz er bei seinem Gegenstande war.

Zu den bekanntesten dieser Blätter gehören diejenigen, auf denen er darstellt, wie die Bewohner, Greise, Weiber, Kinder vom Feinde überrascht, unter den Trümmern der einstürzenden Häuser begraben werden oder kaum das nackte Leben in die Wälder retten können; aber mit besonderer Vorliebe und in einer längern Reihe von Bildern hat er die schrecklichen Genossinnen des Krieges: Hungersnoth und Seuche, geschildert, die von denjenigen eher beiseitegelassen werden, welche lediglich auf malerische Wirkung ausgehen. „Das Schlimmste aber ist betteln", sagt der stolze Spanier zu einer Scene, wo ein Mädchen aus der Mitte der Ihrigen, die der Qual des Hungers erliegen, zagend hervortritt, um, was sie für sich selber nicht thun würde, für die Ihrigen von dem übermüthigen Sieger ein Almosen zu erflehen.

Um die ganze Tiefe des Hasses und der Wuth zu begreifen, welche die Hand dieses spanischen Künstlers

geführt, müssen wir uns an die Kriegslieder aus unsern Befreiungskriegen erinnern, den einzig gleichwiegenden Protest gegen den „fränkischen Bluthund“, der seine Spuren gleichermaßen in den verbrannten Städten, Schlössern, Kirchen am Rhein, Main, der Elbe wie am Ebro und Tajo zurückgelassen hat. Diese 80 Blätter Goya's sind der beredteste Commentar zu den mit Blut geschriebenen Briefen Napoleon's an seinen Bruder Joseph; sie sind, wie geschichtlich feststeht, die Darstellung der Schandthaten, womit besonders die von Lefebvre-Desnouettes geführte Vorhut des kaiserlichen Heeres den Namen Frankreichs befleckt und zum Gegenstand unauslöschlichen Hasses in Spanien gemacht hat. „Man kann es nicht ansehen“, bemerkt Goya einmal; ein anderes mal: „Ich habe es selbst gesehen“, wenn er die unglaublichen Greuel darstellt, wie Weiber, Kinder, Männer und Greise von den verthierten Söldlingen zusammengehauen und zusammengeschossen, wie Töchter und Frauen vor den Augen der gefesselten Väter und Gatten genothzüchtigt, wie die Priester ermordet, die Kirchen ausgeraubt werden, wie die Franzosen sich das entsetzliche Vergnügen bereiten, die unglücklichen Gefangenen zur Zielscheibe für ihre Gewehre zu machen, sie zu verstümmeln und mit ihren zerfetzten Gliedern die Bäume zu schmücken. Ein schmerzliches „Warum“ macht er zur Inschrift eines Schaffots, auf dem sie einen Spanier erdrosselt haben; „um eines Messers willen“, ist seine Erklärung für die Erdrosselung von ganzen Massen Unglücklicher, denen noch zum Hohn Messer auf die Brust geheftet sind.

„Er hat's verdient", ruft er bei dem Bilde, auf dem ein Franzose vom Pöbel durch die Straßen geschleift und zu Tode gemartert wird; und mit patriotischem Stolz verherrlicht er jene Frauen, die an der Seite ihrer Männer gegen den Feind kämpfen oder, wie jene Saragossanerin, nachdem alle Männer gefallen sind, allein auf der Bresche noch das tödliche Geschoß abfeuerte, oder sich der ekelhaften Umarmung der Feinde mit Dolch und Nägeln erwehren. „Wohl bekomm's", höhnt er, indem er General Dupré auf dem Schlachtfelde fallend darstellt; und sein in Spanien beliebtestes Bild zeigt uns den kaiserlichen Adler, der mit zerrupften Flügeln, unter dem Hohngelächter der Menge, mit Schimpf und Schande aus dem Lande getrieben wird.

Aber die Satire Goya's auf den Krieg der Franzosen wird zu einer Satire auf den Krieg überhaupt. „Dies sind die Ergebnisse", sagt er uns, indem er uns zahllose Vampyre zeigt, die dem erschöpft am Boden liegenden Volke noch den letzten Blutstropfen aussaugen; „dies ist das Schlimmste", meint er angesichts eines Fuchses, der dem Volke aus einem Buche vorliest: „nieder mit der Menschlichkeit!" Jesuitische Heuchler, seiltanzende Pfaffen, Volksverführer jeder Gattung zeigt er uns als die Raben, die sich auf die Leichenfelder des Krieges niederlassen. „Sie wissen den Weg nicht", klagt er bei dem Schauspiel, wie diejenigen, welche das Volk lehren sollten, ohne Leitstern auf Irrpfaden hin- und herschweifen. Und „Nichts!" schreibt mit Hohnlachen ein Todter auf den Leichenstein, den er abgewälzt hat, um der Menschheit Kunde von dem zu bringen, was ihrer jenseits er-

wartet. Man erzählt, der Bischof von Granada habe beim Anblick dieses letzten Bildes mit Salbung ausgerufen: „Ja, alles ist eitel, dieses Leben ist ein Nichts!“ Goya aber bemerkte: „Wie misversteht mich der gute Herr; im Gegentheil, jenseit des Grabes ist Nichts!“

Und doch ist dieser schwarzsichtigen Weltanschauung Goya's ein Trost, eine Hoffnung geblieben. „Die Wahrheit ist gestorben“, schreibt er, und läßt das himmlisch schöne Frauenbild, um das die Gerechtigkeit in Verzweiflung trauert, von hohnlachenden Pfaffen verscharren; „Wird sie auferstehen?“ fragt er, indem er sie, von einem Strahlenkranz umgeben, sich aus dem Grabe aufrichten läßt, trotz der Verwünschungen der Finsterlinge; und „Dies ist die Wahrheit!“, ruft er endlich siegesgewiß aus, indem er, auf einem erst später wieder aufgefundenen Bilde, die Göttliche darstellt, wie sie, im lichten Glanze der Sonne auf der Erde erscheinend, einen von der Tagesarbeit gebückten Landmann aufrichtet und segnet, und ihm in dem Symbol eines Lammes und eines in der Wiege schlafenden Kindes eine Zukunft weist, da die Arbeit des Volkes im Frieden und im Wohlstand ihren sichern Lohn findet.

13.

Vom madrider Fasching.

Madrid, Februar 1871.

Wir brauchten nur in das hiesige politische Leben hineinzugreifen, um Faschingsscherze die Hülle und Fülle erzählen zu können. Denn welch eine ergötzliche Narrenwelt findet sich da zusammen: dieser Herzog von Montpensier, den die Revolutionäre einsperren, nachdem er ihnen die Zeche bezahlt; diese bourbonischen Generale, die heimkehren, um sich die Besoldung zu sichern, welche ihnen Isabel nicht mehr fortbezahlen will, die aber doch auch dem neuen Könige nicht den Eid der Treue schwören wollen; diese revolutionären Generale, die, nachdem sie durch Empörung und Verrath ihr Glück gemacht, jetzt mit kaum verhaltenem Lachen dem Heer Enthaltsamkeit von der Politik, Pflichttreue und Mannszucht predigen; diese Republikaner, die in Einem Athemzuge die Souveränetät des Volkes verkündigen und den Vertheidigern des göttlichen Rechtes, den Karlisten, Freundschaft geloben.

Wir wollen aber für heute die Politik ruhen lassen und nur beiläufig erwähnen, daß gleich uns auch König

Amadeus I. ausgezogen war, um zu sehen, wie sich die Spanier, über die er „durch Gottes Gnade und den Willen des Volkes“ zu herrschen berufen ist, am Fasching vergnügen. Armer Amadeus! Wenn es wahr ist — und es ist nichts weniger als unwahrscheinlich — daß er sich fürchterlich auf dem Throne langweilt, der nach dem castilianischen Ausspruche der nächste bei demjenigen Gottes ist, so mag ihn bei diesem madrider Fasching ein doppeltes Sehnen nach den heitern, lebensfrohen Städten seiner Heimat erfaßt haben. Er würde wol auch sehr scharfe politische Witze und Caricaturen gern ertragen haben, wenn man ihm dafür einen ähnlichen Mummenschanz wie zu Mailand, Venedig, Florenz aufgeführt hätte; ja auf der Duldermiene, womit er immer wieder den Prado hinabfuhr, schien uns die vorwurfsvolle Frage zu liegen: „Wo bleibt denn der König Maccaroni? wo meine Leibkomödianten, die Herren Minister? wo meine liberalen Generale mit ihren Schnauzbärten und ihren toledanischen Klingen? wo meine gehorsamen «radicalen» Cortes mit den schönen Orden, die ich ihnen geschenkt?“ u. s. w.

Auch jene Priester dort, mit ihren ungeheuern Basilehüten, sie durften sich getrost unter die Menge im Prado mischen, denn es fiel niemand ein, etwa als Pater Claret oder Sor Patrocinio oder als karlistischer Bandenführer mit Dolch und Trabuco ihren heiligen Stand zu verhöhnen. Selbst unmittelbar nach der Septemberrevolution dachte man nicht daran, die in tausend Blättern, Zeichnungen, Theaterstücken gegeiselte Hof- und Pfaffenwirthschaft auch durch Maskenzüge zu verhöhnen;

und es genügte damals den Madridern, in den Zeitungen von dem lustigen Aufzuge zu lesen, in welchem die Kölner die keusche Isabel, Marfori und Genossen durch ihre Straßen spazieren geführt hatten. Sowenig es diesem Volk an Witz und Bosheit fehlt, sowenig kann sich dasselbe entschließen, durch Vereinigung verschiedener Kräfte planmäßig Maskenfeste zu veranstalten, wie sie anderswo stattfinden. Madrid ist auch heute noch eine künstliche Hauptstadt, mit einer durch den Zufall zusammengewürfelten Bevölkerung ohne großstädtischen Sinn und Charakter, ohne gemeinschaftliche Bedürfnisse und Bestrebungen, trotz des Zusammenlebens in spröde, einander fremde Bestandtheile zerfallend.

Die Versuche einiger Menschenfreunde, durch Maskenbälle in den Schauspielhäusern Leben in den Fasching zu bringen, blieben erfolglos; die Madrider begnügten sich, stumme Zuschauer des Cancan zu bleiben, den bezahlte französische Haarkünstler und Dämchen ihnen vortanzten. Der ganze öffentliche Faschingsjubel beschränkte sich auf die dreitägige Pradofahrt am Ende des Faschings, die allerdings dieses Jahr wegen des herrlichen Frühlingswetters besonders glänzend ausfiel. Nirgends, selbst nicht in Neapel und Rom, wird ein solcher Luxus mit Wagen getrieben wie hier. Sobald ein Spanier zu einem Amte gelangt, das seine Familie auf ein paar Jahre hinaus vor dem Hungertode zu schützen verspricht, schafft er sich einen Landau an; seine Frau trägt von diesem Augenblick an nicht mehr die so kleidsame nationale Mantilla, sondern geschmacklose pariser Hüte, die das meist prachtvolle Haar verbergen, Sommers und

Winters hellfarbige Seidenkleider und zeigt sich im Prado ungefähr im selben Gala-Aufzuge wie in der Italienischen Oper. Da ferner nach dem landläufigen Sprichwort die Natur kein herrlicheres Schauspiel aufweist, als einen Castilianer auf einem andalusischen Rosse, so verfehlt kein Junggeselle von einiger Selbstachtung, von einigem Credit und Geld, sich im Prado zu zeigen, die Reitpeitsche stolz, wie ein römischer Imperator sein Scepter, auf den rechten Schenkel stemmend, auf einem Rosse, das Mähne und Schweif ungekürzt und eine Menge von buntfarbigen Schleifen und Quasten trägt, und unter lauter Ausgreifen und Stampfen mit den Füßen kaum von der Stelle rückt, und bei aller Sanftmuth des Charakters sich den Anschein gibt, als wolle es jeden Augenblick in sinnlosen Lauf ausbrechen. Unter diese gewöhnliche Pradogesellschaft zu Wagen und zu Pferde mischen sich nun während des Faschings die Masken, rari nantes in gurgite vasto, die ihre Freiheit aber lediglich benutzen, um vom Wagentritt aus den Damen ihres Herzens den Hof zu machen. Denn der Prado zu Madrid ist wol jetzt das einzige Asyl, das Europa noch der echten Verliebtheit, den überschwenglichen Liebeserklärungen alten Stils, kurz dem romantischen Minnedienst von ehemals bietet. In diesem bevorzugten Lande ist ja die Zeit noch nicht Geld; und die größte Feindin der Romantik, die Arbeit, die uns übrige Europäer unter ihr Joch spannt, gilt den spanischen Hidalgos für unedel.

In das Treiben auf dem Prado schallte die Musik vom nahen Buen Retiro herein, die alle Welt zum

Maskenballe daselbst lud. Maskenball im Buen Retiro! Das weckt mächtig die Erinnerung an schönere Tage, an die glänzenden Feste unter den habsburgischen Philippen, an jene von dem neuern Dichter Escosura so hübsch geschilderte Corte del Buen Retiro mit Philipp IV., seiner liebenswürdigen Gemahlin Elisabeth, mit Figuren, wie Olivera, Velasquez, Calderon, dem Grafen von Villamediana, dem galantesten, übermüthigsten und witzigsten Hofmann ganz Spaniens. Bei einem der Maskenfeste, die im Buen Retiro abgehalten wurden, erschien Villamediana, der seine Augen bis zur Königin Elisabeth zu erheben wagte, in einem Gewande, das mit Silberstücken besetzt war und den Wahlspruch trug: „Mis amores son reales", was man nicht auf seine Liebe zu Realen, sondern zur Königin deutete; ein andermal ließ er ein Schauspiel aufführen, das ihn 20000 Thaler kostete, und das Gebäude anzünden, um die Königin aus dem Feuer tragen und umarmen zu können. Der König aber verstand sich schlecht auf solche Scherze und ließ ihn am hellen Tage im Wagen erdolchen.

Jetzt erfüllt ein anderes Publikum jene Räume. Bei den Klängen einer Militärmusik tanzt hier der Arbeiter, der Student, der Soldat, Cigarren-, Dienst- und Fabrikmädchen die aus der Fremde eingeführten Tänze, Polka, Walzer und Mazurka, oder die so beliebte Havanera, einen Tanz, bei dem sich die Paare fest umschlungen halten, fast nicht von der Stelle bewegen, sondern nur mit den Armen auf- und niederwiegen, bei dem sie sich aber nach dem verzückten Ausdruck der Ge-

sichter ausnehmend zu vergnügen scheinen. Wer die echten Nationaltänze, die aragonesische oder navarresische Jota, den Rigodon oder Bolero des Südens sehen will, muß vor das Alcalathor oder nach der Toledobrücke an das Ufer des Manzanares wandern. Hier findet auch noch die altspanische Feier der „Beerdigung der Sardine" statt. Die letztere wird in seltsam aufgeputztem Sarge zum Manzanares getragen und dann unter Spott und Hohn dem Wasser, wenn er ausnahmsweise solches führt, oder dem Sande desselben überantwortet. Hier treiben sich insbesondere die Gallegos mit ihren zahlreichen Familien herum, die Kleinkrämer, Lastträger, Wasserträger, Kohlenhändler, kurz die Auvergnaten Spaniens, die wegen ihres plumpen Dialektes und Benehmens mit vollem Rechte, mit Unrecht aber wegen Beschränktheit des Verstandes viel verspottet werden. Ein Spottvers auf dieselben erinnert an unsere Vinschgauer; derselbe lautet: „Wenn die Gallegos in Galicien wallfahrten gehen, tragen sie eine Katze als Heiligen, ein altes Weib als Fahne." Dieser kräftige Menschenschlag, der sich immer wieder durch Zuzüge aus dem Norden ergänzt, bewahrt neben der Tracht — braunes Wams, Kniehosen, schwarze hohe Strümpfe, Spitzhut — auch die alten Gebräuche der Heimat. Weniger mäßig als der Castilianer, begnügt er sich nicht wie dieser an Sonn- und Feiertagen mit dem bloßen tomar el sol, d. h. in der Sonne zu liegen oder zu spazieren, sondern er zieht mit seiner Familie hinaus an das Ufer des Manzanares, spricht dem mit Rothwein gefüllten Bocksschlauch und dem Eßkorbe tüchtig zu und macht seiner

Herzensfreude ungezwungen Luft durch Tanzen uud Singen. Der nationalste Maler Spaniens in diesem Jahrhundert, Goya, hat diese Leutchen mit Eifer und Liebe studirt, und in einer Reihe von lieblichen Bildern versetzt er uns unter die Gruppen, die sich entlang den Manzanares und bei den Brücken über denselben bilden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir uns doch endlich auch der Pflicht entledigen, die jedem Besucher der spanischen Hauptstadt obliegt, nämlich des Manzanares mit einigen Worten zu gedenken. Wol noch nie war ein Fluß mit seinen Brücken so übel beleumundet als der Manzanares mit seinen Brücken von Segovia und Toledo. Es ist allerdings richtig, daß der Name Manzanares fast so breit ist als das Bett des Flusses. Ein deutscher Gesandter äußerte einmal, er ziehe den Manzanares allen andern Flüssen vor, weil derselbe zu Wagen und zu Pferde schiffbar sei; und die Frau eines französischen Gesandten schrieb einmal an Frau von Sévigné: „In dem Bett des vielgerühmten Manzanares ist der Staub so groß, daß das Spazierenfahren sehr beschwerlich ist; man sieht hier und dort Streifchen Wassers, aber nicht genug, um den Sand zu befeuchten, der sich unter den Füßen der Pferde erhebt; man kann thatsächlich in diesem Flusse wegen des Staubes nicht spazieren fahren; dies ist aber noch gar nichts; man muß erst die großmächtige Brücke sehen, die ein spanischer König über den Manzanares gebaut hat; dieselbe ist breiter und länger als der Pont-Neuf von Paris; und man muß demjenigen danken, der diesem Fürsten

rieth, die Brücke zu verkaufen, um einen Fluß zu kaufen. Andere wollten wissen, Karl V. habe sich begnügt, die Brücke zu bauen, und es seinen Nachfolgern überlassen, das Wasser dazu zu liefern." Die Spanier selbst verhöhnen den Fluß ihrer Hauptstadt ebenso grausam wie die Fremden. In Madrid sagt das Volk, die Brücke von Toledo warte auf den Fluß wie die Juden auf ihren Messias. Am schlimmsten spielen demselben die Dichter mit. Wegen seines Wassermangels im Sommer und seiner Fülle im Winter sagte Gongora: „Ein Esel hat dich gestern getrunken und läßt dich heute wieder fließen"; Quevedo nennt ihn den Lehrjungen unter den Flüssen und so vom Durst geplagt, daß er die Vorübergehenden um einen Tropfen Wasser anflehe; Cervantes taufte ihn Bach mit der Auszeichnung eines Flusses; Tirso de Molina nannte ihn Vicomte der Flüsse, Herzog der Bäche, und behauptete, er lasse sich Sommers in seinem Bett sowenig sehen als die Professoren von Alcala und Salamanca im Hörsaale. Am freundlichsten hat den großnamigen Fluß das Volkslied behandelt. Man höre die hübschen Verse aus dem „Romancero":

Am Ufer des Flusses,
Des Manzanares,
Spült Linnen das Mädchen
Und trocknet's im Winde.
Und taucht sie das Linnen
Ins Wasser hinein,
Da halten mit Rinnen
Die Fluten schon ein;

Und der Stein, drauf sie's windet,
Fängt hell an zu glühn,
Und das Ufer wird grün
Am Manzanares,
Wo das Mädchen Linnen spült
Und trocknet im Winde.
Wo sie tritt in die Welle
Mit dem schneeigen Fuß,
Da scheint auf der Stelle
Krystallen der Fluß,
Perlmutter die Rasen,
Wo die Tücher sie spannt,
Und ein Garten das Land
Am Manzanares,
Wo das Mädchen Linnen spült
Und trocknet im Winde.

14.

Die heilige Woche in Sevilla.

1869.

Vor Jahrzehnten schon haben Reisende geklagt, daß der malerische Charakter, die volksthümlichen Gebräuche und Trachten Spaniens zu verschwinden drohen. Die Spanier selbst fühlen sich nichts weniger als geschmeichelt, wenn man Dinge und Menschen in ihrem Lande malerisch oder romantisch findet, und sie suchen, während gewisse Völkerschaften im Osten unsers Festlandes durch Wiederherstellung oder gar Erfindung von Nationaltrachten den Gegensatz zu der allgemein europäischen Gesittung bekunden möchten, eher alles abzustreifen, was entweder an das Mittelalter erinnern oder den Spruch bekräftigen könnte, daß Afrika schon hinter den Pyrenäen beginne. Die Freunde der Romantik mögen sich jedoch beruhigen. Die alte Zeit weicht nur langsam, und noch mehr als ein Geschlecht wird Zeuge des reizvollen Schauspiels sein, das uns der Widerstreit zwischen der vergangenen und einer neuen Welt bietet.

Die Kirchenmacht, welche das Leben keines andern Volkes mehr als des spanischen beherrscht und geleitet

hat, sträubt sich vor allem, Zugeständnisse an die Forderungen der Gegenwart zu machen. Zwar den revolutionären Ideen selbst, welche auf tausend Wegen aus Frankreich einwandern, setzt sie einen nur mäßigen Widerstand entgegen; die Freidenkerei der Gebildeten bereitet ihr weniger Sorgen als die Gefahr, ihre seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätze, den Glanz ihrer Feste und damit den Einfluß auf die Masse, auf Frauen und Kinder zu verlieren. So strengt sie sich denn, besonders seit der Septemberrevolution, auf das verzweifeltste an, die Zahl der alten Festtage, welche beiläufig ein Drittel der Jahrestage ausmachen, und die Pracht derselben ungeschmälert zu erhalten. In allen kirchlichen Blättern und auf allen Kanzeln wurden Philippiken gegen die Gemeinderäthe geschleudert, welche sich dieses Jahr weigerten, die Geldmittel zu den festlichen Umzügen in der Charwoche zu bewilligen, bei welchen die Kirche seither ihren höchsten Pomp entfaltet hatte.

Der Gemeinderath der Stadt Sevilla, deren Processionen seit alters durch ihre ausnehmende Pracht berühmt sind, blieb unerschüttert auf der Ansicht, das viele Geld, das früher für diese kirchlichen Schaustellungen geopfert wurde, sei nützlicher auf Armenpflege, öffentliche Gesundheitspflege und andere rein weltliche Dinge zu verwenden. Und die Noth der sevillaner Kirchenbehörde wurde noch dadurch gesteigert, daß auch die Beiträge mancher einzelner Reichen, welche seit der Revolution die Stadt verlassen hatten, wegfielen. Der Herzog von Montpensier unter andern hatte, seinem echt orleanistischen Sparsamkeitstriebe folgend, durch ein

Schreiben zu wissen gethan, er könne diesmal statt der üblichen 4000 nur noch 1200 Realen beisteuern und werde sogar dies im nächsten Jahre unterlassen müssen. So blieb nur das eine Mittel übrig, aus der Sache der Religion eine Sache des Kirchthurmpatriotismus zu machen. In der That wurde der Bevölkerung auch mit Erfolg zu Gemüthe geführt, es wäre betrübend, wenn die von den Vätern und Urvätern gefeierten und weithin berühmten Feste mit einem male eingestellt würden; namentlich aber beleuchtete man den Vortheil, den die Stadt jedes Jahr aus dem Zudrange der reichen Fremden und des Landvolks ziehe. Es bildeten sich denn noch in der letzten Stunde die „Brüderschaften", welche theils selber mitzuwirken, theils die nöthigen Mittel aufzubringen hatten; einen großen Theil der Kosten nahmen schließlich auch die Besitzer von Gasthäusern und Cafés auf sich.

Nicht leicht werden sich in einer Stadt günstigere örtliche Bedingungen zur Veranstaltung von öffentlichen Festen finden lassen, als in Sevilla. Eine Menge größerer und kleinerer Plätze bilden die natürlichsten und lieblichsten Theater der Welt; über denselben wölbt sich ein Himmel mit selten getrübter Bläue; in der Mitte befindet sich meist ein Erfrischung spendender Springbrunnen, ringsherum Orangenbäume, die zu gleicher Zeit Blüten und Früchte tragen, und in ihrem Schatten Steinbänke. Hier und auf den hohen und breiten Stufen vor den Kirchen lagert sich vorzugsweise das Landvolk, der andalusische Bauer, ein schöner, kräftiger, bei einer untersetzten Gestalt sehr beweglicher Menschenschlag;

dazwischen die dunkeln Gesichter der Morisken, die verführerische Cigarrera, Sevillas Grisette, mit der blutrothen Rose in dem schwarzen Haar, und als unfehlbare Staffage jedes spanischen Bildes Hunderte von Bettlern, mehr oder weniger zerlumpt. Eines künstlichen Schmuckes bedürfen die Straßen und Gebäude in Sevilla nicht. Die blendendweißen Häuser mit den grün angestrichenen Läden und Balkonen heben sich mit ihren lachenden Farben in lieblichem und einfachem Gegensatze von der Himmelsbläue ab und vertragen kaum eine weitere Zierde als diejenige, welche ihnen die tausend freundlichen Gesichter, die bunten Menschengruppen in den weitgeöffneten Fenstern leihen. Bei der annähernd gleichen Zahl und Höhe der Stockwerke ist es den Nachbarn leicht, Gespräche von Balkon zu Balkon, oft über zwei Häuser hinweg zu pflegen; die Häuser selbst gehen fast ohne Unterschied ineinander über und schließen sich bei den vielen Straßenwindungen wie zu einem einheitlichen Ganzen zusammen, über welchem häufig als krönende Spitze ein alter Kirch- oder Mauerthurm, oder die Giralda, der Glockenthurm der Kathedrale, erscheint, jenes herrliche Kunstwerk des Mauren Guever, das noch heute nach so vielen Jahrhunderten in jugendlicher, rosiger Farbenfrische prangt. Die kleinen und dunkeln Bazars zu ebener Erde, welche noch aus der arabischen Zeit stammen, sind mit einem schaulustigen Völkchen angefüllt, das sich die Zeit bis zum Beginn des Festzuges durch die ungezwungenste Unterhaltung mit denjenigen vertreibt, die draußen auf der Straße stehen, sitzen, oder auf- und abwandeln. Die schmalen, reinlichen, mit breiten Steinplatten belegten

Gassen verlieren sich unmerklich in die Fluren der Häuser; und die Gitter, welche die Patios, jene angenehmen, unbedeckten, lichthellen Räume in der Mitte der Wohnungen, wo sich die Familien beim Plätschern der Springbrunnen und unter Blütenbäumen zu sommerlicher Siesta zu vereinigen pflegen, von dem Hausgange abgrenzen, sind — wahrhafte Meisterwerke der Schmiedekunst — so durchbrochen wie brüsseler Spitzen, und scheinen eher bestimmt zum Eintritt zu laden, als Unberufene abzusperren.

Jeder Unterschied zwischen Haus und Straße hatte aufgehört, und die ganze Stadt war gleichsam zu einem Familienfeste vereinigt, als sich gegen Abend (am grünen Donnerstag) die weiten Thüren der Kathedrale und der übrigen Kirchen aufthaten und die Processionen mit den Heiligenbildern ihren feierlichen Zug antraten. Wir hatten in der belebtesten Straße, der Calle de Sierpe, Platz genommen, in der Nähe des Hauses, wo der Herzog von Montpensier weiland ein schlecht befolgtes Beispiel der Frömmigkeit gab, indem er vor allen Heiligenbildern niederkniete, die man vorübertrug, und dieselben sich zu seinem Gruße verbeugen ließ. Wir durften uns zu dem gewählten Platz um so mehr Glück wünschen, als unverzüglich ein reizendes blondes Gegenüber freundnachbarlichen Verkehr mit den Augen eröffnete — eine Kunst, worin die Sevillanerinnen alle übrigen Töchter des Landes übertreffen — und zur Ermuthigung der blöden nordischen Barbaren als Vorposten ein Füßchen ausstellte, das den landläufigen Scherz, daß in dem Schuh einer Engländerin sechs Ruderer auf dem Guadal-

quivir schiffahren könnten, einigermaßen entschuldigte. Die martialischen Schnurrbärte der danebensitzenden Aeltern, sowol der Mutter als des Vaters, brauchten wir nicht zu fürchten, denn ein richtiger Vater hierzulande ist im Stande, vor dir den Hut abzuziehen und dir zu danken, wenn du im Vorübergehen seiner Tochter eine Schmeichelei über ihre Schönheit sagst. Die Entschlossenheit, womit wir denn die Unterhaltung durch Blicke, Zeichen und Geberden begannen, lohnte sich bestens; bald nahmen die Insassen des Balkons über uns, gegenüber und längs den Nachbarhäusern rechts und links theil, und unsere Umgebung war so liebenswürdig, auch nichts, was eine besondere Aufmerksamkeit verdiente, vorübergehen zu lassen, ohne uns im voraus zu benachrichtigen.

Dumpfer Trommelwirbel, den eine Musikbande bald mit einem Trauermarsch, bald mit einer heitern Weise ablöste, kündigte das Herannahen der Processionen an. Gemessenen Schrittes, die Hände gefaltet, den Lauf der Gewehre zur Erde gekehrt, schritt eine Abtheilung Soldaten voraus. Ihnen folgten die Mitglieder der Brüderschaften, zwei und zwei, in schwarze oder weiße oder violette Büßerhemden gekleidet, mit spitzen Hüten, Gesichtsmasken, Handschuhen von entsprechender Farbe, und mächtige Wachskerzen tragend. Bei einzelnen Processionen traten auch römische Soldaten auf, mit Schwertern und Speeren und dem S. P. Q. R. auf den Standarten; ausnehmenden Beifall aber fanden die kleinen Kinder, welche als Engel verkleidet, mit stattlichen Flügeln angethan, im Vollbewußtsein ihrer Würde einherschritten. Nun kamen un-

bedeckten Hauptes, in bürgerlicher Kleidung, die Abgesandten der Brüderschaften, die Priester im Festgewande, welche theils silberne Weihrauchkessel schwangen, theils in Trauerflor gehüllte kirchliche Geräthe und Crucifixe, theils silberne Stäbe trugen, mit denen sie von Zeit zu Zeit auf den Boden aufschlugen, um das Zeichen zum Halt oder zum Wiederaufbruch zu geben. Hinter diesen endlich bewegten sich auf mächtigen Gerüsten, deren Träger, riesenstarke Gallegos, durch eine Umhüllung prächtiger Sammtteppiche verborgen wurden, umwallt von Weihrauchwolken, von Hunderten großer Kerzen beleuchtet und bis in das zweite Stockwerk der Häuser hinaufragend, die heiligen Gruppen vorwärts, welche die einzelnen Auftritte der Leidensgeschichte, Christus mit den Jüngern auf dem Oelberg, das Gericht vor Pontius Pilatus, die Geiselung, die Kreuzigung und dergleichen darstellten. Bei ihrem Anblicke brachen die Knaben, welche jeden Eckstein, jeden Vorsprung eines Hauses, jeden Laternenpfahl besetzt hatten, in begeisterte Hochrufe auf Christus, die Mutter Gottes, diesen und jenen Heiligen und auf die katholische Kirche aus; hier und dort stimmte ein verzücktes altes Mütterchen eine Litanei an; Frauen bekreuzigten sich, die Männer nahmen ehrerbietig die Hüte ab, niemand jedoch fiel wie in der guten alten Zeit auf die Knie nieder. Von der Pracht, womit der Wetteifer der einzelnen Kirchen die heiligen Scenen bei den verschiedenen Processionen ausgestattet hatte, kann man sich nicht leicht einen Begriff machen. Die manchmal wol 10 Fuß breiten und 20 Fuß langen Gerüste waren mit schweren Gold- und Silbermassen bedeckt; hohe

silberne Leuchter trugen die Kerzen; das Kreuz Christi, oft in der Länge von etwa 8 Fuß, bestand fast ausschließlich aus Perlmutter mit breiten Silberrändern.

Die meist künstlerisch werthlosen Figuren waren in die üppigsten Sammtgewänder gehüllt; die Kronen Maria's und Christi schimmerten von Gold und Edelsteinen. Christus selbst war vielfach in einen von Gold strotzenden Crinolinerock aus Sammt gekleidet. Und staunende Bewunderung erweckte namentlich ein sammtenes Schleppkleid der Mutter Gottes, das aus der Höhe von 2 Stockwerken, die ganze Breitseite eines Gerüstes umfangend, bis zum Boden niederwallte. In Sevilla hat man der ältern Ueberlieferung gemäß Crinoline und Schleppkleid beibehalten, während man in den Städten des Nordens, zum Beispiel in San-Sebastian, sich nach der französischen Mode richtet, und die heilige Jungfrau jetzt in einen kurzen Rock kleidet.

Wie viele Processionen in dieser Weise die Stadt durchschritten, vermag ich nicht zu sagen. Sie begannen am Grünen Donnerstag, etwa 6 Uhr abends, und dauerten mit nur kurzen Unterbrechungen fort bis zum Morgen des Charsamstags. Meinen Wahrnehmungen nach war der Eindruck dieser Umzüge auf die Gemüther, die für solche Dinge überhaupt empfänglich sind, in der Nacht viel größer und ernster als bei Tage. Man stelle sich einen solchen Zug von Büßern und Priestern vor, der plötzlich und geräuschlos — die Musik schwieg in der Nacht — in eine dunkle Straße tritt, einen wandelnden Calvarienberg mit mehr als lebensgroßen Figuren, die lange, schwankende Schatten auf die Häuser zu beiden

Seiten werfen, ein Lichtermeer, das aus der Höhe herabströmt und im Glanz von Gold, Silber und Edelsteinen widerstrahlt, dazu den Weihrauch, der mit seinem Dufte die ganze Stadt erfüllt! Alles, selbst der schlurfende Schritt der versteckten Träger der Gerüste und das in langen Pausen wiederholte Aufschlagen der Führer mit den silbernen Stäben auf den Steinboden trägt dazu bei, den fremdartigen, magischen Reiz der Ceremonie zu erhöhen.

Viel schauerlicher waren diese Processionen noch vor vierzig, funfzig Jahren. Ein Bild von Goya, das die madrider Academia de Nobles Artes de San-Fernando besitzt, stellt Büßende dar, welche bei der Procession mit entblößten Schultern, das Gesicht mit weißer Leinwand umhüllt, in der sich zwei Löcher für die Augen befinden, einherschreiten und sich blutig geiseln. Und vor nahezu zweihundert Jahren beschrieb eine geistreiche Französin die Charfreitagsprocessionen in folgender Weise: „Es gibt Vorschriften, sich mit gutem Anstande zu geiseln, und man ertheilt in dieser Kunst Unterricht wie im Tanzen und Fechten. Um die öffentliche Aufmerksamkeit zu erwecken, darf man den Arm nicht rühren, sondern muß sich aus dem Handgelenke die Schläge ohne Uebereilung beibringen, und das fließende Blut darf das Kleid, einen weißen Unterrock, nicht beflecken; sie bringen sich fürchterliche Wunden an den Schultern bei, aus denen Ströme von Blut fließen; sie schreiten in gemessenem Schritte durch die Straßen und peitschen sich vor den Fenstern ihrer Geliebten mit wunderbarer Geduld. Das Fräulein betrachtet diesen hübschen Auftritt

durch die Läden ihres Zimmers und ermuntert den Liebhaber durch Zeichen, sich tüchtig zu zerfleischen, und gibt ihm ihren Dank für seine zarte Aufmerksamkeit zu erkennen. Wenn sie einer hübschen Frau begegnen, so schlagen sie sich so, daß das Blut auf dieselbe spritzt; es ist dies eine sehr große Aufmerksamkeit." Nach der Erzählerin kamen häufig solche Processionen in eifersüchtigen Streit miteinander und fielen, wie einmal der Marquis von Villa-Hermosa und der Herzog von Bejar nebst ihrem Gefolge thaten, mit ihren Geiseln und mit Faustschlägen übereinander her. „Wenn diese Diener Gottes heimkehren, so wartet ihrer ein treffliches Mahl mit allen Arten von Fleisch, trotz der heiligen Woche; denn sie glauben, nach einem so guten Werke sei es ihnen erlaubt, ein wenig zu sündigen." —

In der Nacht blieben sämmtliche Kirchen dem Volke geöffnet, das ab- und zuströmte, um die von tausend Kerzen beleuchteten, festlich geputzten Heiligenbilder anzuschauen. In der Kathedrale hatte man einen Katafalk, das sogenannte „Monument", in der Höhe von 100 Fuß errichtet; die Farbenpracht und die Verschwendung von Licht an demselben erinnerte an die Märchen von Tausendundeine Nacht; die gewaltigen Säulen des Domes waren bis hoch hinauf mit rothem Sammt umwickelt. Hier, neben einem besonders hoch verehrten Standbilde Christi, dessen Füße die Gläubigen mit Küssen bedeckten, und dem man wie den vielen Statuen der heiligen Jungfrau ein überaus feines Schnupftuch aus Battist in die Hand gesteckt, hatte ein Händler seinen Kram aufgeschlagen; er verkaufte Heiligenbilder und

fand, wie man an dem vor ihm stehenden mit Geld gefüllten Silberbecken sah, großen Absatz. Dort versammelte sich die Menge, um einen Priester zu hören, der über die Leidensgeschichte predigte. Ich überzeugte mich aufs neue davon, daß keine Sprache sich besser für den religiösen Vortrag eignet als die klangvolle, männliche, majestätische Sprache Castiliens. Die Predigten selbst erhoben sich freilich nicht über das Mittelmaß; die meisten Redner glaubten genug zu thun, wenn sie den neutestamentlichen Text unendliche male umschrieben und die körperlichen Leiden des Erlösers zergliederten und ausmalten. Besonders unerschöpflich und leidenschaftlich hierin war ein blutjunger Geistlicher, der sich des Widerspruchs nicht bewußt zu werden schien, als er ausrief: „Seht hin, wie Christus nackt und bloß die Last des Kreuzesstammes hinschleppt!" und die Menge ihre Blicke auf das daneben aufgestellte, in Sammt, Gold und Edelsteinen prunkende Bild mit einem Kreuz aus gediegenem Silber heftete. Auch als mir beim Herausgehen aus diesem Prachttempel eine Schar von bettelnden Jammergestalten den Weg versperrte, wollte der deutsche Rationalist in mir sich nicht zum Schweigen bringen lassen. —

Eine angenehme Unterbrechung inmitten dieser kirchlichen Feste war ein Ausflug, den ich am Charfreitag mit einem Sevillaner in die reizende Umgegend der Stadt machte. Vor den Thoren bot sich uns ein eigenthümliches Schauspiel dar. Während der Festtage war es nämlich verboten, in der Stadt zu reiten und zu fahren. Und so lagerten denn Hunderte von feiernden

Eseln in Gras und Disteln, längs der alten arabischen Stadtmauern. Prügel und Arbeit der sauern Wochentage vergessend, ruhten sie aus, wie nur Esel ruhen können, jeder Zoll ein Faulpelz; eine heilige Stille herrschte unter der biedern Schar; die Wollust der Ruhe war größer als das Verlangen nach dem ringsumher sprossenden Lieblingsfutter; keiner dieser Philosophen regte ein Glied, und nur hier und da schien irgendein Familienvater aus dem halbgeöffneten Auge einen strafenden Blick auf ein Füllen zu werfen, das des Eſellebens Deutung noch nicht erkannt hatte und Miene machte, aufzustehen, bevor noch die Osterglocken zu neuem beschwerlichen Erdenwallen riefen. Bald lag die weiße Häusermasse Sevillas hinter uns, überragt von den beiden hellröthlich schimmernden Thürmen der Giralda, von wo die Sultane die Rundschau über die Umgegend zu halten pflegten, und dem Goldenen Thurm am Ufer des Guadalquivir, in welchem sie ihre Schätze aufbewahrten; durch herrliche Orangenpflanzungen und an einzeln stehenden Jahrhunderte alten Palmen vorüber führte uns der Weg. Mein Begleiter, ein reicher Gutsbesitzer, besuchte seine Pächter, um den schuldigen Zins einzutreiben. Die Aufnahme, die wir fanden, strafte alle die beunruhigenden Gerüchte, die man über das Verhältniß zwischen der reichen und ärmern Klasse in Andalusien verbreitet hatte, Lügen. In wenig Minuten war das Geldgeschäft abgemacht; die Pächter warteten uns mit einigen Spitzgläsern trefflichen San-Luca auf, und nun floß die Unterhaltung über Familienangelegenheiten, Ernteaussichten, Politik im herzlichsten Tone fort, wie wenn nie

ein Unterschied zwischen arm und reich bestanden hätte. In Frankreich mag man hier und da noch den Eindruck bekommen, daß sich hinter der Gleichheit ein gewisser Neid gegen den Adelichen und Reichen verstecke: in Spanien, und namentlich im Süden Spaniens, ist die Gleichheit aber seit Jahrhunderten eine volle Wahrheit. Und Misstimmung herrscht nur gegen diejenigen Adelichen, welche sich mit List oder Gewalt einzelner Gemeindegüter bemächtigt haben, oder ihre ausgedehnten und des herrlichsten Ertrags fähigen Besitzungen der Verwilderung überlassen. —

Der feierliche Schluß der kirchlichen Feste fand am Vormittag des Charsamstags in der Kathedrale statt. Schon nach 9 Uhr begann sich die Gemeinde zu versammeln. Das dichteste Gedränge war um den von einem mächtigen Vorhange verhüllten Hauptchor. Tausende von schwarzgekleideten Frauen saßen, nach arabischer Art die Beine gekreuzt, in den halbdunkeln Räumen, nicht unähnlich den winzigen Fledermäusen, die sich an eine Steinwand anheften. Die häßliche Erinnerung verschwand freilich, sobald ein Sonnenstrahl die schön gemalten Fenster oben durchbrach und hier und dort ein paar muntere Augen, eine edle arabische Kopfform beleuchtete. Eine Procession von vielen Hunderten von Geistlichen jedes Ranges, in den prachtvollsten Gewändern, durchschritt die Menge, unter Begleitung sehr alterthümlicher Instrumente eine Litanei singend, um sich nach dem Hauptchor zu begeben. Dem Gesange der Priester, der aus dem dunkeln Raume herausschallte, antwortete gleichsam umherirrend zwischen den Chören und dem

Walde von Säulen der Gesang der Gemeinde. Da, mit dem Schlage 10 Uhr, erdröhnte ein gewaltiges, minutenlanges Geschützfeuer aus den obern Räumen der Kirche, der Vorhang des Hauptchors zerriß, das blendende Licht des Tages goß sich über die Versammelten aus, die Riesenorgel erklang, die sämmtlichen Glocken der Giralda, die aus Rom zurückgekehrt, läuteten zusammen, und ein Priester bestieg die Kanzel, um zu verkünden, Christus sei auferstanden.

Draußen hatte inzwischen das Volk nach alter Sitte Judas Ischarioth in Gestalt einer abschreckend häßlichen Puppe erschossen, und Freudenschüsse wurden von den Plattformen der Häuser in solcher Masse abgefeuert, daß man sich in eine belagerte Stadt hätte versetzt glauben können, wenn das heitere Gewimmel von Menschen, das Rollen glänzender Wagen und das Wiedererscheinen von Berittenen zu Pferd und Esel in den Straßen einen solchen Gedanken hätte aufkommen lassen. Die Läden blieben zwar geschlossen, aber um so lustiger blühte der Straßenverkauf. Ein Artikel, der an allen Straßenecken ausgerufen und von jedermann gekauft wurde, war merkwürdig genug. Derselbe bestand nämlich in einem öffentlichen Sendschreiben des protestantischen Pfarrers Cabrera an den republikanischen Abgeordneten der Stadt, Rubio. Dieser, von Fach Mediciner und wie so viele seiner Genossen in und außerhalb Spanien Freidenker, hatte sich bei einer öffentlichen Gelegenheit über die protestantische Bewegung in Sevilla lustig gemacht, ohne Zweifel, weil er der Ansicht ist, nicht der Protestantismus, sondern der Materialismus

sei berufen, die katholische Religion abzulösen. Mit der einem Kirchenmanne zukommenden Schlangenklugheit griff Cabrera jedoch nicht den Materialisten, sondern den Angehörigen der katholischen Kirche an und nahm die Gelegenheit wahr, ein kaltes Sturzbad nüchterner protestantischer Kritik auf das Fest der katholischen Gläubigen zu gießen. —

Am Ostersonntag nahmen in Sevilla wie in den übrigen Städten Spaniens die großen Stiergefechte des Sommers ihren Anfang. Die von der republikanischen Partei ausgehende Bewegung gegen diese Vergnügungen hat wenigstens bewirkt, daß seit etwa drei Jahren die anständigern Frauen der Stadt dem Stiergefecht nicht mehr anwohnen. Madrid ist auch in dieser Beziehung seinem conservativern Charakter treu geblieben, und nicht blos Isabella II., sondern auch manche Frauen der guten bürgerlichen Gesellschaft daselbst würden sich ein Gewissen daraus machen, ein Stiergefecht versäumt zu haben. Allein das eigentliche Volk wird sich auch in Sevilla trotz der Vorstellungen der Gebildetern dieses gefährliche und grausame Schauspiel ebenso schwer nehmen lassen, wie in England die Boxereien und wie bei uns das chinesische Messerwerfen, den unverbrennbaren Mann, den Löwenbändiger Batty, die Seiltänzer Leotard und Blondin und andere Barbareien. Sevilla genießt den Ruf der zweiten Hochschule für die Stiergefechte nach Madrid, und eine große Zahl wohlgeschulter Dilettanten wacht sorgsam über die Erhaltung dieses Rufes.

Schon am Samstag suchten sich dieselben einen Vorgeschmack des sonntäglichen Festes zu verschaffen, in-

dem sie sich zur Besichtigung der zum Kampfe ausgesuchten Stiere nach der sogenannten Tablada begaben, einem etwa eine Stunde entfernten freien, großen Wiesenplatze; und unter demselben Vorwande strömte auch die übrige Bevölkerung in ganzen Karavanen vor die Stadt hinaus. Wie in den meisten andern Städten Spaniens, so hat auch in Sevilla der Gemeinderath seit einigen Jahren eine rühmenswerthe Thätigkeit entfaltet, die Umgebung mit reizenden Anlagen zu schmücken. Der besonders schöne Spazierweg Las Delicias, der längs dem Guadalquivir und dem herrlichen Orangenwäldchen Montpensier's vorüber an dem Goldenen Thurm und den reichbewimpelten Seeschiffen, die bis nach Sevilla heraufkommen, und dann zwischen mannshohen Aloëhecken in die Landschaft hinausführt, war von der festlich geschmückten Menge, von Fußgängern, von Reitern zu Pferd, Maulesel und Esel, und von Fuhrwerken in allen Formen, von dem herrschaftlichen Landau herab bis zu dem plumpen Ochsenwagen und dem altersschwachen, ausgedienten Postomnibus bedeckt. Die berittene Stadtwache, von strammem, militärischem Aussehen trotz dem bürgerlichen Wams und dem runden andalusischen Bauerhute, hielt die Ordnung aufrecht. Landleute mit ihren rothen Schärpen, mit braunen Lederärmeln an dem kurzen Wams und mit weithin flatternden Bändern an den Schultern, einen Plaid nach mexicanischer Art vorn über den andalusischen Sattel gelegt, sprengten auf kräftigen arabischen Hengsten, deren Mähne und Schweif keine Schere gekürzt, über die Wiesen rechts und links vom Wege dahin; lauter stattliche schöne Ge-

stalten mit edelm Gesichtsschnitt, nicht unterscheidbar von den Edelleuten der Stadt, die etwas darein setzen, sich bei solchen Gelegenheiten in der kleidsamen bäuerischen Tracht zu zeigen. — Die Stiere, sechs an der Zahl, welche am folgenden Tage den Heldentod sterben sollten, waren von etwa der doppelten Zahl wohlabgerichteter Ochsen und von spießtragenden Wächtern zu Pferde behütet: trotz ihrer ungeheuern Stärke fügten sie sich mit Lammesgeduld, wenn die Ochsen, sei es durch das Warnungszeichen der langen an ihrem Halse hängenden Schelle, oder durch einen wohlgemeinten Rippenstoß mit ihren unmäßig langen Hörnern sie in ehrerbietiger Entfernung von den Zuschauern zu halten sich bemühten. Sie schauten verdutzt, mistrauisch und mismuthig auf die neugierige Menschenmenge, und der Wunsch, zu den Weiden und Kühen der Heimat zurückzukehren, lag ihnen offenbar näher, als der declamatorische Stolz des Morituri te salutant. Während die Kenner die einzelnen Thiere musterten und die Vorzüge derselben mit unverwüstlichem Ernst erörterten, blieb ich gefesselt von dem wunderbaren Anblick der Frühlingslandschaft; das Räthsel der oft so bizarr scheinenden Lichtwirkungen auf den Bildern Murillo's, des Meisters von Sevilla, löst sich, wenn der Blick über das in vielfachen Tönen wechselnde Grün der Wiesen, von dem sich das herrliche Blau der Blumen, die grauschimmernden Olivenbäume und Aloën, die prächtig rothen Cactusblüten, dunkle Cypressen und Palmen abheben, bis zu den fernsten Bergen schweift, deren Umrisse klar aus einem weißlichen, warmen Himmelslicht auftauchen. — Bei untergehender Sonne

kehrte die Menge zur Stadt zurück, und wir gelobten uns, nicht bei dem Corso zu fehlen, womit die Sevillaner am Ostermontag ihre Anlagen Las Delicias, wie die Wiener ihren Prater, einzuweihen und womit sie die Feste der heiligen Woche abzuschließen pflegen.

Das Stiergefecht am Sonntag, für gar manche der wichtigste Theil der ganzen Festwoche, verlief zur Befriedigung der Sevillaner. Die Placa de Toros in Sevilla ist zwar etwas kleiner als diejenige in Madrid, aber viel heiterer und anmuthiger; die Ausstattung des Schauspiels selbst weniger glänzend. Einen besondern Reiz verleiht es dem zu drei Vierteln von maurischen Säulenreihen umgebenen Platze, daß an der Stelle, wo diese unterbrochen sind, ein Ausblick auf die Stadt, auf die Giralda und die Kathedrale sich eröffnet. Die beiläufig 18000 Zuschauer boten schon durch die größere Buntfarbigkeit der Kleider ein bewegteres Bild als diejenigen von Madrid; dazu kam aber noch die Lebhaftigkeit und die Gesprächigkeit der Andalusier. Als der Vorsitzende, Morales, mit rother republikanischer Halsbinde auf seinem Balkon erschien, kannte der Jubel des leicht erregbaren Völkchens keine Grenze; andererseits habe ich den Alguazil, den das Volk nun schon seit Jahrhunderten, wenn er die Schlüssel zu dem Stierbehälter abholt, mit Hohn überschüttet, noch nie mit solcher Ueberzeugung und Wuth auspfeifen gesehen wie hier. Derselbe trug nicht, wie zu Madrid, ein hübsches Renaissancecostüm, sondern war mit seinem von den Unbilden der Witterung stark mitgenommenen Cylinderhut, seinem abgeschabten allzu langen Frack und seinen zu

kurzen schwarzen Hosen eine wahre Jammergestalt; das Unglück wollte nun auch, daß seine Rosinante, als bereits das Thor für den Stier aufgethan war, sich trotz der ängstlichen Anstrengungen des Reiters lange sperrte, vom Schauplatz abzutraben. — Der Stierkämpfer Arjona, der Sohn des vor kurzem in der Havana gestorbenen berühmten Stierkämpfers Cuchares, ein junger Mann, dessen kräftige und zugleich elegante Formen durch sein schwarzes Costüm aufs günstigste hervorgehoben wurden, zeigte sich seines Namens würdig, indem er zwei ungemein verwegene Stöße de volapié ausführte, das heißt — statt zu warten, bis der Stier anstürmte, und statt nur durch dessen Stoß nach aufwärts den leicht angesetzten Degen zwischen den Schultern hindurch in das Herz treiben zu lassen — mit zwei, drei Sprüngen auf das gewaltige Thier losrannte und dasselbe mit solcher Kraft und Gewandtheit traf, daß es plötzlich und lautlos zusammenbrach. El Gordito (der Dicke) war im Stoße selbst weniger glücklich als Arjona, der ihm an Kraft überlegen ist; aber er bewährte sich trotz der Wohlbeleibtheit, die seinen Namen veranlaßt hat, auch diesmal als den ersten Meister Spaniens in dem Anheften der Banderillas. Er führte sein berühmtes Bravourstück, das ich seither für eine Fabel gehalten hatte, aus; er ließ sich nämlich einen Stuhl in die Arena bringen, rückte auf demselben dem Stier ganz nahe, legte sodann gemächlich die Beine übereinander, fuchtelte mit den beiden Banderillas in der Luft und hatte, als endlich das wüthende Thier mit aller Wucht gegen ihn stürmte, bereits mit zauberhafter Geschwindig-

keit demselben nicht blos die Banderillas an beide Schultern geheftet, sondern auch noch seinen Stuhl weggezogen, sodaß der Stier mit seinen Hörnern nur die leere Luft traf. —

Als wir in die Stadt zurückkehrten, hatten bereits zwei Dichter, der eine in andalusischer Mundart, der andere in castilischer Sprache, die Heldenthaten des Kampfes besungen, und mit diesen Poesien wurde zugleich eine ausführliche Chronik verkauft, in welcher Stiere und Stierkämpfer mit der nämlichen Unparteilichkeit beurtheilt waren.

15.

Die Cigarreras und die Gitanos von Sevilla.

Sevilla, 1. Juli 1869.

Die Manola von Madrid, das leichtlebige Völkchen der hauptstädtischen Arbeiterinnen, ist längst aus dem Kreise der Lebenden geschieden, und nur hohe Frauen, welche wie Isabella II. die Gunst des Volkes bewahren, oder dieselbe wie die Herzogin de la Torre und die Gräfin von Reus erwerben wollten, zeigten sich während der letzten Zeit noch bei den Stiergefechten in der beliebten Tracht der Manolas, in kurzem, hellfarbigem Rocke mit einer Menge Volants, den zierlichen, vorn mit Maschen besetzten Stelzschuhen, der nachlässig über den Nacken geschlungenen, meist weißen Mantille, dem hohen Schildkrotkamm und der Rose im Haar, und in der Hand den unvermeidlichen Fächer. Noch aber gedeiht und blüht die ebenbürtige Schwester der Manola, die Cigarrera von Sevilla.

Die sevillanischen Cigarrenmädchen theilen sich wie etwa anderwärts die Modistinnen im allgemeinen in zwei Arten, in ordentliche und außerordentliche, in solche, welche arbeiten, und in solche, welche nicht arbeiten und

doch genährt werden. Beide Arten fließen jedoch häufig ineinander über, und es würde eine schwer lösbare Preisfrage bilden, zu untersuchen, inwiefern auch die erstern beigetragen haben, den übeln Leumund zu gründen, der über der Tugend der ganzen Gattung waltet. Hoch über dem Eingange zu der großen Tabacksfabrik von Sevilla steht ein Engel, in Stein gehauen, der eine riesige Posaune an den Mund setzt; nach der Volkssage wird dieser Engel in die Posaune stoßen, wenn die erste keusche Cigarrera über die Schwelle tritt. Ganze Geschlechter sind aber aus- und eingegangen, und der Engel ist immer stumm geblieben. Diese Sage übertreibt offenbar, denn von mehr als einer wird erzählt, daß sie monatelang dem Guitarrengeklimper, den zarten Seguidillas (Tanz- und Liebesliedchen), den Serenaden und dem verliebten Geflüster der Verehrer vor ihrem Fensterchen widerstanden habe. Auch hat hier wie allenthalben die gütige Natur mehr als eine durch ein häßliches Gesicht vor dem Falle geschützt.

Die dem Staate gehörige Fabrik verdankt ihren europäischen Ruf nicht sowol ihren Erzeugnissen als eben den in ihr beschäftigten Mädchen, deren Zahl sich auf vier- bis fünftausend beläuft. Nirgends läßt sich der Unterschied und die Mischung der Rassen, aus denen das Volk Südspaniens besteht, besser wahrnehmen als unter dieser weiblichen Legion, die sich aus den untersten Schichten der Gesellschaft rekrutirt. So lenken denn alle, welche Sinn für Völkerkunde haben, ihre Schritte hierher.

Beim Eintreten in das Gebäude waren wir Zeuge eines Auftrittes, der wegen seiner ernst-heitern Bedeu-

tung erzählt werden mag. In dem Verwaltungszimmer herrschte nämlich eine unbeschreibliche Verwirrung. Es waren zwei sehr wichtig thuende Herren angekommen, mit Schriftstücken von der Regierung zu Madrid, durch welche sie als Verwalter mit ansehnlichem Einkommen beglaubigt waren. Nun fand sich aber, daß das souveräne Volk nach der Septemberrevolution die beiden Stellen, welche diese Männer antreten sollten, als überflüssig gestrichen, und daß sich inzwischen kein Bedürfniß herausgestellt hatte, dieselben neu zu besetzen. Die Ankömmlinge, deren Vettern in der Regierung nach der Pause von einigen Monaten frischen Muth geschöpft, für die Ihrigen auf Kosten des Staates zu sorgen, machten die verzweifeltsten rednerischen Anstrengungen, zu beweisen, daß ihre Dienste unerlaßlich nothwendig seien, während die übrigen Beamten sich eifrig dagegen vertheidigten, von dem Wenigen, was sie zu thun haben, noch an andere etwas abzugeben! Der Streit wird wol wie alles in Spanien seinen Abschluß in einem Provisorium gefunden haben.

Im Erdgeschosse des sehr ausgedehnten Gebäudes befinden sich die Lager des einst sehr berühmten Schnupftabacks, der das Entzücken der Abbés am Hofe Ludwig's XIV. ausmachte. Wer niemals in seinem Leben genießt, wird dem hier aus hundert Tonnen ausströmenden, prickelnden Reiz nicht widerstehen können. Aber mit Wehmuth erzählte unser Führer, daß die gute alte Zeit nicht mehr sei und daß die Erzeugung dieser Waare an der galopirenden Schwindsucht leide. Nach den alten, verhutzelten Weibern zu urtheilen, die hier beschäftigt sind, ist auch bereits das Arbeitspersonal auf den Aussterbestand gesetzt.

Wie auch die Nase hier schwelgen mag, das Auge verlangt nach einer bessern Weide; und wir eilen zu den Sälen im obern Stockwerke, aus denen uns das Lachen, Plaudern, Singen von tausend und aber tausend Mädchen, zu einem gewaltigen Schallstrome vereinigt, entgegenbraust. Mit dem Anstande und der Ungezwungenheit einer Fürstin von Gottes Gnaden empfängt uns an der Thür eine Arbeiterin, die an diesem Tage das Amt einer Aufseherin führt. Das echte Bild einer Andalusierin, schreitet sie anmuthigen Ganges, mit weicher, freier Bewegung der Hüften, das Haupt etwas zurückgeworfen, aus großen, schwarzen Augen gerade dreinschauend, vor uns her; wie wenn dieselben nie alltägliche Arbeit verrichteten, so frei und edel bewegt sie die feinen Hände und die Arme, sei es, daß sie auf irgendeinen Gegenstand hindeutet, sei es, daß sie mit ihrem Fächer spielt. Erinnern wir noch an den wohlgebildeten kleinen Fuß, an die sympathisch weiche Stimme und das üppige schwarze, aber nicht wie bei der Madriderin oder der Catalonierin etwas rauhe, sondern seidenzarte Haar, so haben wir die wesentlichsten Kennzeichen der andalusischen Schönheit genannt. Neben diesem Typus aber, der sich hundertfach wiederholt, springen uns eine große Zahl anderer in die Augen, die einer ganz fremden Welt zu entstammen scheinen. Die vom Bewußtsein ihres eigenen Werthes sichtlich gehobene Schönheit der einen mag uns wol mit fast dämonischem Reiz fesseln, aber ein unendlich rührender Ausdruck liegt dort auf dem Gesichte jener jungen Mutter, die, fast selbst noch ein Kind, den Säugling am Busen hält: Murillo's Madonna,

wir schauen sie hier leibhaftig vor uns, und noch oft begegnet uns ein Antlitz mit diesem Ausdruck selbstloser Hingebung gleichviel ob in himmlischer oder irdischer Liebe. Jenes Mädchen, unter dessen dunkeln Brauen uns ein unverkennbar germanisch-blaues Augenpaar überrascht, bildet gleichsam den Uebergang zu der stolzen, hochbusigen Blonden dort, der echten Abkömmlingin der Gothen, die durch einen merkwürdigen Zufall aus den Bergen Tirols hierher nach dem fernen Süden entrückt zu sein scheint. Und wie seltsam sticht wieder der Zug trotziger Selbstgenügsamkeit, der in diesen Augen und der ganzen Haltung dieser Thusneldagestalt liegt, von der Sorglosigkeit der Zigeunerin neben ihr, die uns mit herausforderndem Lachen die Rauchwölkchen ihrer Cigarrette entgegenbläst, und von der Schwermuth auf dem dunkeln Gesicht jener Maurin ab, der verkümmerten Vertreterin eines einst ruhmreichen, aber durch jahrhundertelange Verachtung herabgewürdigten Stammes.

Wir konnten uns den Genuß dieses wechselvollen Schauspiels um so ruhiger hingeben, als die Arbeiterinnen durch den Anblick der Fremden sich in dem, was jede gerade trieb, durchaus nicht stören ließen. Trotz der verhängten Fenster und der dicken Mauern drang die erdrückende Junihitze in die Räume ein, und so hatten sich die Mädchen aller irgend entbehrlichen Kleider entledigt. Manche suchten Erfrischung, indem sie sich an den steinernen Brunnen in den Saalecken Gesicht und Brust wuschen; andere schäkerten miteinander, schmückten sich das Haar mit Blumenkränzen, rauchten, plauderten oder sangen. Um Misdeutungen auszuweichen, versagten

wir uns das Vergnügen, das man uns sehr empfohlen hatte, des Abends, wenn das weibliche Heer, vom Schmuz der Arbeit gereinigt und im Putze hellfarbiger Kleider die Anstalt verläßt, vor dem Thore „aufzuwarten"; unser Gang durch die Arbeitssäle hatte uns schon reich genug belohnt. —

Nicht minder berühmt als durch seine Cigarreras ist Sevilla durch seine Gitanos (Zigeuner), welche sich schon in grauer Vorzeit in den südspanischen Städten, und namentlich in der alten Hispalis eingenistet haben. Wer das Leben und Treiben der Zigeuner beobachten will, hat dazu vollauf Gelegenheit, wenn er sich gegen Abend nach der jenseit des Guadalquivir gelegenen Vorstadt Triana begibt. Noch besser freilich würde sich ein Ausflug nach dem etwa eine Stunde entfernten Alcala verlohnen, wo dieselben heute noch wie seit Jahrhunderten ihr Troglodytenleben in einem riesigen Schmuz- und Kehrichtberge führen. Eine vorsündflutliche Behausung ähnlicher Art ist in Triana von der Obrigkeit im Jahre 1856 beseitigt worden, als die Cholera wüthete und die Zigeuner wie Fliegen wegraffte. Aber heute noch kann sich das Völkchen daselbst nicht an die Enge der Häuser gewöhnen, und bringt den größern Theil seiner Zeit auf den offenen Straßen zu. Hier arbeiten die einen an dem Amboß, dort handeln andere um ein Stück Vieh; die Weiber breiten die Tücher und alten Kleider aus, mit denen sie am andern Tage hausiren oder einen benachbarten Jahrmarkt besuchen wollen; dort singt ein Mädchen zur Guitarre eines jener schwermüthigen Liedchen, die mit einem so fremdartigen Reiz das Herz be-

wältigen; andere zeigen sich mit Wohlgefallen ein neues buntfarbiges Kleid oder einen blinkenden Schmuck aus falschen Steinen; und hier führt ein munteres Pärchen im Kreise der Freunde, unter der Begleitung von Gesang und Händeklatschen, einen phantastischen Tanz aus. Alle scheinen nur eine einzige Familie zu bilden, leicht kenntlich an der dunkelbraunen Hautfarbe, den schwarzen Haaren und Augen, dem festen, durchdringenden Blick, dem hübschen, schlanken Bau des Leibes; man rühmt ihnen auch nach, daß sie einander aufrichtig wie Angehörige einer und derselben Familie lieben. Fremden gegenüber halten sie fest zusammen und machen leicht Misbrauch von ihrem durchdringenden Verstande und ihrer Kenntniß des menschlichen Herzens; man wirft ihnen argwöhnisches, lügnerisches und kriechendes Wesen vor; und namentlich ihre Weiber, die sich mit Kartenschlagen und Prophezeiung abgeben, flößen dem gemeinen Volke abergläubische Scheu ein. Die Zigeuner suchen, da sie einmal genöthigt sind, mit andern Menschen zusammenzuwohnen, mit Vorliebe die äußersten und abgelegensten Theile der Städte auf. Eine Art Adel unter ihnen bilden die sogenannten Viandantes (Landstreicher), die, wie ihre Vorfahren, noch in Wald und Heide leben; dieselben sehen auf ihre städtischen Genossen mit Verachtung herab und werden von diesen wiederum mit einer gewissen abergläubischen Angst betrachtet. Die Zigeuner genießen jetzt die Rechte spanischer Staatsbürger und sind auch zum Kriegsdienst verpflichtet. Schon Carlos III. hatte ihnen als Neucastilianern gleiche Rechte mit den Spaniern gegeben und sie der Nation

ganz einverleiben wollen, aber seine Bemühungen waren ziemlich erfolglos geblieben. Die heilige Hermandad hatte keine Gewaltmittel gescheut, um dieselben zu einem christlichen Leben zu zwingen, und zu diesem Zwecke ihre Zelte verbrannt, und die Verfolgungen der Zigeuner sind bis auf Philipp III. zurückzuführen, der eine große Zahl derselben mit den Morisken aus dem Lande trieb. Viele bekannten sich denn auch damals, wenigstens äußerlich, zum Christenthume, aber manche ihrer noch heute erhaltenen Gebräuche unterstützen den Argwohn, daß es mit ihrem Christenthume ziemlich schief stehe.

Ein spanisches Sprichwort nennt drei Fragen, die man nie werde lösen können: ob die Zigeuner getauft und verheirathet seien, ob die Küster die Messe hören, ob die Priester glauben. Seltsam genug geht es freilich bei den Zigeunerhochzeiten zu. Wenn ein Zigeuner in das Alter gekommen, zu heirathen, so bereist er die Nachbarbezirke, sucht die Familien mit mannbaren Mädchen auf, und hat sein Herz gesprochen, so kehrt er zu den Seinigen zurück und beräth sich mit denselben. Diese stellen Nachforschungen an, ob die Auserkorene ihre Tugend gewahrt, beziehungsweise niemals Umgang mit einem Spanier gepflogen habe. Wird alles in Ordnung befunden, so gehen Abgesandte zu ihrer Familie ab, um die Mitgift festzusetzen, die sich freilich meist auf ein Kleid beschränkt. Die Liebenden machen sodann unter sich einen Tag aus, an dem der Bräutigam die Braut rauben soll. Dieser Raub wird mit der größten Heimlichkeit ausgeführt. Der Bräutigam, der sich, ohne von jemand gesehen zu werden, aus dem älterlichen Hause entfernt,

erscheint in nächtlicher Stunde vor dem Fenster seines Mädchens, das auf ein verabredetes Zeichen sich gleichfalls aus ihrem Hause wegstiehlt. Beide fliehen feldeinwärts und begeben sich vor das Haus irgendeines Bekannten. Ehe dieser ihnen jedoch Einlaß gewährt, stellt er mit großem Ernst einige Fragen an sie, auf die sie in der hergebrachten Weise antworten müssen. „Was wollt ihr?" — „Wir wollen uns heirathen und euch zum Hochzeitsvater nehmen." — „Gut, habt ihr denn auch alles gethan, was Gott befiehlt?" — „Ja", antwortet der Bräutigam, „diese Nacht habe ich meine Braut aus ihrem Hause entführt, ohne daß jemand es merkte." — „Gut. Hat kein Betrug hierbei stattgefunden?" — „Nein." — „Alsdann könnt ihr eintreten und auf mein Haus und mein Geld rechnen." Des Morgens, wenn die beiderseitigen Aeltern das Verschwinden ihrer Kinder wahrgenommen, bekümmern sie sich nur zu wissen, wen dieselben zum Zeugen gewählt haben, und fragen zunächst bei den reichsten des Stammes herum. Der Zeuge seinerseits erkundigt sich, ob auch wirklich die Entführung im geheimen zugegangen sei. Ist dies der Fall, so wird die Hochzeit verkündigt und die Vorbereitung für das Fest getroffen, zu welchem sämmtliche Zigeuner der Umgegend eingeladen werden. Die Braütleute lassen an ihrem Ehrentage den schon geschlossenen Bund von dem Geistlichen einsegnen; die Festgenossen erscheinen hierbei in ihren besten Kleidern; jeder bringt irgendein Tonwerkzeug mit, sei es eine Guitarre, sei es eine baskische Trommel oder Castagnetten; sie schwingen jauchzend ihre Hüte, tanzen und singen in der Straße. Nach der

Einsegnung begibt sich die ganze Schar zu dem Hochzeitsvater, der ein glänzendes Mahl hergerichtet hat. Dasselbe wird in wenigen Minuten verschlungen und alle eilen wieder zum Tanze. Die Vermählten eröffnen, indem sie mit Händeklatschen den Takt angeben, die oft sehr ausgelassenen Tänze, die so lange fortdauern, bis die Vermählte in ihrem Kleide die Geschenke der Gäste, als da sind, Zuckersachen und Schmuckstücke, einsammelt. Dieser Hochzeitstanz findet immer bei verschlossenen Thüren statt, und nur selten wird ein Fremder, der sich besondere Verdienste um die Zigeuner erworben, zugelassen. Um Mitternacht werden die Vermählten zu der Brautkammer geleitet; das Hochzeitsbett ist in der seltsamsten Weise ausgeschmückt; namentlich sind so viele Matratzen aufeinandergelegt, daß dasselbe bis zur Decke reicht und nur mit einer Leiter bestiegen werden kann. Die Gäste bleiben indeß, wie in tiefe Gedanken verloren, schweigend beisammen. Sobald aber die Hochzeitsmutter erscheint und, wie auch nach altjüdischem Gebrauch geschieht, die Beweise der Tugend der Braut vorzeigt, bricht die ungebundenste Lustigkeit aus; man trinkt, lacht, singt und tanzt, bis alle Anwesenden vor Ermüdung umfallen; und dieser Festjubel dauert, wofern der Hochzeitsvater Geld genug hat, oft acht Tage lang.

16.

Toledo.

Toledo, Februar 1871.

Eins der hübschesten und geistreichsten Lustspiele von Tirso de Molina hat zum Titel und Gegenstand eine Reise von Toledo nach Madrid. Eine ungemeine Fülle von Abenteuern, Entführungen, Zweikämpfen, Verlobungen, Hochzeiten drängt sich hier zusammen, und zwar in gar nicht unwahrscheinlicher Weise, da der Dichter seine Gesellschaft theils im Wagen, theils in der Sänfte, zu Pferd und Maulthier reisen und in Orten und Herbergen einkehren läßt, die durch Natur und Künste der Menschen wie zu Stätten außergewöhnlicher Ereignisse geschaffen sind. Jetzt braucht man nicht mehr das Brechen eines Wagenrades, das Umwerfen einer Sänfte, das Scheuwerden und Durchgehen von Pferden und Maulthieren zu fürchten; zwar immerhin nicht allzu rasch, aber ohne Zwischenfall führt uns jetzt die Eisenbahn nach den Ufern des Tajo, zu dem lieblichen Aranjuez und dem ernsten Toledo. Die einzige Gefahr, die wir laufen, ist die, der dringenden Einladung der mit-

reisenden Hidalgos zur Theilnahme an dem mitgebrachten, mehr reichlich als lecker bereiteten Mahle nicht ausweichen zu können. Unser Stern bringt uns aber diesmal mit einer alten Toledanerin zusammen, Doña Mercedes, die sich fortwährend entschuldigt, keine Lebensmittel bei sich zu haben, weil sie keine Zähne mehr und einen schwachen Magen habe, die aber zur Entschädigung ihre ganze Lebensgeschichte nebst derjenigen ihrer Vorfahren und Nachkommen bis ins dritte Glied auftischt und uns ihre Wohnung, Straße x Numero y, so und so vielter Stock zur Verfügung zu stellen fortfährt, bis wir im Bahnhofe von Toledo anlangen.

Hier heißt es: al coche! al coche! in einen jener vorsündflutlichen Omnibusse hinein, wie man sie nur noch auf der Pyrenäenhalbinsel trifft; fünf Maulthiere, mit Schellen, Quasten und Zierath aller Art überdeckt, werden durch Knallen, Scheltworte, unnachahmliche Gurgeltöne und Peitschenhiebe zum rasenden Galop angetrieben; denn der Spanier ist, wie es scheint, nur in zweierlei Lagen des Lebens ungeduldig: wenn ihm beim Stiergefecht der Alcalde mit dem Zeichen zum Beginn zu zögern scheint, und wenn er in den Omnibus gestiegen ist. So stürmen wir denn die Landstraße dahin, mit Donnergepolter über die Alcantarabrücke, unter den festen Brückenthoren durch, hinauf den steilen Weg zur Siebenhügelstadt Toledo. Ringmauern, arabische Festungsthürme fliegen an uns vorüber; bald rasselt unser Wagen, der an jeder Ecke zu zerschellen droht, am altberühmten Platze Zocodover vorbei, über das holperige Pflaster der engen Gassen; rechts und

links flüchten sich die Bewohner in die Häuser, um nicht von den Rädern erfaßt zu werden; und gastlich thut sich uns das Hofthor der einzigen Herberge der Stadt, der Fonda de Lino, auf.

„Bon çour, Monsieur, çe suis content de vous revoir", grüßt mich mein alter Führer, der mich vor zwei Jahren durch Toledo begleitet hatte: ein Karlist vom reinsten Wasser, der zuerst wegen eines kleinen Versehens — er hatte bei einem Wortwechsel seinem Gegner die Navaja ein paar Zoll tief in den Leib gepflanzt — und dann als Vertheidiger des göttlichen Rechts von Don Carlos die Gastfreundschaft Frankreichs hatte benutzen müssen und nun seine Erkenntlichkeit dafür dadurch ausdrückt, daß er ein eigenthümliches Französisch radebrecht und die Zerstörung manches Kunstwerks, die das Volk den Franzosen zur Last legt, den „Liberalen" vom Karlistenkriege aufbürdet. Er ist ein echter Bürger dieser Stadt, des Faubourg Saint-Germain Spaniens. Während des Frühstücks entwickelte er mir seinen alten Satz, daß das spanische Volk heute nur noch aus zwei Gattungen Menschen bestehe, Räubern und Tagedieben. Das Wirken der madrider Regierung bezeichnet er einfach als planmäßige Ausplünderung Toledos und der Provinz überhaupt; er hat herzliches Mitleid mit dem armen Jungen, dem König Amadeus; und wenngleich der letzte Wahlsieg der Karlisten in Toledo ihn mit Freude erfüllt, so erwartet er doch das Heil einzig davon, daß sein rechtmäßiger König Carlos VII. bald alle guten Katholiken Spaniens unter seine Fahne rufe. Wir verabschieden den Wackern auf den folgenden Tag,

um ganz ungestört und auf gut Glück durch Stadt und Umgegend wandern zu können.

Wir vertrauen uns ohne Ariadnefaden dem unentwirrbaren Labyrinth der engen, buckeligen Gassen an, bald eine schroffe Anhöhe emporklimmend, bald einen jähen Hang mehr hinabrutschend als schreitend. Die meisten dieser Gassen führen in endlosem Zickzack, das außer der Enge und Steile das Fahren im Wagen unmöglich macht, von der tiefer gelegenen Umfassungsmauer zu einem der sieben Hügel der Stadt hinauf. Ecke um Ecke konnte hier dem eindringenden Feinde streitig gemacht werden, und häufig genug sieht man noch die Einschnitte in den Ecksteinen, wo der Schütze Bogen oder Armbrust auflegte. In dem alten Judenviertel drängen sich die Häuschen noch enger zusammen; die Gäßchen, die sich hier kreuz und quer über dem Bergrücken hinziehen, gleichen ganz den Hohlgängen der Würmer in altem Holze. In diesen dunkeln versteckten Räumen bargen die Juden ihre Schätze jahrhundertelang, zur Zeit der Araber, mit Glück, bis diese von dem scharfen Auge der Christen und der Inquisitoren entdeckt und, gleich dem rothen Golde der Nibelungen, das Verderben ihrer Besitzer wurden. Heute noch wahren diese kleinen Häuser Toledos Kleinode, deren Werth aber die Insassen kaum zu schätzen wissen. Die Thüren sind von oben bis unten mit einer Unzahl kunstreich geschmiedeter Nägel und Knöpfe bedeckt; Schlösser und Klopfer von staunenswerth feiner und fleißiger Arbeit; nicht zu reden von jenen wahren Kunstwerken an den Palastthoren, die aus der Zeit der Gothenkönige, der

Araber, der Gothik, der Renaissance stammen oder gar Spuren aus allen diesen Zeiträumen zugleich in ihren verschiedenen Theilen tragen. Betrittst du eins dieser Häuser, die ebenso gut für christliche Klöster, für arabische Harems oder für Gefängnisse genommen werden könnten, so findest du wol von Zeit und Rauch gebräunte Arabesken, Inschriften, Holzschnitzereien und Steinbildwerke, von deren Schönheit oder Vorhandensein die Bewohner, die dich alsbald bettelnd umstehen, sich nichts träumen lassen. Du trittst in eine Kapelle und findest aus der übertünchten Wand hebräische oder arabische Zeichen und Malereien heraus, und das halbverstümmelte Bauwerk enthüllt sich dir als ehemalige Synagoge; du trittst in ein Kloster, wie das von San-Clemente, angelockt von Spuren des Meißels Berruguete's, du lauschest dem Gebetflüstern der Nonnen aus dem Chor, und inzwischen fallen deine Blicke auf maurische Sculpturen, die letzten Ueberbleibsel der Moschee, die zum katholischen Cultus gezwungen worden; du folgst jenem Schulmeister, der eine Schar Jungen zur Schule treibt, und befindest dich plötzlich inmitten eines prachtvollen Hofraumes, den eine dreifache Reihe elegantester Säulen aus der Renaissancezeit umschließt und in dessen Mitte sich ein tausendjähriger Marmorbrunnen befindet, mit Inschriften und mit den Spuren seines einstigen Gebrauches. Hier der plumpe Palast des Gothenkönigs Wamba, dort die Trümmer des Schlosses seines letzten Nachfolgers, des unglücklichen Roderich; hier hat der mächtige Kirchenfürst Cisneros gewohnt; dort haben die Franzosen das Schloß der „katholischen Könige“ mit Brand niedergelegt; in

jener Moschee hat Ferrer zum ersten mal wieder nach der Vertreibung der Araber den Christen gepredigt; durch dieses arabische Thor ist Alfonso der Weise als Sieger eingezogen; die Ketten, die an jener Kirchenmauer hängen, hat Ferdinand und Isabel nach der Einnahme Granadas zum Andenken an die Befreiung der gefangenen Christen gestiftet; auf jenem Thurme hat der Cid seine Fahne aufgepflanzt: welche Erinnerungen weckt ein solcher Gang durch Toledos Gassen! Wir können ihnen ungestört nachhängen, denn nur selten läßt sich ein Bewohner blicken. Hier und dort nur streckt uns ein in Lumpen gehüllter Bettler die Hand entgegen, hier und dort läßt sich eine Señora vor der Hausthüre von einer Nachbarin die Haare flechten, hier und dort untersucht eine andere mit mütterlicher Sorgfalt das krause Haar ihrer Sprößlinge; einige dürre Hunde, manchmal ein schwerhinwandelnder Pfarrherr, unterbrechen die Todtenstille der Straßen; wir sind aber doch nicht ganz allein, denn während wir irgendeinen mit reizender Fayence verzierten maurischen Balkon betrachten, entdecken wir zwei kohlschwarze Augen, die neugierig auf den nordischen Fremdling niederschauen.

Wir suchen uns endlich auf die einzig hier mögliche Art, nach der Himmelsgegend, zurechtzufinden und gelangen an das östliche Ende der Stadt, wo der Tajo zwischen den Mauern und Thürmen der Festung, die allmählich von seinen Fluten untergraben werden, und zwischen Felswänden dahinbraust, die ein spärlicher Graswuchs wie ehrwürdiger Rost überzieht. Endlose Haufen von Dachziegeln, zerbrochenen Geschirren, Mosaiken,

Trümmern aller Art thürmen sich hier auf, Weiber und Kinder stören nach Knochen, Münzen, farbigen Steinen; unaufhaltsam, täglich, stündlich gleitet der Schutt in das Bette des Tajo hinab, um von den Wogen fortgeschleppt zu werden. Hier im Osten ist das Tajo-Ufer furchtbar öde und wild; Todesruhe liegt über der ganzen Landschaft; die Ruinen des Tempelritterschlosses San-Cervantes starren uns entgegen; einsame Felspfade führen zu Einsiedeleien und Klöstern empor, von denen manchmal, wie ein Ton aus einer andern Welt, der Schall einer Glocke sich herüberschwingt.

Stromabwärts ist die Aussicht etwas freundlicher. Bäume zeigen sich am Ufer, einiges Grün wagt sich heraus, und auf dem nahen Hügel drüben sehen wir die berühmten Obstgärten von Toledo, Los Cigarrales de Toledo, die Sommerfrischen, in welche Tirso den Schauplatz seiner lieblichen Novellen, den spanischen Decameron, verlegt hat. Die Ebene, die sich auf der einen Seite der in Hufeisenform gebauten oder vielmehr vom Tajo eingeschlossenen Stadt ausbreitet, erinnert mit den verstreuten Ruinen von Schlössern und Burgen an die römische Campagna; und drunten die grauen Mauertrümmer einer Mühle und die Brückenbogen, die zersprengt im Flusse liegen, sind Römerwerk. Die Welteroberer hatten bald gefunden: Hier ist gut sein, hier laßt uns eine Festung bauen; sie gründeten hier die Hauptstadt der Provinz Carpetanias, wie Titus Livius meldet: Urbs parva, sed valde munita.

Als die Nacht gekommen und der volle Mond am

Himmel aufgegangen war, machte ich mich nochmals auf, um von einer nahen Höhe auf dem linken Ufer des Tajo den Anblick der Stadt auch bei solcher Beleuchtung zu genießen. Trotzig und stolz ragte das Thor Alfonso's des Weisen, das „Sonnenthor", das „Visagrathor" mit den zierlichen und zugleich festen Erkern und mit den Zinnen zum hellen Sternenhimmel hinauf, nur das Rauschen des Tajo unterbrach die Stille der Nacht, als ich durch die mächtigen Thore der Alcantarabrücke schritt, um die Anhöhe zu besteigen, die vom Schloß San-Cervantes oder Servando gekrönt wird. Auch eine von Sage, Dichtung und Geschichte geweihte Stelle, dieser felsige Hügel mit den Ruinen des Schlosses, das einst den Tempelrittern als Luginsland gedient, aber nicht immer, wie die zwei arabischen, hufeisenförmigen Thorbogen zeigen, dem Anprall der morgenländischen Feinde zu widerstehen vermocht hat! Einmal aber waren diese gekommen, um während der Abwesenheit des Königs Alfonso VII. San-Cervantes zu bestürmen. Da ließ die Gemahlin desselben, Berengera, ihnen sagen, es sei eine Feigheit, daß sie einen so schwachen Feind angreifen; wenn sie so tapfer seien, wie sie sich rühmen, sollen sie, statt eine Frau zu schrecken, den König selbst inmitten seines Heeres aufsuchen. Die Araber, betroffen über diese stolze Rede, willigten ein, wieder abzuziehen, wenn die Königin auf der Mauer ihres Schlosses sich zeige, damit sie diejenige wenigstens grüßen könnten, der sie in ritterlicher Weise huldigten. — Calderon und Lope setzen den Schauplatz manches Zweikampfes zwischen toledanischen Rittern an diesen

wildeinsamen Ort. Gongora, der das Schloß bereits in dem heutigen Zustande der Zerstörung sah, nahm dasselbe für das Sinnbild der Vergänglichkeit alles Irdischen und ließ sich also vernehmen: „Deine Zinnen, einst deine Krone, sind jetzt eine Stätte der Krähen, und gleichen den Zähnen, die das Alter der Greise ankündigen. Höre mich, mein liebes Schloß, und thue, um was ich dich bitte, obgleich ein paar Verse eine solche Gunst nicht werth sind. Wenn manchmal die furchtbare Schöne, schön wie der Himmel oder vielmehr hochmüthig wie ihre Stadt Toledo, ins Freie geht, um sich der Mandelblüten zu erfreuen, der Erstlingsblüten des Jahres, wenn sie die Wasser des Tajo zum Spiegel ihrer Schönheit macht, dann zeige ihrem Stolze deine Trümmer als warnendes Beispiel und sage ihr ohne Worte tausend Dinge, die du wohl weißt."

Das Bild, das demjenigen zu Füßen liegt, der in klarer Mondnacht das Colosseum oder den Thurm der Caracallabäder in Rom besteigt, ist nicht gewaltiger als dasjenige Toledos, das, in den Silberrahmen des Tajo gefaßt, nach der Ebene hin sich in einen unendlichen Hintergrund verliert; nur an den Ufern des Nils, bei den Königsgräbern und im Reichstempel von Theben fühlten wir uns so einsam inmitten einer abgestorbenen Welt, so mächtig wie hier vom Hauche einer großartigen schicksalreichen Vergangenheit umwittert. Hier neben uns liegen Trümmer einer Wasserleitung, welche aus stundenweiter Ferne der Stadt das Wasser zuführte, das jetzt, im 19. Jahrhundert, auf dem Rücken der Esel herbeigeschafft wird; drunten im Flusse liegen Brücken-

und Mühlenreste: dies alles Werke der Römer, die sich dieses Land Schritt für Schritt gegen die zuerst eingedrungenen Karthager und die Eingeborenen erkämpft hatten. Vor wenig Jahren hat in nächster Nähe das Wasser die Goldkronen Regiswind's wieder an die Oberfläche gespült, jenes Gothenkönigs, dessen Asche nebst derjenigen Wamba's in der Kathedrale aufbewahrt wird und dessen Andenken durch Paläste, durch Standbilder und Sagen unter dem katholischen Volke Spaniens fortlebt. Von jenen zierlichen Thürmen, von denen jetzt das Angelus geläutet wird, riefen durch Jahrhunderte die Muezzin die Gläubigen des Propheten zum Gebet; in Toleitola, wie die Araber die Stadt nannten, blühten damals Wissenschaften und Künste; es blühte damals, wie uns dort die Kuppel der mozarabischen Kapelle in der Kathedrale, wo bis auf heute der altchristliche Ritus Spaniens durch die Araberzeit hindurch sich erhalten hat, und wie uns die Geschichte der Juden zeigt, es blühte damals eine echt menschliche Duldsamkeit gegen Andersgläubige, wie wir sie selbst in unserm Jahrhundert noch nicht überall wieder gefunden haben. Die Araber wurden wieder abgelöst durch die tapfern Gothen, die von den asturischen Bergen herabstiegen und deren König Alfonso VII. die Stadt Toledo zur kaiserlichen Stadt erhob und einen Kaiser auf dem Throne sitzend in ihr Wappen pflanzte; Toledo wurde jetzt wieder Sitz halb kirchlicher, halb politischer Concilien und fruchtbare Stätte von christlichen Heiligenlegenden. Kloster und Kirche San-Juan de los Reyes und die Kathedrale, herrlichste Meisterwerke der Gothik, deren Thürme und Kuppeln

aus der Häusermasse emporragen, bezeugen das Kraft- und Siegesgefühl, das „die katholischen Könige" nach der Einnahme Granadas und der Vertreibung der Ungläubigen erfüllte; mächtige Kirchenfürsten, wie Mendoza und Cisneros, arbeiteten an der Herstellung des theokratischen Staates, der sich zur Weltmonarchie erweitern sollte; jenes langgestreckte Gebäude war der Gerichtshof der Inquisition, in dessen ungeheuern Kellern Tausende die Folter erlitten, deren geistige Unabhängigkeit oder deren Reichthum den Zorn oder die Habsucht der düstern Richter geweckt hatten; und jener kleine, kaum sichtbare Platz trägt den Namen Juan Padilla's, des Toledaners, der bei Villalar, dem Mühlberg Spaniens, als Vertheidiger der Landesfreiheiten gegen Karl V. erlag. Das ganze Bild ist beherrscht von den gewaltigen Massen und den kühn aufstrebenden Thürmen des Alcázars, des Schlosses, das Karl V. in seiner neuern Gestalt, im Stil der Renaissance, herstellte. Wohl begreifen wir seinen Ausspruch, daß er sich nur hier, in seinem Alcázar, ganz als Kaiser und König fühle; aber die Säulen über dem Thore, auf die sein Stolz die Inschrift schreiben ließ: Plus ultra, zerfallen; zuerst die Portugiesen, dann die Franzosen, dann die Liberalen im Karlistenkriege brachen und zerstörten das Schloß; und die Oesterreicher, die 1710 im Erbfolgekriege den Sitz des Königthums wieder nach Toledo verlegen wollten, hatten den unaufhaltsamen Untergang der kaiserlichen Stadt wie des ganzen Reiches Karl's V. nicht verhindern können. Ein Nachkomme desselben, das blinde Werkzeug der Priester, Carlos II., lieferte selbst die Schlüssel des

Reiches an die Bourbonen aus; und vor zwei Jahren mußten sich die letzten dieses Stammes auf schmähliche Flucht ins Ausland begeben.

Statt alle die Kirchen, Paläste, Thürme, Höfe, Moscheen, Synagogen, Bildwerke, Gemälde, Kunstgegenstände aller Art, die uns der Führer andern Tags zeigte und erklärte, im einzelnen zu schildern, wozu mehr als ein Buch erforderlich wäre, wollen wir lieber in die Welt von Märchen, Sagen und Legenden eintreten, die über diesen zerstörten Stätten wohnt. Wir stehen vor den Trümmern des Palastes Roderich's, dessen unheilige Liebe zu der schönen Cava, der Tochter des Grafen Julian, ihn Krone und Land auf einen Schlag verlieren ließ. Da, wo heute noch ein hübscher arabischer Thurm sich in den Wellen des Tajo spiegelt, hatte der König Cava mit ihren Gefährtinnen im Bade gesehen, und da bei den größten Begebenheiten der Weltgeschichte wie im gemeinen Leben die Frage wiederkehrt, où est la femme? so erklärt sich heute noch das spanische Volk den Verrath Julian's, der die Araber ins Land rief, aus dem Groll über seine durch den König verletzte Hausehre.

Weiter unten am Flusse liegen unter Pappelbäumen halb versteckt „der Garten des Königs“ und „der Palast der Infantin Galiana“, viel und verschiedenartig besungen vom Volk und von den Dichtern. Nach einer Wendung der Sage herrschte zu Toledo Galafre, ein König aus Afrika, der die Witwe des Grafen Julian geheirathet hatte, geliebt von seinen Unterthanen, Christen und Arabern, ein Hort für alle Verfolgten. Galafre

liebte mit Leidenschaft seine wunderbar schöne Tochter Galiana. Man sprach im Lande weit und breit von nichts als dem prachtvollen Garten und Palast, den er derselben geschenkt; in dem Garten befand sich ein Zaubersee, der sich mit dem Vollmond füllte und mit dem abnehmenden Mond abnahm. Unter den maurischen Freiern Galiana's befand sich der Riese Bradamante, König von Guadalajara, der Galiana mit seiner Werbung belästigte, bis Karl der Große nach Toledo kam und in Liebe zu ihr entbrannte. Karl besiegte den Riesen im Zweikampfe, schnitt ihm das Haupt ab und warb um Galiana's Hand, die ihm vom Vater, wenn auch mit Trauer, gewährt wurde. Galiana wurde getauft und durch den Erzbischof von Toledo mit Karl vermählt, an dessen Seite sie viele Jahre glücklich als Königin von Frankreich lebte.

Die folgende Sage, die in Bild und Lied häufig behandelt ist, verherrlicht die beiden Volksheiligen von Toledo, Ildefonso und Leocadia. Ildefonso, der die ewige Jungfrauschaft Maria's gegen die Ketzer vertheidigt hatte, betete einst vor dem Stein, der das Grab der heiligen Leocadia bedeckte. Plötzlich bewegte sich der Stein, den 30 Männer nicht hätten von der Stelle bringen können; die Heilige stieg empor und sprach: „O Ildefonso, der Ruhm unserer Frauen ist von dir gewahrt worden.“ Alle stürzten vor Schrecken und Entzücken zu Boden, nur Ildefonso wagte aufzublicken und sprach: „O Jungfrau, würdig im Himmel nebst Gott zu herrschen, die du das Leben aus Liebe zu ihm verachtet und hingegeben hast, wie ist die Stadt glücklich,

in der du geboren bist! Blicke dieselbe gnädig an vom Himmel, wo du bist, und hilf deinen Landsleuten und dem Könige, der dieses Fest so fromm begeht!" Die Heilige verschwand auf diese Worte, aber zuvor hatte ihr Ildefonso auf einen Wink des Königs mit dessen Dolch ein Stück von ihrem Schleier abgeschnitten. Dolch und Tuch werden noch aufbewahrt.

Die heilige Jungfrau Maria selbst stieg am 16. December 666 mit ihren Engeln zur Kirche herab, wo Ildefonso lehrte, und legte ihm zum Dank für ihre Vertheidigung ein von ihr selbst gesticktes Priestergewand um die Schultern. Noch zeigt man in der Kathedrale hinter einem Gitter den Stein, auf den die heilige Jungfrau den Fuß gesetzt hatte; die Finger der Gläubigen, die denselben berühren, haben ihn im Laufe der Jahrhunderte halb ausgehöhlt.

Die zerfallenden Reste eines Bogens und Thores in dem Judenviertel sind alles, was uns vom Palaste jenes Samuel Levi erhalten ist, des Rothschilds der toledaner Juden, Schatzmeisters des Königs Don Pedro und Freundes des vom Volke als Zauberer gefürchteten Marquis de Villera. In der reizenden Synagoge des Transito bewahren uns hebräische Inschriften das Gedächtniß Samuel's. Die eine lautet: „Dies ist hier das Heiligthum, welches geheiligt wurde in Israel, das Haus, welches baute Samuel, und der Cedernthurm (das Dach ließ Samuel Levi aus Cedern vom Libanon errichten), den er aufrichtete, um zu lesen das geschriebene Gesetz und die Gebote von Gott gegeben und bestimmt, den Geist derer zu erleuchten, welche die Vollkommenheit

suchen.“ Auf einem verstümmelten Steine ist noch zwischen einer Klage über diese zweite Gefangenschaft des Volkes Israel und einem Dankgebet für König Pedro, der sich dem Volke seines Schatzmeisters so gnädig erwies, zu lesen: „Der Tag, an dem man dieses Haus erbaute, war groß und angenehm für die Juden, die, angezogen von dem Rufe, von den Enden der Welt herbeikamen, um zu sehen, ob sich einer über uns erhöbe, der für uns wäre wie ein unbezwingbarer Thurm, und der das vollkommene Verständniß hätte, unsere Gemeine zu regieren. Ein solcher Heiland findet sich nicht unter uns, die wir allhier wohnen. Aber unter uns erhob sich Samuel, um uns zu Hülfe zu kommen, und Gott war mit ihm und mit uns.“ Eine in Romanze und Schauspiel bis auf die neueste Zeit herab gefeierte Gestalt aus der Vergangenheit der Juden in Toledo ist „die Jüdin von Toledo“, in die Alfonso VIII. sich verliebt hatte. Die einfachste Ueberlieferung hiervon lautet ungefähr folgendermaßen:

Der König war mit seiner Gemahlin nach Toledo zurückgekehrt; aber die Liebe, blind wie sie ist, täuschte den König. Der König wurde von einer Jüdin berückt und verliebte sich in dieselbe. Sie nannte sich Fermosa (die Schöne), und dieser Name kam ihr wohl zu. Der König vergaß die Königin und schloß sich mit der Jüdin ein. Sieben Jahre blieben sie beisammen, ohne sich je zu trennen, und so sehr liebte sie der König, daß er darob sein Königreich vergaß; ja er vergaß sich selber. Da beschloß man dem zu steuern, ein so schweres, so schlimmes Unrecht gut zu machen; sie beschlossen die

Jüdin zu tödten, um den Herrn sich selbst zurückzugeben; denn sie hielten ihn für verloren und glaubten, ihre Handlung würde ihnen hoch angerechnet werden. So gingen sie hin, wo der König mit seiner Jüdin war, im Innern seines Palastes, die einen sprachen mit dem Könige, die andern drangen dahin, wo die Jüdin auf einer schönen Estrade weilte; hier tödteten sie dieselbe und mit ihr ihre Gefährten. Als der König ihren Tod erfuhr, war er traurig und schwer bekümmert; er wußte nicht was thun, denn die überschwengliche Liebe, die er zur Jüdin hegte, hatte ihn der Sinne beraubt. Seine Vasallen sprachen ihm Trost zu und führten ihn nach Illescas. Als der König in einer Nacht in seinem Bette schlief und von der Jüdin träumte, sprach ein Engel zu ihm: „Alfonso, du denkst noch an deine schwere Sünde; Gott hat dich für deine böse Handlung gestraft, er hat dich grausam gestraft; kein Sohn wird dir erwachsen, sondern deine Tochter wird dich beerben. Denke daran, Gott zu dienen, damit er dir verzeihe." „Engel", antwortete der König, „sei mein Fürsprecher vor Gott; ich erkenne heute meinen Fehler an, ich erkenne, daß ich gesündigt habe."

Eine phantastische Gestalt, um die sich ein Sagenkreis sammelte, wurde bei den Toledanern jener Lombarde Juanelo, der auf Geheiß Karl's V. ein merkwürdiges Brunnenwerk baute, welches das Wasser des Tajo in die Stadt heraufschaffte. Ueberirdische Wesen standen in seinem Dienste, und seine Geschicklichkeit war so groß, daß er sich einen Diener aus Holz fertigte, der seine Speise im Palaste des Erzbischofs holte und sich mit

Bücklingen bedankte. Heute noch heißt die Straße, wo er wohnte, die Straße „des Mannes aus Holz".

Toledo ist die Geburtsstadt des Lyrikers Garcilaso und des Schauspieldichters Moreto; die Häuser der beiden stehen noch. Dagegen ist dasjenige des Freiheitskämpfers Juan Padilla, auf den Toledo nicht weniger stolz sein darf, dem Erdboden gleichgemacht worden; und erst die neuere Zeit hat das Unrecht wieder gut gemacht, indem sie die Stätte, auf der dasselbe gestanden, Plazuela de Juan Padilla nannte. Man liest über einem Pfeiler die Inschrift: „Hier war das Haus von Juan de Padilla, frühern Regidor dieser Stadt. Seine Mitbürger widmen diesen Denkstein seinem glorreichen Gedächtniß. Jahr 1836." Ehe Padilla sein Haupt unter das Beil des Scharfrichters legte, schrieb er an seine heldenmüthige Gemahlin und an seine Mitbürger zwei Briefe, von denen der letztere also beginnt: „Dir, Toledo, Krone Spaniens und Licht der ganzen Welt, frei seit den edeln Gothen; dir, die du durch Ströme deines Blutes und des Blutes so vieler andern die Freiheit für dich und die Nachbarstädte errungen, thue ich, dein echter Sohn, Juan de Padilla, zu wissen, wie mein Herzblut deine vergangenen Siege aufgefrischt hat. Hat das Unglück mir nicht gestattet, meine Handlungen zu deinen großen Thaten zu fügen, so liegt der Fehler am Geschick und nicht an meinem guten Willen. — Ich nehme wenigstens den süßen Trost mit mir, daß ich, der geringste deiner Söhne, für dich sterbe, und daß du andere an deinen Brüsten genährt hast, die meine Schmach rächen können. . . ."

Als die Cortes 1812 in Cadix versammelt waren, wurde mit großem Beifall das vaterländische Trauerspiel von Francisco Martinez de la Rosa: „Die Witwe Padilla's", aufgeführt; und Quintana's begeisterte Muse rief den Spaniern unsers Jahrhunderts zu:

„Tiefer Tajo! der du die Füße des kaiserlichen Toledo küssest, Toledos, das seinen alten Stolz und seine frühere Kraft verleugnend sich unter dem Joche beugt, das seine Hände zerbrachen! Großes Toledo, Wiege Padilla's! . . . O Fluß, du sahest seine Geburt, du weintest um sein klägliches Los, und Genosse der allgemeinen Trauer, kündigtest du dem Himmel sein grausames Ende; du netztest diese Erde, wo, stets unerschütterlich, wohnten die Liebe zum Vaterlande und der Muth. Möchten meine Augen den Boden schauen, auf dem er wandelte, den glücklichen Raum, wo er athmete, möchten die Thränen meines Schmerzes denselben baden! Doch nichts beut sich meinen Blicken; nichts hat die zornige Rache geschont; die barbarische Wuth konnte nicht die unschuldige Wohnung der unterdrückten Tugend aufrecht lassen.... Und doch, der große Gast wohnt noch hier und voll edeln Zornes seht ihn, wie er um uns wandelt und ruft: «Castilianer, erhebt euch!»"

17.

Reisebriefe aus Castilien.

I.

Guadalajara und Alcala.

Juli 1870.

Madrid ist nicht von einem Kranze von Vorstädten, Landhäusern und Anlagen umgeben, der sonst dem Wanderer die Nähe einer Hauptstadt ankündigt, sondern gleich bei seinen am weitesten hinausgeschobenen Vorwerken, den Bahnhöfen, beginnen endlose Getreidefelder oder unbebaute Flächen, die kaum im Frühjahr einen Traum von frischem Grün erleben. In ein paar Minuten hat uns der saragossaner Eisenbahnzug in eine baumlose, von der Sonne ausgebrannte Ebene versetzt. Schon in der Morgenfrühe des Juli herrscht eine drückende Hitze auf den Stoppelfeldern; das grelle Tageslicht blendet die Augen; kein Laut, kein fröhlicher Vogelpfiff läßt sich weit und breit vernehmen; nur hier und dort schleicht ein müdes Maulthier oder ein schwer beladener Esel den Feldweg dahin, seinen Treiber in eine dichte Staubwolke hüllend. Das erste Grün, das uns wieder zu Gesicht kommt, sind die angestrichenen Pfosten bei dem Haltorte

Vallacas; und der kreischende Ruf eines alten Weibes: Agua! Agua! erscheint uns fast wie süßer Sirenenton.

Wir stehen in den ersten Tagen des Juli; in der Nähe der Dörfer sind ganze Berge frischgeschnittener Frucht aufgeschüttet; die Luft ist erfüllt von Spreu- und Strohtheilchen, die launenhaft bald hierher, bald dorthin fliegen, während die schweren Körner, die mit ihnen von der Worfel emporgeschleudert worden, zu den Füßen des Bauern niederfallen. Alles Volk ist beim Geschäfte des Dreschens, das hier noch mit biblischer Einfachheit verrichtet wird. Pferde, Maulthiere, Esel wandeln im Kreise auf den Tennen herum, eine Art Schlitten ziehend, auf dem Jungen sitzen, die ihren Eifer durch Geschrei und Peitschenknallen an den Tag legen.

Endlich zeigen sich einzelne Bäume und wellige Anhöhen, welche die Einförmigkeit der flachen Fruchtfelder unterbrechen. Auf einem Hügel steht ein graues Kirchlein und etliche Häuser ringsum, es ist Vicalvaro, ein Dorf, das einen geschichtlichen Namen erlangt hat. Hier nahm die Julirevolution von 1854 und hier nahm eigentlich auch die Liberale Union ihren Anfang durch das Pronunciamiento O'Donnell's, das echte Muster einer spanischen Revolution in unserm Jahrhundert. O'Donnell war eines Tages mit mehrern befreundeten Generalen in Madrid aufs Pferd gestiegen und mit einigen Regimentern ausgezogen, „um die Regierung zu stürzen, welche das Gesetz verachtete und die Verfassung verletzte". Neben diesem edeln Beweggrunde führte der „Held von Vicalvaro" — er hatte sich bei diesem Dorfe mit ein paar königlichen Schwadronen in einem entscheidungslosen

Gefecht herumgeschlagen — später auch noch den etwas einfachern an: „Haben sich in diesem Lande nicht alle Parteien verschworen, wenn sie nicht im Besitze der Gewalt waren; befindet sich in diesem Lande ein einziger Staatsmann, der die Hand aufs Herz gelegt sagen könnte: «Ich habe mich nicht verschworen?»" Allein die Revolution O'Donnell's, dem es noch an Uebung auf diesem Gebiete fehlte, wollte anfangs nicht recht in Gang kommen; die aufständische Truppe zog rathlos hin und her; in Manzanares fand sich Serrano ein, um zu erklären: „Die Leute, auf die ich zählte, haben mich alle verlassen, ich komme ganz allein." Es half nichts, man mußte zu dem üblichen Mittel greifen und „die Riego-Hymne anstimmen", das heißt, durch ein Manifest dem Volke alle möglichen neuen Freiheiten verheißen. Das Manifest von Manzanares versprach denn hauptsächlich Reform der Verfassung und Bildung der Nationalmiliz. Dies wirkte; die bedeutendsten Städte erhoben sich, die Königin berief ein Cabinet ausschließlich von Mitgliedern der Liberalen Union, und bald darauf — beschoß O'Donnell das Gebäude der constituirenden Cortes und löste die Nationalmiliz wieder auf. —

Nachdem wir noch Torrejon de Ardos hinter uns gelassen, ein trauriges, häßliches Nest, in dessen breiten, von einstöckigen Baracken eingefaßten Gassen sich kein lebendiges Wesen zeigt, gewinnt die Landschaft etwas an Reiz; zur Linken treten Vorläufer des Guadarramagebirges heran, zur Rechten, jenseit des Henares, „el famoso Henares", wie das Flüßchen im Don Quixote genannt wird, zieht sich eine Kette von Hügeln hin, auf

denen Heerden schneeweißer Schafe, von mächtigen zottigen Windhunden bewacht, nach spärlichen Grashalmen suchen. Die Getreidefelder wechseln mit Baum- und Rebengärten und Olivenpflanzungen ab; hier und dort zeigt eine unmäßig hohe und lange Brücke das Dasein eines Wässerchens an, das sich aus Scham über die allzu große Ehre, die ihm der Baumeister angethan, in Sand und Kiesel zu verkriechen scheint. Wir fahren an Alcala de Henares vorüber, das von fern einen hübschen Anblick gewährt, indem es, auf drei Seiten von Bergen eingerahmt, nur nach der uns zugekehrten Seite mit seinen Stadt- und Mauerthürmen und Gärten in die Ebene herausrückt. Unser erstes Ziel ist das nahe gelegene Guadalajara, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens. Das Land wird vom Henares, Jarama und Tajo reichlich bewässert; hundert künstliche Rinnsale durchschneiden das Thal, und beim Anblick der ganz unter Wasser gesetzten Maisfelder drängt sich uns unwillkürlich die Erinnerung an ägyptische Landschaften auf.

Die Bevölkerung wird als sehr fleißig gerühmt. Da die Ernte daheim so ziemlich zu Ende ist, so wandern sie jetzt in großen Schwärmen nach andern Landestheilen, um dort Arbeit zu suchen. Die Männer gleichen in Tracht und Haltung bereits den benachbarten Aragonesen. Hohen und kräftigen Wuchses, sind sie wie ihre Nachbarn leicht am Gange zu erkennen, indem sie stets weit ausschreiten und regelmäßig leicht in das Knie sinken; auch sie tragen statt Mütze oder Hut blos ein rothes Tuch um den Kopf; ein Hemd mit weiten

Aermeln, eine breite violette Leibbinde, Kniehosen, meist aus schwarzem Sammt, hohe Strümpfe und Sandalen bilden ihre Tracht, welche von einigen noch durch die über die Schulter geworfene Manta, eine Art hellfarbigen Plaids, ergänzt wird.

Guadalajara war in der letzten Zeit der Königin Isabella die zweite politische Hauptstadt des Reiches gewesen, indem die berüchtigte Sor Patrocinio, die Rathgeberin der Königin, hier ihren Aufenthalt hatte. Das Kloster del Carmen war das Nest, von wo die Fäden dieser unheimlichen Kreuzspinne ausgingen, die jede freie Geistesregung hemmen und das Volk aufs neue in Aberglauben und Dummheit bestricken sollten. „Wir haben sie, obwol sie uns stets durch Geschenke zu gewinnen suchte, gleich beim Beginn der Revolution fortgejagt“, sagte mein junger Führer, „denn abgerechnet ein paar unglückliche Karlisten, sind wir hier alle republikanisch gesinnt“; und mit trauriger Miene eröffnete mir der Geistliche der Kapelle, er könne mir das Kloster selbst nicht zeigen, denn die Regierung habe alle Nonnen weggeschickt, das Kloster geschlossen und die Schlüssel nach Madrid geschafft. Ich tröstete den armen Mann mit der Nachricht, daß sich die Nonnen nebst Sor Patrocinio unter den Fittichen ihrer frommen Landsmännin, Kaiserin Eugenie, jetzt ganz vortrefflich in Montmorency befinden, der Gegend, welche die besten Kirschen und die größten Esel von ganz Frankreich hervorbringe.

Die meisten Kirchen Guadalajaras tragen noch alle Kennzeichen jenes Neokatholicismus, dessen stärkste Säule Sor Patrocinio gewesen. Die einzelnen Kapellen gleichen

mit ihrem Aufputz von Vorhängen, künstlichen Blumen, Bildchen dem Boudoir einer eleganten Dame; in der Kirche Santiago trägt die divina Pastora ein Hütchen und Röckchen ganz à la Watteau, und die nackten Glieder des Gekreuzigten sind von jener Hofnonne in einen züchtigen Sammtcrinolinerock gehüllt worden; die Madonna der Kirche del Carmen hat ein seidenes Schleppkleid an, das jeder Cocotte der pariser Boulevards anstünde; und der heilige Franciscus daselbst lächelt so sentimental und süßlich, daß ein Nonnengemüth bei seinem Anblick in Verzückung gerathen mußte; wie hübsch blond sind alle diese Christusköpfe; wie zierlich alle diese Engelchen in ihren mit Röschen besetzten Hemdchen; wie duftet es überall noch so anständig nach Patchouli; wie lieblich und einschmeichelnd zeigt sich die von den Neokatholiken ausstaffirte Religion den Sinnen eines ungebildeten Volkes!

Einen ernsten Gegensatz zu dieser unwürdigen Gaukelei bildet die Grabkapelle der Mendoza's in der Kirche San-Francisco, welche in ihrer Anlage an diejenige des Escorial und in der Behandlung verschiedener Marmorarten an diejenige der Medicis in Florenz erinnert. Zwei Grabmäler derselben Familie Mendoza in der Kirche San-Gines kann man neben die Werke der reinsten italienischen Renaissance stellen. Die Kirche San-Gil mit ihrem an verschnörkelten Säulen und Guirlanden überreichen Tabernakel und mit ihren einzelnen hübschen Bronzefiguren gehört zwar einer spätern, aber immer noch von wahrhaft religiösem und von künstlerischem Triebe erfüllten Zeit an.

Ein höchst merkwürdiges Denkmal des frühern Glanzes und Reichthums des spanischen Adels besitzt Guadalajara in dem Palacio de los duques del Infantado, dem Hauptsitze der Herzoge von Ossuna. Ein mächtiger, trotziger Bau von so seltsamer Mischung gothischer, arabischer und Renaissancebestandtheile, daß weder die ruhige Wirkung der frühern einfachen florentinischen, noch der angenehme Eindruck der spätern reichern und doch geschmackvollen römischen Palastarchitektur aufkommt. Man denke sich eine gewaltige Façadenfläche, ohne irgendwelche Gliederung des Unter- und Oberstockes; in jeder zweiten Reihe der Quader springt aus deren Verbindung wie auf einem antiken Schilde ein mächtiger Stern heraus; das schöne gothische Hauptthor ist auf die eine Seite gerückt, rechts und links sind Fenster in den verschiedensten Formen und ohne alle Rücksicht auf die Höhenverhältnisse zerstreut; nur neben dem Doppelfenster über dem Thore und unterhalb des großen herzoglichen Steinwappens reiht sich ein halb Dutzend Fenster von einfacher Renaissanceordnung. Diese sind auf der einen Seite des Thores durch eine zweite ähnliche Reihe fortgesetzt, welche mit ihren streng einfachen Linien wundersam genug in einen weit ausgebauchten Oberbau mit gothischen Halbsäulen, kanzelartigen Erkern und kleinen arabischen Fensteröffnungen hineingreift.

Noch überraschender und verwirrender ist das Innere des Palastes, namentlich der berühmte Patio oder Hofraum, mit seinem Säulengange und seinen Loggien. Die abenteuerlichste Phantasie hat die an den vier Ecken

durch ein dreifaches Säulenbündel geschlossenen Reihen von Rundsäulen durch seltsam gezackte und in fast unbegreiflicher Weise durch den bloßen Schnitt der Steine zusammengefügte Bogen verbunden und die Felder darüber mit einer überreichen Ornamentik von Thiergestalten, von wohlgekämmten Löwen und von Greifen ausgestattet. Eine Brüstung im Stil der Frührenaissance umschließt die Loggien, über deren gewundenen Säulen die Bogen aus dem untern Stock sich wiederholen; an jeder Ecke ragt ein breites Steinband von der Innenwand zur Ecksäule hinüber, auf dem zwei kniende Ritter das herzogliche Wappen tragen.

Die Säle des Prachtbaues sind ziemlich verwahrlost; der gegenwärtige Besitzer legt, wie die meisten seiner Standesgenossen in Spanien, wenig Werth auf Kunst, und hat seit der Septemberrevolution vollends alle Reparaturarbeiten einstellen lassen. Doch geben uns schöne Mosaikarbeiten, in denen sich die von den Arabern überlieferte Technik mit dem Geschmack der Renaissance glücklich verbunden hat, die mit dem ersten aus Indien gelieferten Gold dick überzogenen Holzdecken, mit den an die andalusischen Alcazars erinnernden Media-Naranjas (halborangenförmigen Kuppeln) und manche nicht üble, von Epigonen Giovanni da Udine's herrührende Fresken noch einen Begriff von der einstigen Größe jenes Herzogshauses, dessen unbestrittener Besitz heute wesentlich nur noch der Hochmuth ist, keinen Höhern über sich als Gott selbst anzuerkennen.

Guadalajara hat einst bessere Tage gesehen; noch zeugen hiervon besonders die Säulengänge rings um

seine Plaza Mayor und das Gebäude des Ayuntamiento. Aber häßliche kleine Häuschen stehen auf jenen Säulen, wie Fellahhütten auf altägyptischen Tempeln. Selten nur kehrt ein Fremder in dem Städtchen ein, und die paar hier liegenden Abtheilungen von Soldaten decken den Ausfall in der Bevölkerung nicht, der durch die Vertreibung von Mönchen und Nonnen entstanden ist.

Tiefer noch und trauriger ist aber der Verfall von Alcala de Henares. Zu einem großen, öden Dorfe ist der Sitz der berühmten Hochschule herabgesunken, wo einst die bedeutendsten Gelehrten ihrer Zeit wirkten und elftausend Studenten sich in den Hörsälen drängten. Geschlossen oder in Kornspeicher und Kasernen verwandelt sind die zahllosen Klöster und jene Druckereien, in welchen der Gründer der Universität, Cardinal Ximenès de Cisneros, seine Prachtwerke, namentlich die berühmte vielsprachige Bibel, hatte drucken lassen. Die Ringmauern, Thürme und Thore stürzen zusammen und füllen mit ihren Trümmern den Stadtgraben; Bettler und Zigeuner haben hier ihre Stätte und breiten, unbekümmert um Fremde und Einheimische, den Schmuz und das Elend ihres Daseins unter dem freien Himmel aus. Menschenleere, grasbewachsene, schmuzige Gassen mit langen Reihen von zugesperrten Kirchen, Mönchs- und Nonnenklöstern gähnen uns entgegen. Die Hauptstraße, Calle Mayor, welche die ganze Stadt durchzieht, mag früher mit ihren Arcaden einen sehr freundlichen Anblick geboten haben; jetzt sind viele der schlanken Säulen gebrochen und durch plumpere ersetzt oder gar durch Balken und unbehauene Steinblöcke; die Trag-

balken in den Gängen sind krumm und schief gedrückt und drohen herabzufallen; von den Häusern löst sich die Bekleidung ab und die Kaufläden gleichen schmuzigen Kuhställen. Die einzigen lebenden Wesen, die man in den Straßen sieht, sind vom Hunger abgezehrte Windhunde. Nach langem Suchen fand ich endlich ein Café, zwei große Säle, darin kein Mensch. In dieser Stadt, die vor der Zeit ein so greisenhaftes Aeußere angenommen, scheinen auch nur alte Menschen zu wohnen; die wenigen jüngern Leute, die ich zu Gesicht bekam, schlichen so still, so verdrossen und verschlafen herum, als schämten sie sich ihrer Jugend inmitten des allgemeinen Ruins.......

II.

Vom Escorial.

Madrid, Anfang November 1870.

Man muß ein geborener Spanier sein, um den Escorial das achte Weltwunder zu nennen. Der Reisende, der auf der Fahrt durch das rauhe Guadarramagebirge bei dem Haltort Escorial anlangt und auf der Höhe ein ungeheueres, mit Eckthürmen und einer Kuppel in der Mitte versehenes Viereck aus Massen grauen Granits auftauchen sieht, kann zweifeln, ob er eine Festung, ein Schloß, ein Kloster, eine Kathedrale, ein Mausoleum oder eine Sommerfrische vor sich habe. Der Escorial soll im Grunde dies alles zugleich sein und ebendeswegen ist er ein Ungethüm der Baukunst. Die Höflinge Philipp's II. verglichen seinen Escorial mit dem

Tempel von Jerusalem, wie sie ihn selbst mit König Salomon verglichen; in Wahrheit war der spanische König dem hebräischen so wenig ähnlich wie der Escorial dem Tempel von Jerusalem. Aber unleugbar trägt kein Werk Philipp's II. so vollständig den Stempel seines Urhebers an sich, wie der Escorial. Nachdem Philipp Madrid, das heute nach Jahrhunderten noch ein blos künstliches Dasein führt, aus dem einzigen Grunde zur dauernden Hauptstadt erhoben hatte, weil ihn die Landkarte überzeugte, daß diese Stadt genau in der Mitte seines Reiches liege, wollte er in angemessener Nähe seinen königlichen Sommeraufenthalt haben; und er legte denselben an, unbekümmert darum, daß der von ihm gewählte Ort durch den rauhen Nordwind unwirthlich ist und daß der felsige Boden nur einen spärlichen Baumwuchs zuläßt. Sein Vater hatte nach einem sturmbewegten Herrscherleben im Schose der Kirche, in dem Kloster San-Juste, Ruhe gesucht; er aber wollte zugleich das Leben eines Mönches und Herrschers führen, und so erbaute er sein Prachtschloß, einem Gelübde gemäß, nach dem Plane des Rostes, auf dem der heilige Laurentius verbrannt worden, sodaß der Escorial nach seiner ganzen Anlage, wie nach den Einzelheiten der Ausschmückung durch Malerei und Bildhauerei, ein großartiges Sinnbild der widernatürlichen Vermählung kirchlicher und weltlicher Macht ist.

Umsonst hat der Bauherr versucht, in die hohen und breiten Granitflächen des Gebäudes durch eine Unzahl kleiner Fenster Abwechselung zu bringen; diese letztern erhöhen nur den Eindruck, als habe man ein un-

geheueres Gefängniß vor sich; umsonst hat man da und dort einigen Zierath von dorischer Architektonik angesetzt: die Einförmigkeit der grauen Steinmassen wirkt um so erdrückender, als es namentlich an einem klar angezeigten Eingangsthore fehlt. Im Innern endlose Gänge, durch die stets eine durchkältende Kellerluft zieht, Hunderte von düstern Mönchszellen, eine Unzahl von steinernen Treppen, von Höfen, die mit Granitquadern gepflastert sind, von trübseligen Gärten, wo militärische Orden in kurzgeschnittenem Buchs dargestellt sind; selbst Ställe und andere Nebengebäude aus Steinquadern wie für die Ewigkeit ausgeführt. Neben einigen werthvollern italienischen Fresken sieht man meist elende Sudeleien als Mauerschmuck, in den Zimmern der königlichen Familie neben einigen Gobelins von Goya fast durchgängig blos jenen geschmacklosen Hausrath, den man in allen königlichen Schlössern Spaniens trifft, und besonders jenen närrischen Ueberfluß von vergoldeten Standuhren, die auf irgendeinem Jahrmarkt zusammengekauft zu sein scheinen. Wahrlich, Philipp II. hatte recht, als er bei seinem Besuch in der lieblichen Karthause von Miraflores bei Burgos ausrief: „Unser Escorial ist nichts im Vergleich hiermit."

Selbst in der Kirche, auf die so viel Gold verwendet worden war, herrscht trotz der Standbilder, der Marmortreppen, der Riesenlampen, Riesenpulte, Riesenwölbungen eine kalte Pracht, die keine befriedigende Stimmung aufkommen läßt, wenn man nicht etwa als gläubiger Katholik durch die reiche Sammlung von Reliquien versöhnt wird, die Philipp II. um schweres Geld aus

allen vier Himmelsgegenden hierher bringen ließ. Wie Karl V. am Ende seines Lebens seine krankhafte Phantasie durch den Anblick seines Sarges befriedigte, so beschäftigte sich sein Sohn vor allem gern mit der Einrichtung und Ausschmückung des Grabgewölbes für seine Familie, das den anspruchsvollen Namen Pantheon trägt. Die Verwesungskammern, die Grabstätten für Infanten und unfruchtbare Königinnen, für Könige und Mütter von Königen, alles ordnete er mit peinlicher Sorgfalt an; und doch läßt eben diese auch für die Todten festgesetzte Etikette die Pracht des Ganzen bei mangelhafter, ja ärmlicher Ausführung manches Einzelnen entfernt nicht einen Eindruck zu, wie ihn der Besucher der Augustinergruft zu Wien erhält. Diesen Sommer haben die Minister der Septemberrevolution aus kindischer Neugier die Särge Karl's V. und Philipp's II. öffnen lassen; sie fanden zu ihrer großen Ueberraschung die Leiche des Kaisers fast unversehrt erhalten, während diejenige Philipp's nur eine unkenntliche in eine Menge von Tüchern eingenähte Masse war.

Mehr als in irgendeinem andern Raume des Escorial tritt uns die düstere Gestalt Philipp's II. in dem kleinen Arbeitszimmer entgegen, wo er seinen Staatsgeschäften oblag und die Gesandten der fremden Mächte empfing. Ueber der Thür stehen einige Verse folgenden Inhalts: „In diesem engen Raume starb Philipp II., während die Welt dem Sohne Karl's V. zu klein gewesen war; sein Leben war so erhaben, daß allein seine Seele lebte, denn Körper war nicht mehr an ihm, als er geendet hatte!“ In dem halbdunkeln Zimmer ist

noch sein abgenutztes Schreibpult zu sehen, sein Stuhl und das Holzgestell, auf das er seinen von der Gicht aufgeschwollenen Fuß legte. Es war offenbar ein Kitzel für seine Phantasie, wenn er von diesem versteckten, unheimlichen Winkel die Zettelchen ausschickte, die nach allen Gegenden des Himmels Entscheidungen über Menschenleben, Krieg und Frieden trugen, und wenn die Nachrichten über die tiefsten Geheimnisse seiner Feinde, über alles, was Großes und Schreckliches in seinen Reichen sich ereignete, hier einliefen. Hier erholte er seinen Geist von Staatsgeschäften, indem er das Begräbnißceremoniell für die verschiedenen Mitglieder der königlichen Familie ausarbeitete, Programme für Autos de Fé entwarf, Reliquien und Heiligenbilder sammelte und ordnete. Während er ganz in die Plane des Ausbaues seines Escorial versunken schien, hatte er alles vorbereitet, seinen Sohn Don Carlos aus der Welt verschwinden zu lassen. Zwischen zwei Gebeten unterschrieb er Todesurtheile für die Niederlande und Portugal, von denen uns in seinem Briefwechsel mit Alba hundert bluttriefende Zeugnisse erhalten sind; während der Hochzeit mit seiner vierten Gemahlin, Anna von Oesterreich, ließ er jenen Baron von Montigny im Schlosse von Simancas heimlich tödten, um nachher zu versichern, derselbe sei von einer Krankheit weggerafft worden. Jede natürliche Empfindung wollte er ersticken oder wenigstens dem Auge der Menschen entziehen. Wenn er sich von seinem Schreibpult erhob und an eine Stelle der Holzwand drückte, so öffnete sich diese und er befand sich in der Kirche. Hier kniete er im Gebet und ließ

sich nicht stören, ob man ihm den glänzenden Seesieg von Lepanto oder den Untergang seiner Armada meldete.

Nur selten ließ der düstere Herrscher die Maske unerschütterlicher Ruhe fallen, wenn er in seiner nächsten Nähe Mörder und Verräther argwöhnte; alsdann aber wurden in allen Gängen des Schlosses Wachen aufgestellt und der Zutritt zu der Kirche nur den Vertrautesten gestattet. Trotz seines nie ruhenden Mistrauens ist Philipp II. gerade von denjenigen, von denen er es am wenigsten erwartete, aufs tödlichste beleidigt und aufs frechste verrathen worden. Das Bild seines Geheimschreibers Antonio Perez, das im Vorzimmer der Schloßbibliothek hängt, erinnert uns an eins der schrecklichsten Dramen, die sich an diesem Hofe zugetragen. Antonio war dem Könige von Ruy Gomez de Sylva vorgestellt worden, dem Gemahl der schönen, geistreichen Fürstin Eboli, welche aus Ehrgeiz die Leidenschaft des Königs erwiderte, dabei aber ein geheimes Liebesverhältniß mit Antonio unterhielt. Bald genoß letzterer in unbeschränktester Weise Gunst und Vertrauen des Königs; durch seine Hand gingen die geheimsten Schriften, namentlich entzifferte er für den König und besprach mit ihm die Berichte der Spione, mit denen jener seinen Halbbruder, Johann von Oesterreich, umgeben hatte. Einer derselben, Escovedo, in Wahrheit Johann ergeben, glaubte Philipp II. hintergehen zu können, indem er ihn mit Berichten über Johann bediente, zugleich aber in des letztern Interesse einen Briefwechsel mit dem Papste und dem Herzog von Guise unterhielt. Der König und

sein Geheimschreiber lasen aber auch diese letztern Briefe. Ohne Aufsehen wurde Escovedo eines Tages an den Hof berufen, aufs freundlichste empfangen, aber stets unter allerlei Vorwänden zurückgehalten. Er ahnte, was ihm bevorstand; nur ein Mittel der Rettung blieb ihm: er hatte Beweise des Verhältnisses zwischen der Fürstin und Antonio in Händen, und drohte diesem, ihn zu vernichten, wenn er ihn selbst nicht rette. Schon hatte dieser jedoch vom Könige den Befehl erhalten: „Laß jenen Menschen tödten, durch wen und wann du willst, nur daß es geheim bleibe; ich will es so!" Eines Abends fiel Escovedo unter den Dolchen von Mördern. „Eine Handlung", sagt Antonio Perez selbst, „die mir der unbedingte Gehorsam gegen den König zur Pflicht machte, aber die Gott strafte."

Escovedo's Familie verlangte eine Untersuchung. Der Verdacht ruhte auf Antonio und der Fürstin Eboli, über deren Verhältniß Escovedo öffentlich gespottet hatte. Antonio war verloren, als der König durch Zuträger erfuhr, wie er von demselben und seiner Geliebten getäuscht worden war. Aber Philipp bereitete seine Rache geheim und langsam vor, kaum daß er gegen die Eboli einige Kälte zeigte. Eines Abends hatte Antonio Perez noch bis 10 Uhr mit ihm gearbeitet; eine halbe Stunde darauf war er verhaftet; dann verkleidete sich der König und stellte sich gegenüber dem Hause der Eboli auf, um zuzusehen, wie dieselbe ins Gefängniß geschleppt wurde. Auf die Bitten Antonio's, sich doch für ihn zu verwenden, schrieb der König freundliche Briefchen, des Inhalts: „Ich hoffe, alles wird gut enden; inzwischen nimm dich

in Acht!" Er stellte sich an, als wolle er seine Feinde beschwichtigen, bat ihn, unter allen Umständen zu schweigen, ließ aber unter der Hand einen Proceß gegen ihn wegen verschiedener Vergehen anstrengen, die man zu Staatsverbrechen vergrößerte. Antonio erkannte endlich seine Lage, floh und suchte Asyl in einer Kirche; man schleppte ihn aus derselben ins Gefängniß und verhaftete auch seine Frau. Im Augenblicke, da man den Unglücklichen nun auf die Folter legte, erhielt er wieder ein Briefchen vom Könige, in dem ihm dieser Muth zusprach; es werde alles noch gut gehen, er solle nur nicht gestehen, daß Escovedo auf königlichen Befehl getödtet worden sei. Allein Antonio gestand jetzt alles und drohte, die mehr als hundert Briefe des Königs zu veröffentlichen, die dessen Schuld bewiesen.

Endlich gelang es Antonio's heldenmüthiger und treuer Gemahlin, ihm zur Flucht zu verhelfen; er wendete sich nach Aragonien, nach Saragossa, wo die königliche Macht nichts über die Gemeindefreiheiten vermochte. Es scheint, Philipp II. konnte den tiefen Eindruck nicht verbergen, den diese Flucht auf ihn machte, denn sein Hofnarr soll zu ihm gesagt haben: „Warum seid Ihr so traurig, Gevatter? Antonio Perez ist entflohen; jedermann freut sich darüber, freut Euch doch auch!" Philipp II. antwortete, indem er befahl, Antonio's hochschwangere Frau und seine kleinen Kinder in den Kerker zu werfen. In Aragonien bewaffnete sich das Volk, um Antonio zu vertheidigen; weder Geld noch Sendlinge des Königs richteten etwas gegen ihn aus; als seine Güter eingezogen wurden, brachten ihm die Frauen

des Volkes Lebensmittel ins Haus; als ihn die Inquisition festnahm, befreite ihn die Masse durch die Drohung, den Palast derselben zu verbrennen. Endlich aber mußte sich Antonio Perez vor einem Heere, das der König gegen ihn schickte, in die Berge und von da nach Frankreich flüchten. Er genoß die Gastfreundschaft Heinrich's IV. und später diejenige Elisabeth's in England. Zwei Mörder, die Philipp gegen ihn aussendete, wurden in London, einer in Paris hingerichtet. Außerdem erzählt Perez selbst: „Eine schöne, galante, kühne Bearnerin erhielt vom Könige von Spanien 10000 Thaler und sechs prächtige Pferde, damit sie den Flüchtling an sich locke und den Händen der Sendlinge Philipp's ausliefere; sie versprach alles, aber ihr guter Charakter siegte über die Anerbietungen des Königs; die Liebe, welche sich zum Interesse verhält wie das Gold zum Kupfer, gab ihr einen dem Verbannten günstigen Rath ein und sie entdeckte Perez selber die Verschwörung!"

So mislangen alle Versuche des Königs, den Mitwisser seiner gefährlichsten Geheimnisse und den Zeugen seiner lichtscheuen Thaten stumm zu machen. Antonio Perez verwendete seine noch übrige Lebenszeit darauf, jene berühmten Denkwürdigkeiten zu schreiben, durch die er der Tacitus des spanischen Tiberius geworden ist, dessen unheimlicher Schatten uns durch die Räume des Escorial, seiner Schöpfung, begleitet.

Die Hofetikette schrieb genau die Zeit und Dauer des Aufenthalts des Königs wie in Aranjuez so im Escorial vor; für erstern Ort den Monat nach Pfingsten, für letztern den Monat October. Diese Ordnung wurde

erst unter dem letzten Habsburger auf spanischem Throne, Carlos II., dem Fanatiker, manchmal unterbrochen, weil buchstäblich kein Geld mehr vorhanden war, um die kleinen Ausflüge zu bezahlen. So tief war schon damals das Reich Philipp's II. gesunken; die spanische Monarchie war, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, „nicht mehr sterbend, sondern todt; sie lag bereits auf ihrer Bahre und wartete nur noch auf den Todtengräber". Wohl mußte es vollends das arme Hirn jenes Carlos' II. zerrütten, als er, der letzte seines Stammes, nach zehnjähriger unfruchtbarer Ehe seine Gemahlin Marie Luise, seine einzige Liebe, hier in der Gruft seiner Ahnen beisetzte. Der einzige Lichtblick in seinem trübseligen Dasein war die Liebe zu jener bourbonischen Fürstin gewesen; in ihrem Briefwechsel findet sich noch ein Brief, den ihm die Königin nebst einem schönen Diamanten einmal nach dem Escorial schickte, sowie die von einem Goldkofferchen begleitete galante Antwort des Königs, in welcher er ihr die berühmt gewordene Nachricht gibt: „Es weht ein starker Wind und ich habe sechs Wölfe erlegt."

Man wollte den vorzeitigen Tod Marie Luise's durch Gift erklären; aber wahrlich, es bedarf dessen nicht. Jung, lebhaft, in der freien Art Frankreichs erzogen, war die Fürstin über die Pyrenäen gekommen; sie mußte mit einem mal ihre ganze französische Gesellschaft entlassen und sich wie ein Kind bis ins einzelnste von einer alten, bigoten und strengen Camarera Mayor lenken lassen. Tanz, Reiten, heiteres Plaudern war verbannt; die einzige Unterhaltung, die ihr vergönnt wurde, war

täglich ein vierstündiges Schachspiel mit dem Könige, das sie zu lieben heucheln mußte, oder ein Mahl in Gesellschaft von Nonnen, oder ein Stiergefecht, oder die Verbrennung von Juden und Protestanten. Mehr geängstigt als getröstet durch die eifersüchtige Liebe ihres Gemahls, sah sie auch noch die Hoffnung auf Kindersegen, die sie lange aufrecht erhalten, schwinden. Sie war gewiß damit einverstanden, wenn die lebhafte französische Gesandtin, Madame de Villars, fast die einzige Französin, mit der sie sprechen durfte, beim Eintritt in ihr Zimmer sagte: „Die Langeweile des Palastes ist schauderhaft; mir scheint, man riecht dieselbe, man sieht sie, man berührt sie, so dick ist sie überall gelagert.“ Wie oft mochte die arme Königin vom Fenster ihres traurigen Schlosses sehnsuchtsvolle Blicke nach Norden schicken und seufzen, wie der Dichter jene Elisabeth, die Gemahlin Philipp's II., seufzen läßt: „In meinem Frankreich war's doch anders“, oder wie in der alten schönen Romanze Donna Blanca, die Gemahlin Pedro's des Grausamen, vor ihrer Ermordung seufzt:

O mein Frankreich, süße Heimat!
O mein Blut Bourbon'schen Stamms!
Ins achtzehnte Jahr erst geh' ich,
Heute war ich siebzehn alt. —
Sprich, Castilien, was verbrach ich? —
Nimmer kann ich dir Verrath,
Die du mir geschenkt, die Krone,
War von Blut und Thränen gar;
Aber eine andre, bessre,
Wird mir nun im Himmel bald.

18.

Avila. Valladolid. Burgos.

Burgos, 28. Juli 1869.

Der Guadarrama ist vor allen andern ein rauhes, wildes Gebirge, das den Erbauern der Eisenbahn manche schwierige Aufgabe stellte. Zwischen dem Escorial und Avila allein zählt man nicht weniger als sechzehn Tunnel, die zusammen eine Strecke von 4478 Metern bilden; Berge mußten abgetragen, Thäler ausgefüllt werden. Weite Strecken wasserlosen, sandigen Bodens, in dem nichts gedeiht als eine Art verkrüppelter Eiche, breiten sich in den tiefern Lagen aus; hier und da zeugen die Trümmer eines oder mehrerer Häuschen dafür, daß Menschen versucht haben, hier zu wohnen, aber verjagt durch die Unbilden des Klimas und das Fieber mußten sie das Gebiet wieder dem Wilde und namentlich den Wölfen abtreten, die unter den nach Estremadura wandernden Schafheerden arge Verwüstungen anrichten.

An die Stelle des leichten Steingerölls, das diese schauerlich öden Thäler, soweit die Blicke reichen, über-

deckt, treten nach und nach gewaltige Massen von Granitblöcken, die von einer Sündflut hierher gewälzt scheinen und in furchtbarer Unordnung übereinandergethürmt sind. Cyklopen, möchte man glauben, haben hier ein phantastisches Spiel getrieben, bald einen riesigen Thurm errichtet, der die Umgegend beherrscht, bald Häuser und Tempel und Mauern aus mächtigen Quadern zusammengefügt, bald eine Pyramide aufgestellt, bald einen Block nach Art der bretonischen Dolmen mit der Spitze in die Erde gebohrt. Wer möchte sich erwehren, seiner Phantasie die Zügel zu lassen, wenn ihn das Dampfroß in nächtlicher Stunde durch dieses Chaos der seltsamsten Naturgebilde führt, wenn vollends, wie bei meiner ersten Fahrt von Norden her, der Mond jetzt mit seinem bleichen Scheine das Schauspiel gespenstisch beleuchtet, jetzt wieder hinter zerrissenen Gewitterwolken verschwindend alles in tiefes Dunkel versenkt? Ich war versucht, nur an eine natürliche Fortsetzung meiner Träume zu glauben, als ich mit einem mal auf einer Anhöhe inmitten dieser Steinwüste eine Festung mit Wällen, Mauern und Thürmen auftauchen sah, ein romantisches Bild des Mittelalters, wie von der Meisterhand eines Doré entworfen. Der Zugführer kündigte Avila an, die altcastilische Bischofstadt.

Die wundersame Umgebung, der mittelalterliche Charakter, den sich Avila in jahrhundertelanger Abgeschiedenheit von der Heerstraße bewahrt, legten mir den Wunsch nahe, das nächste mal nicht an der verlassenen und fast vergessenen Stadt vorbeizufahren. Die biedern Einwohner von Avila waren bei meiner Ankunft, wie

allabendlich, am Bahnhofe versammelt, wo sie des Tages Last und Mühe zu vergessen suchen, indem sie zusehen, wie die Reisenden während des kurzen Aufenthaltes daselbst auf- und abspazieren, essen und trinken. Trotz ihrer echt castilischen Zurückhaltung konnte man deutlich den Ausdruck des Staunens auf ihren Gesichtern wahrnehmen, als ein Reisender auf den Omnibus zuschritt und Gepäck nach der Stadt aufgab. Der Kutscher des Omnibus war aber zu sehr auf das Wohl seiner Mitbürger bedacht, als daß er mich ohne Umstände wie den nächsten besten Eingeborenen an meine Bestimmung gebracht hätte. Unter allerlei Vorwänden zog er die Abfahrt so lange hinaus, bis die Avilaner zunächst sich überzeugt, daß die Bahnreisenden ihren Imbiß glücklich zu sich genommen, und bis sie dann mich, den einsam im Omnibus Thronenden, einer eingehenden Prüfung unterworfen hatten. Das Vergnügen hierbei war ganz auf ihrer Seite, denn so sehr es mir auch schmeicheln konnte, der Gegenstand einer so allgemeinen Bewunderung zu sein, so lästig wurde der lange Halt durch die Unzahl von Bettlern, die mich umlagerten und immer neue Verstärkungen an sich zogen, je mehr sich mein Kupfervorrath erschöpfte. In der Hauptstadt hat der thatkräftige Alcalde Rivero seit der gottlosen Septemberrevolution gründlich mit dem Straßenbettel aufgeräumt; die wirklich Armen sind jetzt daselbst in wohnlichen Asylen untergebracht und verpflegt; in den Landstädten aber, wo der Einfluß der Geistlichkeit noch größer ist, sorgt man noch dafür, daß die christliche Mildthätigkeit auf Weg und Steg durch den Anblick ekelerregen-

der Krankheiten und Verstümmelungen und durch das Geschrei der Bettler angestachelt werde. Wer an einem dieser Bettler stumm vorübergeht, wird für einen Franzosen oder, was beim niedern Volke fast gleichbedeutend ist, für einen Heiden gehalten; dagegen ziehen sich die meisten, wie es stolzen Castilianern geziemt, gutwillig zurück auf die Formel: „Gott möge Euch beschenken!"

Nachdem mein Omnibus endlich durch die alten Thore der Stadt gepoltert war, langte ich vor der Herberge zum „Dos de Mayo" an, wo ich eine so liebevolle Aufnahme fand, wie sie nur unverhofften Gästen zutheil wird. Etwas überrascht wurde ich dadurch, daß auch hier der Kellner auf die Frage, ob er ein Zimmer für mich habe, die anderwärts gebräuchliche schalkhafte Antwort gab, es sei gerade noch eins für mich frei. Ich habe während eines vierundzwanzigstündigen Aufenthalts von den Insassen der andern Gemächer nichts gesehen und gehört. Im übrigen war dieser Kellner eine gute Seele; nachdem er zuerst seine Cigarrette und dann mein Licht angezündet, führte er mich nach meinem Zimmer und sodann nach dem Speisesaale, wo ich, nachdem meine Augen sich etwas an die daselbst herrschende Dunkelheit gewöhnt hatten, eine lange Tafel mit etlichen zwanzig Gedecken wahrnehmen konnte. Man wies mir den Ehrenplatz an der Spitze derselben an, und ich konnte bei den wahrhaft Rembrandt'schen Effecten des vor mir stehenden Unschlittlichtes mich überzeugen, daß das alltägliche Gericht der Spanier meiner warte, nämlich Erbsen, Wurst und wieder Wurst. Da ich der einzige Gast an der großen Tafel war, so bediente man

mich, wie kein Caballero seit Don Quixote's Zeiten mehr bedient worden war; links von mir pflanzte sich die Wirthin auf, die schon eine neue Platte mit warmer Wurst in den Händen bereit hielt, wenn ich kaum eine mit kalter angegriffen hatte, rechts mein Kellner, der mir unter unaufhörlichem Einschenken von Wein und Wasser die Güte und Mannichfaltigkeit der Gerichte pries. Ich hatte keinen Grund, an der Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung zu zweifeln, da ich schon manchen Madrider aus der guten Gesellschaft, der kaum bei der kräftigen Kost in Paris oder London seine bleichen Wangen gegen blühend rothe umgetauscht, die spanische Küche für recht genießbar hatte ausgeben hören: ein schlagender Beweis, wie weit vaterländische Vorurtheile führen können. Als mir die freundliche Wirthin zum Dessert neben Orangen auch Forellen darbot, empörten sich zwar meine culinarischen Grundsätze heftig, allein erstlich sahen die Fischlein sehr einladend aus, und dann erinnerte ich mich an den Ausspruch eines biedern Wirthes auf der Schwäbischen Alp: „Der Magen sei befriedigt wie er mag, so eine Forelle schlüpft immer noch zum Schlüsselloch hinein.“ Mein Magen erwies mir denn auch die Liebe, mich diese schwere Sünde gegen die Gebote Brillat-Savarin's nicht büßen zu lassen.

Inzwischen war die erfrischend kühle Nacht angebrochen, ein Hochgenuß nach dem monatelangen Schmachten in dem Feuerofen Madrid; die Bürger der Stadt fanden sich, wie dies so ziemlich in allen spanischen Städten in den Abendstunden geschieht, mit Frauen und Kindern zum Spaziergange auf dem Verfassungsplatze

zusammen; daneben lagerten scherzend und singend die Arbeiter und Bauern um den kühlen Stadtbrunnen, der dem nüchternen Volke so ziemlich das einzige Naß spendet, womit es sich in den heißen Sommertagen erfrischt. Es ist eins der vielen Vorurtheile, die im Auslande über Spanien verbreitet sind, sich dieses Volk als verschlossen und unerschütterlich ernst zu denken. Der Reichthum an Lustspielen, scherzhaften Sprichwörtern, Liedern und Romanen, worin die spanische Literatur alle andern europäischen übertrifft, könnte freilich schon eines Bessern belehren. Aber man braucht sich nur an einem Sommerabende unter eine solche Menge zu begeben, wie sie sich hier an dem öffentlichen Vergnügungsorte versammelt, und man wird sehen, wie heiter dieses Volk sein und wie es sich mit einem Nichts unterhalten kann. Ein Bursche oder ein Mädchen stimmt eins der zahllosen Liebesliedchen an, und alsbald fällt die ganze Schar ein, und der Wechselgesang dauert lustig fort, bis ein Zufall eine neue Zerstreuung herbeiführt. Ein anderer kommt mit der Guitarre, und kaum hat er ein paar Töne auf derselben geklimpert, so fängt alles an zu singen, mit Händeklatschen den Takt zu geben; die Paare ordnen sich zum Tanze, und die Lustbarkeit hält bis in die späten Stunden der Nacht an, ohne daß eine unanständige Geberde, wüstes Schreien oder sonst die geringste Unordnung vorkäme. Nie habe ich bei solchen Gelegenheiten eifersüchtige Händel gesehen wie bei unsern Bauerntänzen; will ein Bursche in den Tanz eintreten, so stellt er sich einfach vor das nächste Paar, klatscht einmal in die Hand, und der Tanzende überläßt

ihm unverzüglich sein Mädchen. Der Spanier hat auch nicht nöthig, seine Lustigkeit durch künstliche Reizmittel, durch geistige Getränke, zu steigern; er berauscht sich am Tanze selber, an der Musik, die er leidenschaftlich liebt, und vor allem an der Unterhaltung mit den Frauen, die in Spanien — und zwar gilt dies für alle Schichten der Gesellschaft — eine viel unbeschränktere Herrschaft und Macht über die männlichen Gemüther ausüben als bei den nördlichen Völkern.

Der Mond schien so verführerisch hell, daß ich mich nicht entschließen konnte, mein Lager aufzusuchen, auch nachdem der letzte Guitarrenklang und der Schritt der letzten Heimkehrenden in den Gassen verhallt war. Der mächtige Bau der Kathedrale, zu dem die alten Gothenkönige den Grund gelegt, die Glockenthürme der zahlreichen Klöster, die 80 Festungsthürme und die hohen Mauern, die großentheils heute noch so dauerhaft sind wie vor Jahrhunderten, als Europa in ihnen das Muster von Befestigungen sah, ragten schweigend und ernst zu dem sternenklaren Himmel empor. Welche Erinnerungen knüpfen sich an diese Denkmäler einer grauen Vorzeit! Von diesen Höhen herab sahen die Gothen die Flut der Sarazenenheere sich heranwälzen; hier tobte der grimmigste Kampf zwischen den christlichen und mohammedanischen Streitern; von dieser Zinne wurde der Todesspeer auf den heiligen Segundo geschleudert, und hier erlagen die Comuneros in dem Kampfe für ihre alten Landes- und Städtefreiheiten der überlegenen Macht Karl's V. So mächtig umwittert uns der Hauch dieser großen, wechselvollen Vergangenheit, daß es uns fast

natürlich bedünken würde, träte uns bei dem einsamen Rundgang auf der Stadtmauer an einer Ecke plötzlich ein Recke in der eisernen Rüstung, mit Speer und Schwert in den Weg. — Die Landschaft, die im Mondschein ausgebreitet daliegt, bietet bis zu ihrer Einrahmung durch die Sierra von Avila und der Puerto Guadarrama wenig Wechsel; nur an einzelnen Stellen, wo sich das silberne Band des Flüßchens Adaja hinschlängelt, bilden Gruppen von Eichen und Tannen eine malerische Unterbrechung. Eine seltsame Laune der Natur hat es aber gefügt, daß in der Nachbarschaft Avilas einige Thälchen, wie dasjenige von Cebreros, sich verstecken, in denen, vor dem rauhen Nordwinde geschützt, der Olivenbaum und die Rebe trefflich gedeihen.

Die am folgenden Morgen angetretene Wanderung durch Avilas Kirchen und Klöster lohnte sich in mancher Hinsicht. Die Kathedrale, wie sämmtliche Häuser Avilas aus dem dunkelgrauen Granit aufgeführt, der in der Nähe gebrochen wird, ist ein zwar durch die Masse achtunggebietender, aber etwas plumper Bau, da sie auch die Bestimmung hatte, als fester Mittelpunkt der Stadt zu dienen. Wer jedoch die Anfänge der Renaissance und besonders die Werke des Meisters Berruguete studiren will, muß die feine und reiche Ornamentik an dem Retablo wohl berücksichtigen. Auch die etwas archaistischen, aber in der Farbe prachtvollen Gemälde im Chor verdienten besser gegen Zerstörung durch Zeit und Witterung gewahrt zu werden. Das einst an Kunstschätzen reiche große Kloster San-Tomas ist jetzt eine Stätte der traurigsten Verwüstung; seitdem das Kloster

aufgelöst worden, wächst Gras und Unkraut in den Hofräumen und Säulengängen; fast alle Bilder sind verschwunden und wer weiß wo in der Welt zerstreut; die Franzosen hatten schon bei der Invasion schlimm genug gehaust, und unter anderm die schönen Figuren an dem Grabmal Juan's, des Sohnes der Reyes Catolicos, in barbarischer Weise verstümmelt; und wenn die herrlichen Holzschnitzereien an den Chorstühlen und der sehr schöne Altar noch auf einige Frist vor dem Untergange bewahrt bleiben, so dankt man dies nur dem hiesigen Bischof, der das ganze Anwesen gekauft hat. Für die unglaubliche Fahrlässigkeit, die hier waltet, nur ein einziges Beispiel: der Pförtner zeigt mir den großen Klostergarten mit dem Bedauern, daß alle Pflanzen durch die Dürre zu Grunde gehen; nun ist in dem Garten an der höchsten Stelle ein Brunnen und See, der zehn solcher Gärten speisen könnte. Die Dürre wird natürlich so lange anhalten, als nicht das Wasser selbst sich entschließt, aus seinem Becken zu steigen und die Beete zu begießen! In stiller Abgeschiedenheit von der Stadt liegt das Kloster de Encarnacion, in dem sich zur Stunde noch zwanzig Nonnen befinden. Natürlich ist der Eintritt in das Kloster selbst nicht gestattet; aber es war ein rührender Anblick, als ich durch das Gitter, das die Kirche von dem Oratorium des Klosters trennt, sah, wie eine blinde hochbetagte Nonne sich mit dem Stocke zu einem Crucifix, zu dem sie manches Jahrzehnt tagtäglich gegangen, hintastete und sich in brünstiger Andacht vor dem heiligen Bilde, das ihre Augen wol schon lange nicht mehr sehen konnten, niederwarf. Auf

andere Weise trat mir das Bild einer unwiderruflich entschwundenen Zeit entgegen, als der Geistliche, der mich durch die Räume des Karmeliterinnenklosters führte, von der Kunst und Wissenschaft, die einst hier geherrscht habe und die von den revolutionären Regierungen zu Grunde gerichtet worden sei, sprach und mich schließlich, nachdem er erfahren, daß ich ein Deutscher sei, fragte, ob ich Don Carlos in Deutschland gesehen habe. Ich mußte dies verneinen, hütete mich aber wohl, dem Manne, der mit einem Fuße schon im Grabe steht, die Hoffnung auf denjenigen benehmen zu wollen, der nach seiner, wie mir schien, aufrichtigen Ueberzeugung allein noch Spanien aus dem Abgrunde retten kann.

Ueber die Mittel, welche die Geistlichen anwenden, um Begeisterung für Don Carlos zu erwecken, wurden uns hier zum Theil sehr ergötzliche Dinge erzählt. Es wird hier und dort gepredigt, Gott künde gegenwärtig durch sichtbare Zeichen am Himmel den nahen Sieg des rechtmäßigen Königs an; männiglich könne, wenn er abends auf freiem Felde lange in die untergehende Sonne schaue, sich dann abwende und die Augen schließe, sehen, wie ein starker Regen von Boinas (rothe baskische Karlistenmützen) vom Himmel falle. Natürlich schimmern den Bauern, die diese Probe anstellen, rothe Funken in den Augen, und da sie sich dies nicht zu erklären vermögen, so glauben ihrer viele an das Wunder. Auf solche Weise suchen hier die Geistlichen die Unwissenheit des armen Landvolkes auszubeuten und Opfer für eine ganz hoffnungslose Sache zu gewinnen. Mitunter freilich scheitern sie kläglich mit derartigen Berechnungen

auf den Aberglauben. So hatten sie als Strafe für die gottlosen und revolutionären Cortes ein Misjahr durch Dürre angesagt; und gerade an dem Tage, da jene die Glaubenseinheit aufhoben, war in allen Theilen des Landes ein befruchtender Regen gefallen, der die herrlichste Ernte verbürgte! Da das Wunder nicht einschlug, so sind sie gezwungen, jetzt auch zu weltlichen Mitteln zu greifen, Handgelder für den Dienst unter Carlos' Fahnen anzubieten, und zwar um so höhere, je besser eben die Ernte ausgefallen ist.

Von dem Hasse, der unter dem aufgeklärtern Theile der Bevölkerung, besonders den Handwerkern, Gewerbsleuten und Arbeitern gegen die Karlisten und gegen die karlistischen Geistlichen herrscht, kann man sich nicht leicht eine Vorstellung machen; da man in dem Siege des Karlismus die Vereitelung aller Anstrengungen, Spanien aus seinem Verfall zu erheben, und in den Geistlichen die Werkzeuge hierzu sieht, so läßt sich das Volk in den Städten nur mit Mühe abhalten, über die letztern herzufallen. An allen Orten sieht sich die freisinnige Partei genöthigt, zur Geduld und Mäßigung zu mahnen, damit nicht die Revolution in ihrer friedlichen Entwickelung gestört und durch blutige Gewaltthaten befleckt werde.

Als wir gegen 11 Uhr abends in Valladolid anlangten, waren die ehrsamen Einwohner der einstigen Hauptstadt Spaniens noch auf dem Campo grande versammelt, um frische Luft zu schöpfen. Diese Anlage ist durch Baumreihen in drei Abtheilungen geschieden; in der ersten wandeln die Stutzer und die sittsamen Bür-

gerstöchter, die behäbigen Kaufleute, die Beamten einen durch langjährige Gewohnheit fest umschriebenen Kreis auf und ab; in der Mitte befindet sich eine Musikbande, die von Kindern, Mägden und deren Anbetern umlagert ist; in der dritten Abtheilung endlich wird getanzt, Arbeiter, Dienstboten und Studenten, die eine Magd im Putz der allerbesten Gesellschaft vorziehen, tummeln sich hier. Was Gestalt und Schönheit der Bewohner von Valladolid betrifft, so sind dieselben besser als ihr Ruf; wir wurden zwar durch keine auffallende Schönheit überrascht, aber wir sahen in der Menge doch manches liebe Mädchengesicht und manche anmuthige Gestalt; auch finden sich die hiesigen Frauen im allgemeinen offenbar besser mit den pariser Trachten zurecht als die Madriderinnen, welche die kecken Launen derselben oft sehr seltsam übertreiben. Unter dem niedern Volke bemerkt man freilich viele verkümmerte und abgehärmte Gestalten. Eine Eigenthümlichkeit Valladolids scheint zu sein, daß die Weiber hier nicht wie fast überall in Spanien mit zunehmendem Alter fett, sondern mager werden, aber auch mager wie Fensterscheiben; die steinalten, runzeligen, knochigen Alten, mit dem pergamentenen Gesicht, den Triefaugen, der wie ein Rasirmesser scharfen Nase, dem spitzen Kinn, wie wir sie von Goya's Bildern her kennen, sind hier im echtesten Original vorhanden.

Im ganzen macht Valladolid eher den Eindruck einer südfranzösischen als altspanischen Stadt; auf den Straßen herrscht ein verhältnißmäßig größerer Verkehr als in Madrid. Die günstige Lage an den großen Ver-

bindungswegen fördert den innern und auswärtigen Handel bedeutend, und in den Werkstätten des kleinen Gewerbes nimmt man eine große Rührigkeit wahr. Die Goldschmiedekunst, die unter Karl V. eine so hohe Blüte erreicht hatte, ist zwar von ihrer alten Bedeutung herabgesunken, hat aber ihre Fahne noch nicht ganz vor den Franzosen gesenkt, die mit ihren für den spanischen Geschmack eigens gearbeiteten Waaren den hierländischen Markt überschwemmen; in der Straße de la Plateria ist noch mehr als eine Arbeit ausgestellt, welche keinen Vergleich mit fremden Erzeugnissen zu scheuen braucht.

Besonders freudig wird der aus dem Süden kommende Wanderer durch den lange vermißten Anblick eines Flusses überrascht, eines wirklichen Flusses mit Wasser, mit gras- und baumbewachsenen Ufern, nicht eines Flusses, der blos auf der Landkarte verzeichnet ist und sonst sein Dasein nur durch Kieselsteine und Brücken bemerklich macht. Wir eilten denn auch, die staubigen Erinnerungen des Manzanares in die grünen Fluten des Pisuerga, dessen Andenken dreimal gesegnet sei, zu versenken; und der alte Homer hat keinen seiner Helden mit größerm Wonnegefühl dem Bade entsteigen lassen, als uns nach so langer Entbehrung durchrieselte. Man muß nämlich wissen, daß die 400000 Seelen von Madrid nicht mehr als eine einzige und überdies sehr mangelhaft eingerichtete Badeanstalt besitzen, die das ganze Jahr hindurch geöffnet ist. Galt doch dem rechtgläubigen Spanier das Baden bis zum Anfang dieses Jahrhunderts für eine fast sündhafte Handlung; die Geistlichen gaben nur in Ausnahmefällen den hierfür

nöthigen Dispens, und es haben sich nur zu viele Reste dieses Vorurtheils erhalten, das seinen Ursprung in dem Gegensatze gegen die Einrichtungen und Gebräuche der Araber hat. Wie man die herrlichen Bauwerke, Gartenanlagen, Wasserleitungen, kurz soweit als es möglich war alles zerstörte, was die arabische Cultur in Spanien eingeführt hatte, so wurde auch das Baden verpönt als Nachahmung der häufigen Abwaschungen der Muselmänner. Ein französischer Arzt meiner Bekanntschaft, welcher der Tochter einer angesehenen madrider Familie ihrer Gesundheit wegen Bäder verschrieb, erhielt von derselben zu seinem Staunen die Antwort, sie wolle lieber ihre Gesundheit als ihre Jungfräulichkeit verlieren; auch bestätigt es sich vollkommen, so unwahrscheinlich es klingt, daß die Französinnen und Engländerinnen, eben weil sie häufig baden, hierzulande für unreinlich gehalten werden.

Den spanischen Charakter hat sich Valladolid vornehmlich durch die trotz aller Umwälzungen noch übergroße Zahl von Kirchen und Klöstern und durch seine Plaza Mayor bewahrt. Diese, das Vorbild der Plaza Mayor von Madrid, war ehedem für die Volksfeste, Stierkämpfe und Ketzerverbrennungen bestimmt; Philipp II. hat hier im Jahre 1559 sein berühmtestes Auto de Fé abgehalten. Vierstöckige, stattliche Häuser mit ununterbrochenen Reihen von Balkonen, und breite Galerien mit nicht weniger als 400 Granitsäulen, schließen diesen Platz ein, der besonders an Markttagen ein sehr buntfarbiges Bild bietet. An dem großen Stadtbrunnen, der sich inmitten des Platzes befindet,

hat die Behörde eine Anordnung getroffen, die nicht ganz unwürdig ist, erwähnt, beziehungsweise nachgeahmt zu werden. Auf der einen Seite des Brunnens steht nämlich die Inschrift: Señoras, auf der andern: Militares, und es ist den Vertheidigern des Vaterlandes streng verboten, unter dem Vorwande des Wasserholens sich auf die Seite des schwächern Geschlechtes zu begeben. — Die Kirchen und Klöster von Valladolid sind in architektonischer Beziehung nicht sehr bedeutend, wenn wir das Dominicanerkloster San-Pablo ausnehmen, dessen mit phantastischer Fülle ausgeschmückte gothische Vorderseite in der Kunstgeschichte berühmt ist. Je mehr man sich der Nordgrenze des Landes nähert, desto üppiger wird die Verschwendung an Sculpturen und Goldverzierungen der Altäre; wirkliche Kunstwerke gehen wie in der Iglesia antigua an solcher oft erst später hinzugefügter fremdartiger Ueberladung zu Grunde; in der Capilla de las Angustias verschwindet die edle Statue der Madre Dolorosa fast ganz unter der Menge der Pretiosen, womit man sie behängt. Die Señora in der Iglesia antigua ist mit unglaublicher Naivetät ausstaffirt worden; schwere Ohrringe, ein Silberdiadem in der Form einer normännischen Radhaube sind ihr Hauptschmuck; eine seidene Mantille und ein reich mit Blumen und Volants besetztes Kleid umhüllen ihre Gestalt; in die Hand hat man ihr einen großen Blumenstrauß gesteckt; mit dem schüchternen Ausdruck im Gesicht und ihrer ganzen etwas linkischen Haltung gleicht sie einem Bauernmädchen, das im Sonntagsstaate zum ersten mal communiciren geht. Eine wahre Orgie des abgeschmack-

testen Realismus sind die vielen Christusbilder in andern Kirchen, mit Perrüke und Bart aus natürlichen Haaren; an einigen Orten hat man selbst den Engelsfiguren blonde Perrüken auf die Köpfchen geheftet.

Das Museum von Valladolid verdient als Gemäldesammlung lange nicht mit demjenigen von Sevilla oder Madrid verglichen zu werden; aber die hier aufbewahrten Bildwerke in Holz von den großen castilischen Meistern Hermandez, Berruguete und Juan de Juni werden die Erwartungen aller übertreffen, welche mit der bei uns verbreiteten Voreingenommenheit gegen bemalte Holzbildwerke hierher kommen. Man kann diese echt nationale Kunst hier in ihrer reichsten und schönsten Entwickelung kennen lernen, Wahrheit und zugleich Adel des Ausdrucks, Kühnheit und dabei Eleganz in den Geberden, Feinheit und Kraft in den Gliedern, Kenntniß aller anatomischen Bedingungen bei dem innigsten Verständniß für die rein seelischen Antriebe, eine des Meisels völlig sichere Hand, ein in der Wahl und Zusammenstellung der Farben geübtes Auge, eine nur durch den Geschmack, nicht durch handwerkliche Schwierigkeiten beschränkte Freiheit in der Behandlung des Gegenstandes, eine begeisterungsvolle Hingebung an den darzustellenden Stoff, wie sie eben nur in einer nach allen Seiten abgeschlossenen, von keinem Zweifel angefressenen Welt- und Lebensanschauung wurzeln kann! Ich glaube, unsere neuern Bildhauer könnten vieles in dieser Schule lernen.

Die Stadt Burgos ist gleichsam nur ein Anhängsel an die Kathedrale in ihrer Mitte; die zwar häufig mit großen Wappen geschmückten, aber schmuzigen und zer-

fallenden Häuser der Stadt erscheinen wie jene ärmlichen Anbauten, die auch anderwärts an die gothischen Dome geklebt sind. Während in Valladolid neben den vielen aufgehobenen Klöstern und geschlossenen Kirchen das Leben der neuen Zeit sich zu regen angefangen hat, Bürgerfleiß und Sinn für Verschönerungen und Verbesserungen allenthalben zu Tage tritt, hat sich Burgos noch lange nicht in gleichem Maße aus den Banden des Kirchenzwanges und Mittelalters losgerungen. Wie die winzigen Häuser seiner Bewohner von dem Riesenbau des Domes gleichsam erdrückt werden, so liegt das Bürgerthum in einem Kampf auf Leben und Tod mit der Uebermacht der Kirchenmänner; die Einkünfte der Stadt, ja der ganzen Provinz Burgos reichen nicht hin, um das Heer der hiesigen Geistlichen und Mönche zu ernähren. Ein selbständiges Gewerbe vermag kaum neben der Jahrhunderte alten Ueberlieferung aufzukommen, welche den Eingeborenen anweist, sein Denken und seine Kräfte nur auf die Befriedigung der Bedürfnisse der Kirche zu wenden; Hunderte ziehen es vor, in Müßiggang von den Brosamen zu leben, die etwa von dem reichbesetzten Tische der Kirche fallen; und Hunderte erlahmen vor der Zeit in dem Streite mit dem von den Urvätern überkommenen Schlendrian. In den buckeligen, schlecht gepflasterten, unreinlichen Straßen sieht man weniger Verkaufsgewölbe und Werkstätten als in andern gleichgroßen Städten Spaniens; das Kunstgewerbe, das zu der Zeit, da die ersten Goldströme aus Amerika anlangten, hier blühte und mit seinen Wunderschöpfungen die Kirchen schmückte, ist längst ausgestorben. Nir-

gends sieht man so viele kräftige und arbeitsfähige Männer die besten Stunden des Tages mit schläfrigem Beten in den Kirchen verbringen wie in Burgos.

Und doch ist auch über diese Stadt der Hauch der neuen Zeit nicht ganz spurlos hinweggegangen. Die Reihen derjenigen, die einst unter der Fahne von Don Carlos gefochten hatten, haben sich sehr gelichtet, und die Predigten der Geistlichen über das göttliche Recht des wahren Königs von Spanien verfangen nur noch bei der anwohnenden Landbevölkerung, während die Gewerbtreibenden und die Arbeiter in Burgos selbst bereit stehen, die gegenwärtige Ordnung der Dinge mit den Waffen gegen die kirchlichen und staatlichen Rückschrittsmänner zu schützen. Und zwar ist ihr guter Wille über jeden Zweifel erhaben. Sobald die Nachricht von der Septemberrevolution hierher kam, leerte das Volk, ohne erst die neue Regierung um Erlaubniß gefragt zu haben, das hiesige Zeughaus, und widerstand jeder spätern Zumuthung, die Waffen wieder auszuliefern. Es ist denn auch hier eine Schar von 400 Freiwilligen hinreichend ausgerüstet, um jede Ruhestörung durch die Karlisten niederschlagen zu können, während ich in Valladolid einige Bataillone von Freiwilligen, die ihre Ausrüstung der madrider Regierung vertrauensvoll anheimgestellt hatten, ihre Feldübungen noch mit bloßen Prügeln vornehmen sah. — Einige Tage, ehe ich hier eintraf, hatte der ehrwürdige Patriarch der republikanischen Partei, Orense, eine große Volksversammlung abgehalten; seine Rede hatte besonders an den Stellen, wo er die Trennung von Staat und Kirche verlangte,

stürmischen Beifall erweckt; sie wurde vom Morgen bis zum Abend in den Straßen und selbst unter dem großen Eingangsthore der Kathedrale zum Verkauf ausgeboten. Zu meinem Staunen fand ich hier auch eine republikanische Zeitung vor; in Valladolid erscheint nur ein ganz farbloses Nachrichtenblatt, und Avila besitzt überhaupt kein politisches Organ. — Die Plaza Mayor, einen unregelmäßig gebauten Marktplatz, wo die meisten Wanderer aus dem Norden zuerst das bunte, malerische Treiben einer spanischen Bevölkerung beobachten, haben sie zuerst in Plaza de la Constitucion umgetauft, und seit einigen Tagen prangt an allen Ecken in goldenen Buchstaben der neue etwas langathmige Name: Plaza de la Constitucion democratica de 1869. Die Leichtfertigkeit, womit die Spanier die Namen ihrer Straßen und Plätze ändern, übertrifft alles, was das zweite Kaiserreich in dieser Beziehung geleistet hat. In allen Städten gibt es jetzt Serrano-, Topete- und Prim-Straßen, mit welchen die nächste Revolution wieder aufzuräumen haben wird.

Seit einiger Zeit besteht in Burgos ein Casino, das an geschmackvoller und bequemer Einrichtung diejenigen mancher andern Städte Spaniens hinter sich läßt. Dem Fremden, der das geistige, gesellschaftliche und politische Leben dieses Landes kennen lernen will, kann man nicht genug empfehlen, sich in diesen Casinos vorstellen zu lassen. Dieselben besitzen meist eine gute Sammlung von Büchern, Zeitschriften und Blättern, Spiel-, Tanz- und Sprechsäle; hier werden Vorträge über wissenschaftliche und politische Gegenstände gehalten, hier bilden

sich, sei es auf dem Katheder, sei es in der gewöhnlichen Unterhaltung, die parlamentarischen Redner und Staatsmänner aus; hier werden Ministerportefeuilles vertheilt und Verschwörungen gemacht.

Mit welchen Gefühlen die Kirchenmänner alle diese Neuerungen entstehen sehen, hat jene schauerliche Mordthat gezeigt, die in dem Dome an dem unglücklichen Statthalter begangen wurde, der im Auftrage seiner Regierung, um fernern Verschleuderungen oder Entfremdungen der Kirchenschätze vorzubeugen, ein Verzeichniß der letztern aufnehmen sollte. Ich ließ mir die Stätte des Mordes zeigen; mein Führer, ein alter karlistischer Parteigänger, verfehlte nicht, mir von der Wuth des Volkes und den Tausenden von Arbeitern zu erzählen, die sich auf den tempelschänderischen Statthalter gestürzt; angesehene Einwohner von Burgos aber schilderten den Vorgang in abweichender Weise. Nach ihnen hatten nur sehr wenige in den schmalen Gang eintreten können, in dem der Greuel geschah; der Bischof stand da drüben am Fenster in seinem vollen Ornat, und mit ihm schauten die ersten Geistlichen des Kapitels dem Vorgange zu. Ich sah in der Kirche etwa dreißig Geistliche bei einer Ceremonie vereinigt und konnte dem Verlangen nicht widerstehen, den Ausdruck ihrer Gesichter zu prüfen. Eine gewisse trotzige Härte, ein lauernder, mistrauischer Zug, ein Mangel geistigen Ausdrucks ist in den Physiognomien spanischer Geistlicher nur allzu häufig wahrzunehmen: hier aber fand ich die Herrschsucht, den finstern Fanatismus, die geistige Roheit in wahrhaft erschreckender Weise ausgeprägt. Man erinnert sich

noch lebhaft des Schauders, womit Europa die Kunde von der gräßlichen That in Burgos aufnahm; das spanische Volk schrie nach Rache, und man konnte fürchten, dasselbe werde wie im Jahre 1835 Lynchjustiz in großem Maße an der Geistlichkeit üben; die Regierung versprach strenge Untersuchung und Bestrafung der That, der Proceß wurde eingeleitet, aber heute, nach mehr als einem halben Jahre, weiß niemand den Ausgang der Sache, und niemand fragt mehr nach demselben. Dies sind eben Cosas de España. Man erinnert sich an den großen Kirchendiebstahl in Toledo, wo ohne eine Spur eines Einbruchs von außen, und ohne die geringste Beschädigung, der Kästen, Juwelen im Werthe von vielen Millionen abhanden gekommen waren; es war ein öffentliches Geheimniß, daß tagtäglich reiche Kirchenschätze über die Grenze geschickt wurden, und niemand zweifelte daran, daß dieselben bestimmt seien, das Geld für karlistische Werbungen und Rüstungen zu liefern; aber noch heute und wahrscheinlich noch lange wartet man auf die Enthüllung und Bestrafung der Thäter. Es fehlt bekanntlich an ähnlichen Cosas auch auf anderm Gebiete nicht; die vielbesprochene parlamentarische Untersuchung über die Ursache der Aufstände von Malaga und Cadix, die Aufklärung über das Verhalten des Statthalters von Cuba, Dulce, und über die gewaltsame Entfernung desselben durch die Freiwilligen gehört in dieses nicht leicht zu erschöpfende Kapitel.

Die Kathedrale von Burgos ist, wie sich für ihre Bedeutung geziemt, im Besitze von einigen Mirakeln. Das berühmte Christusbild, das natürliche Haare, Brauen

und Bart trägt, mit einer natürlichen Haut bekleidet scheint und vom Gürtel bis zu den Knien in einen mit Gold gestickten und mit Rosen besetzten Unterrock gehüllt ist, schwitzt Blut aus, seitdem ein ungeschickter Arbeiter beim Bauen einen Stein auf seinen Hals fallen ließ, der bei dieser Gelegenheit, wie man noch heute sehen kann, gebrochen wurde; der Küster zeigte mir die Leinwand, mit welcher man das kostbare Blut aufgefangen. Eine andere Eigenthümlichkeit ist ein Heiliger, der die Krankheiten der Nieren, aber nur der Nieren heilt. Seinen Namen habe ich leider vergessen.

Was die echten Wunder betrifft, welche die Kunst der Menschen, deutsche Baumeister und Maler, italienische und spanische Maler und Bildhauer hier geschaffen, so wären Bände erforderlich, dieselben hinreichend zu schildern. Wenn einmal ein Landsmann das Buch schreiben wird über die Werke und den Einfluß deutscher Kunst in spanischen Landen, so wird er der Kathedrale von Burgos und dem nahen Kartäuserkloster von Miraflores wol den hervorragendsten Platz einräumen müssen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.